Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paed. 240

~~III. 533~~

Paul.

240

Hand- und Hausbuch

für

Bürger und Landleute

welches lehret

wie sie Alles um sich her kennen lernen, sich gesund erhalten, sich in Krankheit helfen, wie sie ihr Land auf die vortheilhafteste Art bauen, ihre Gärten bestellen, sich gutes Obst ziehen, Bienen mit Nuzen halten, und wie Hausfrauen ihre Wirthschaft ordentlich führen solien

nebst noch

vielerlei guten Ratschlägen, aus vielen Schriften und Aufsäzen geschikter Landwirte

zusammengetragen und herausgegeben

von

J. L. Ewald

Generalsuperintendent zu Detmold im Fürstenthum Lippe.

Mit Königlich Preußischen, Churfürstlich-Sächsischen und Hochfürstlich Lippischen Allergnädigsten und Gnädigsten Privilegiis.

Lemgo und Duisburg am Rhein

im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1793.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorbericht und Bitte

an die erwachsenen Landleute.

Ich übergebe Euch hier ein Buch, das Euch nüzlich seyn kann, und wenn es mir nachgeht, auch nüzlich werden wird. Es ist zwar hauptsächlich für Eure Kinder geschrieben, und wird ihnen in den Schulen erklärt werden: aber auch Ihr könnet gewis Vieles darinnen brauchen, wenn Ihr es aufmerksam lesen, und Euch darnach richten wollet. Ihr habt zwar von Euren Eltern gelernt, wie Ihr Euren Aker bauen, Euer

Vieh versorgen, Euren Garten bestellen, und Eurer Haushaltung vorstehen sollet; und Manches machet Ihr auch recht gut. Mancher weiß auch schon, wie er einen Baum pflanzen und pfropfen, wie er Bienen behandlen, und sich oder den Seinigen bei einem plözlichen Zufall helfen soll. Aber Vieles geht denn doch nicht so, wie es gehen müßte. Der Aker wird nicht immer gut bestellt. Sehet nur, wie schon mancher vernünftige Conduktor oder Meyer Vieles besser macht; wie sein Feld so viel mehr trägt. Vom Gartenbau und Obstbau wissen die Wenigsten etwas; und es ist doch eine herrliche Sache, wenn man vielerlei gute Gemüse, und brav erfrischendes Obst hat.

Und von Eurem Körper wisset Ihr sehr wenig. Wenn Euch oder den Eurigen etwas fehlt; so gehet Ihr wol lieber zu einem weisen Mann, zu einer alten Frau, oder zu einem Scharfrichter, der Euch das Geld abnimmt, Euch etwas vorschwäzt, und von den Krankheiten so wenig verstehet als Ihr. Da wolte ich Euch denn ein wolfeiles und deutlich geschriebenes Buch in die Hände geben, aus dem Ihr Euch Raths erholen könnet, wenn Ihr Manches wissen mögtet, und es doch

nicht

nicht wisset. Was in diesem Buche stehet, und für gewis behauptet wird; darauf könnet Ihr Euch verlassen. Das ist Alles oft gesehen und versucht worden, und man hat es probat gefunden. Vielleicht sagen Manche unter Euch: „Was verstehet aber der Superintendent von dem Landbau, von der Bienenzucht, von Arzeneien? Er ist ja kein Landmann und kein Doktor!" Ihr habt Recht; ich verstehe auch davon sehr wenig. Aber ich habe auch wenig oder nichts in dem Buche aus meinem Kopfe geschrieben. Ich habe Alles von Männern, die es recht verstehen; und auf die man sich verlassen kann. Was von dem Bau des menschlichen Körpers gesagt ist; das haben Leute geschrieben, die es hundertmal in dem Leibe selbst so gesehen haben, wenn Todte geöfnet worden sind. Was Euch in manchen Krankheiten gerathen ist; das haben die geschiktesten Doktors hundertmal probirt, und es hat immer geholfen. Den Unterricht über recht guten Landbau hat der Herr Kammerkommissär Kleinen geschrieben, den Ihr Alle als einen geschikten Landwirt kennet. Die Regeln vom Gartenbau sind von einem Manne im Hannöverischen, der weit und breit wegen seines guten Gemüses bekannt

ist. Was Ihr über den Obstbau findet, ist von einem sehr geschikten Gärtner, und mehrere Andere geschikte Gärtner haben es noch durchgesehen und gebilligt. Die Regeln von der Bienenzucht hat ein Prediger geschrieben, der schon viele hundert Bienenstökke gezogen, und viele Jahre mit dem größten Vortheil Bienen gehalten hat. Ich habe das nur ins Kurze gezogen, es recht deutlich zu machen gesucht, und es zu Eurem Gebrauche zusammen druken lassen, damit Ihr Alles zusammen habet, und es recht wolfeil haben könnet.

Aber ich hoffe nicht, daß Ihr nun, wenn Ihr in das Buch sehet, gleich sagen werdet: „Das ist wieder Allerlei Neues; und das Neue thut selten gut. Wir wollens beim Alten lassen. Unsere Vorfahren habens so lange auf die Art gemacht, und haben sich gut dabei gestanden; wir wollen nicht klüger seyn wie sie.“ Das wäre nicht sehr verständig geredet; denn Eure Vorfahren haben ja auch wol manches Neue nachgemacht, und Ihr habt noch jezt den Nuzen davon. Es war ehemals auch was Neues, daß man ganze Felder voll Roggen

säete,

säete; der Roggen wuchs vorher wild an feuchten Orten unter anderm Gras. Einer fieng an, ihn zu säen; die Andern machtens ihm nach, und jezt haben wir Alle das liebe Brod davon. Schon 550 Jahre nach Christi Geburt hatten die Menschen gelebt, ohne eine Mühle zu haben. Die Wassermühlen waren etwas Neues; und wie nöthig sind sie uns jezt! Vor 300 Jahren waren die Hufeisen etwas ganz Neues; und jezt sind sie so nöthig, besonders in steinigten Gegenden. Denket Ihr, man habe immer Spinnräder zum Spinnen gehabt? Nein; das Spinnrad war auch etwas ganz Neues. Ein Bürger in Braunschweig, Namens Jürgen, erfand es vor 232 Jahren. Die Leute nahmen's aber nach und nach an; und denket, wie viele tausend arme Leute jezt davon leben! Eine Schüssel voll Kartofeln schmekt uns jezt so gut, und es sind noch keine hundert Jahre, da wußte hier Niemand etwas davon. Ein König von Preußen befal, daß unsre Nachbarn sie pflanzen solten; aber sie rissen sie bei Nacht wieder aus der Erde heraus, weil es etwas Neues war. Urtheilet selbst, ob sie da vernünftig handelten? So ists in allen Zeiten gewesen; so ists auch noch jezt. Die Menschen denken immer

nach, probiren immer, und kommen von Zeit zu Zeit auf manches Nützliche. Wenn sie denn nun gelernt haben, etwas besser zu machen, als man es sonst gemacht hatte, und sie schreiben oder sagen es; solten wir es nicht auch versuchen? Das wäre ja sonderbar, wenn wir uns einbildeten, wir wüßten schon Alles, und machten Alles so gut, wie es irgend zu machen wäre. Wie viel Klee und Esparcette (Esper) wurde vor 20 Jahren gebaut? War es da nicht etwas Neues? Und hat man nicht mehr Futter für das Vieh, seitdem er gebauet wird? — Ich will gar nicht sagen, daß Ihr gleich Euren Gebrauch ändern, und das annehmen sollet, was Ihr in diesem Buche findet. Ich weiß wol, daß man fest an dem hält, was man viele Jahre versucht hat. Aber Ihr könnet doch leicht mit Einem oder dem Andern eine Probe machen, ob es wirklich so ist, wie es hier beschrieben wird. Ihr lasset z. E. Euren Mist noch lange auf dem Aker liegen, ehe Ihr ihn unterakert. In diesem Buche wird gerathen, den Mist gleich unter zu akern, weil er sonst zu viel von seiner Kraft verliere. Versuchts dann, wenigstens einmal, mit Einem Aker. Fahret eben so viel Fuder Mist auf

eine Scheffel Saat Land, als auf eine andere. Seher aber wohl zu, ob der Mist nicht allzu frisch ist; und nun lasset Ihn auf dem Einen Aker liegen, und auf dem Andern ackert ihn gleich unter. Thut dieß einmal drey Jahre nach einander, und Ihr werdet ja wol an dem Korn bald sehen, welches am besten ist. Ihr kaufet noch meist Rigaischen Leinsaamen, und müsset ihn sehr theuer bezalen. In diesem Buche wird gesagt, der hiesige Leinsaamen sey eben so gut, wenn man ihn nur mit dem, der in anderer Gegend des Landes gewachsen ist, oft vertausche, und ihn 5 bis 6 Jahre alt werden lasse. Es ist doch leicht, das einmal zu versuchen; und wenn Ihr auch nur eine Meze Land damit besäet. Viel werth wäre es Euch doch, wenn ihr das Geld für den theuren Rigaischen Lein ersparen könntet. Alle diese Sachen dürfet Ihr aber nicht nur Einmal versuchen, und hernach gleich sagen: es sey nichts. Es kann an der Witterung oder an andern Umständen liegen, daß es gerade das Einemal nicht gegangen ist. Der Roggen gerath auch nicht alle Jahre. Ist es darum nichts mit dem Roggensäen? Ihr müßt Alles wenigstens dreymal versuchen, ehe Ihr es verwerfet. Wenn Ihr

eine Hand oder einen Fuß erfroren habt; so seid Ihr gewohnt, ihn recht warm zu machen und warm zu halten. In diesem Buche wird Euch gerathen, ihn in Schnee oder eiskaltes Wasser zu steken. Machet den Versuch nur einmal an zwei erfrorenen Aepfeln. Leget den Einen in die warme Stube und den Andern in Schnee; und Ihr werdet bald sehen, welcher verdirbt, und welcher wieder frisch wird. Man muß „Alles prüfen und das Beste behalten," sagt der Apostel Paulus; und er hat ja wol nicht unrecht.

Saget auch nicht gleich: das geht hier zu Lande nicht! In andern Ländern sagte man Anfangs auch so; aber es gieng doch. Viele Leute sagten auch, es gehe nicht, daß man irgend eine Gemeinheit theile oder daß man Futterkräuter baue. Aber jezt sehen wirs vor Augen, daß es gegangen ist. Es geht gar viel, wenn der Mensch recht will, und mit Ernst dazu thut.

Wollet Ihr indeß durchaus für Euch selbst keinen Gebrauch von diesem Buche machen; dinket Ihr etwa,

Ihr

Ihr seid zu alt, um noch etwas Neues anzufangen: so verhindert wenigstens Eure Kinder nicht, daß sie darinnen lesen und es benuzen. Manche Eltern sagen wol: ich habe in meiner Jugend das auch nicht gelernt; meine Kinder sollen nicht geschikter werden, als ihre Eltern waren. Aber das ist nicht Väterlich und Christlich geredet. Wenn Gelegenheit da wäre, daß Eins Eurer Kinder ein hübsches, einträgliches Gut bekommen könnte, woltet Ihr es denn etwa verhindern, und sagen: ich habe auch das Gut nicht gehabt; meine Kinder sollen nicht reicher werden als ich bin? Und ich denke ja wol, Verstand und nüzliche Wissenschaft ist auch ein Gut, das dem Menschen meist mehr hilft, als viel Land, das er ohne Verstand nicht recht nuzen kann. Jede Gelegenheit, etwas Gutes zu lernen, schikt Gott, und will, daß wir sie benuzen, wie das Gleichniß von den Knechten mit den verschiedenen Pfunden, Matth. 25; 14-30. lehrt. Wenn Ihr nun Eure Kinder abhieltet, diese Gabe Gottes zu benuzen; so hättet Ihr es zu verantworten. Und das werden gute Eltern nicht wollen.

Nun; Gott lenke Eure Herzen, daß Ihr erkennet, was zu Eurem Besten dient, und gebrauchet, was zu Eurem Besten dient.

Geschrieben im August 1792.

J. L. Ewald,
Generalsuperintendent

Ersten

Innhalt.

Vorbericht und Bitte an die erwachsenen Landleute. S. 3.

Erster Abschnitt. Etwas von der Natur, oder von den Dingen, die um uns her sind. S. 13.

Zweiter Abschnitt. Etwas vom menschlichen Körper, und den Mitteln, ihn gesund zu erhalten. S. 63.

Dritter Abschnitt. Das Nöthigste vom Landbau und von der Viehzucht. S. 147.

1) Von der Erde überhaupt, und deren verschiedenen Eintheilungen, in Absicht des Akerbaues. S. 148.

2) Von besondern Kennzeichen der verschiedenen Akererde, nach deren Gattungen und besondern Eigenschaften. S. 149.

3) Eintheilung der Erdarten, in Ansehung der Verbesserungen. S. 155.

4) Von Verbesserung der Erdarten überhaupt. S. 157.

5) Und zwar der leichten mit Mergel und der schweren mit Erde. S. 161.

6) Von Verbesserung der Felder mit Sande. S. 163.

7) Von gehöriger Begailung der Felder. S. 165.

8) Von guter Bestellung der Felder, besonders vom Akern und Pflügen. S. 169.

9) Vom Säen und Eggen. S. 173.

10)

10) Von Vermehrung der Wiesen. S. 175.
11) Von Verbesserung der Wiesen. S. 176.
12) Von der Viehzucht überhaupt. S. 187.
13) Von der Viehzucht insbesondere. S. 189.

Vierter Abschnitt. Etwas vom Gartenbau. S. 196.

Fünfter Abschnitt. Etwas von der Baumzucht. S. 240.

Sechster Abschnitt. Etwas von der Bienenzucht. S. 261.

Siebenter Abschnitt. Etwas Weniges für künftige Hausfrauen und Landwirthinnen. S. 283.

Achter Abschnitt. Etwas von Deutschland und von andern Ländern überhaupt. S. 313.

Neunter Abschnitt. Etwas vom Kalender. S. 356.

Erster Abschnitt.

Etwas von der Natur, oder von den Dingen, die um uns her sind.

1) Lieben Kinder; Ihr findet auf der Erde mancherlei Steine und Erdarten; die Erde trägt viel tausenderlei Pflanzen, Blumen und Bäume. Ihr sehet viele tausenderlei Thiere. Alle Tage sehet Ihr Licht; Ihr athmet Luft; Ihr brauchet Feuer und Wasser. Ihr erlebet Regen und Schnee, Bliz, Donner und Hagel. Ihr sehet die Sonne, den Mond und die unzäligen Sterne. Natürlich möchtet Ihr doch davon etwas wissen, und das ist gut und nüzlich, wenn man etwas davon weiß. Viele dieser Dinge können nüzen und schaden, je nachdem man sie braucht. So muß man also doch wissen, wie man sie brauchen soll. Die Erde ist das große Haus, das wir bewohnen; und Jeder kennt doch gerne das, was in seinem Hause ist.

2) Am Nächsten ist uns die Luft, die wir immerfort einathmen, ohne die wir nicht leben können. Die Luft ist nicht immer einerlei. Manchmal und an manchen Orten ist sie hell, manchmal trüb. Manchmal warm, manchmal kalt; manchmal erquikt sie uns recht, manchmal drükt sie uns, daß wir ganz matt werden. Das kommt daher, weil die Luft leichter und schwehrer werden kann, und weil mancherlei Dünste in der Luft herumfliegen oder herumschwimmen, wodurch sie verändert oder verdorben wird. Sind es wässerichte Dünste, so wird die Luft feucht; sind es stinkende Theile, so wird sie stinkend. Der Mensch muß darum frische Luft einathmen, weil dadurch manche schädliche Theile aus seinem Körper weggebracht werden, die denn mit dem Athem weggehen. Darum ist es nicht gut, wenn man zu lange in engen, verschlossenen Stuben sizt; denn da athmet man die Luft ein, in der die schädlichen Theile enthalten sind. Noch schädlicher ist es, wenn man in Krankenstuben kein Fenster öfnet. Der Kranke hat viele schädliche Theile bei sich, die er mit der Luft heraus athmet; er schwizt auch wol, und dünstet gewis aus. Das Alles verdirbt die Luft; und wenn es in der Stube nicht gut riecht, so ist es ein Zeichen, daß die Luft verdorben und ungesund ist. Da solte man ja oft ein Fenster öfnen, das dem Kranken nicht gerade auf das Bett zieht. Das würde ihm gewis leicht ums Herz machen, und ihm wolbekommen. In der diken, ungesunden Luft athmet er schwehr, und wird gewis kränker; denn selbst einem Gesunden wird es oft ganz wunderlich in einer solchen Stube. — Schwefeldünste, Kolendampf, Luft, die aus Sümpfen heraus kömmt, Geruch von verfaulten Menschenleichen oder von Thieren, ist auch sehr

schädlich. Von dem Schwefel, dem Sumpf, von den faulen Dünsten hat die Luft viele Theile angenommen, die denn der Mensch mit der Luft einathmet und sich verdirbt, statt sich durch frische Luft zu erquiken. Jeder kanns versuchen, ob ihm nicht der Athem vergehen will, wenn er nur ein wenig Schwefeldampf einathmet, und ob ihm nicht bei Leichen, die stark riechen, übel wird. Man solte darum durchaus des Nachts keine brennende Kolen in eine Stube sezen. Viele Menschen, die in einer solchen Stube schliefen, sind schon am andern Morgen todt gefunden worden. Wenn man in Sümpfen arbeiten muß, solte man immer vorher recht starken Eßig trinken, und sich so stellen, daß Einem die Luft nicht entgegen kommt. Man solte nicht in Keller oder Stuben gehen, die lange verschlossen waren, sondern erst frische Luft hinein lassen. Und es solten nirgends Leichen in eine Stadt oder ein Dorf, noch vielweniger in eine Kirche begraben werden, weil dadurch die Luft vergiftet wird. Wenn um ein Dorf herum Sümpfe sind, solte man sie auszutroknen suchen; denn es entstehen kalte Fieber und Faulfieber davon.

3) Je nachdem die Luft beschaffen ist, entsteht Wind, Regen, Hagel, Schnee, Bliz und Donner. Wenn die Luft warm wird; so dehnt sie sich aus einander. Das könnt Ihr sehen, wenn Ihr eine halbaufgeblasene und zugebundene Schweinsblase über das Feuer haltet. Sie wird, aufgehen, als wenn Ihr mehr Luft hineingelassen hättet. Wird es nun an einem Ort auf der Erde wärmer, als es vorher war; so dehnt sich die Luft auch aus einander; die Luft muß weg von dem Ort, wo sie war. Wird es wieder kälter, so geht sie wieder an ihren vorigen Ort, und wenn sie sich fort-

bewegt,

bewegt, so entsteht Wind. Daher kommts, daß bei einem Gewitter gemeiniglich Wind ist, weil es alsdann an Einem Ort kälter als an dem Andern wird. Darum ist auch im Früling und im Herbst am meisten Wind, weil es da kälter oder wärmer wird. Die Winde sind manchmal unangenehm; aber sie sind doch eine große Wolthat Gottes. Durch sie wird die Luft von bösen Dünsten gereinigt; darum ist auch ein Ort, wo kein Wind recht durchstreichen kann, ein ungesunder Ort. Im Früling werden durch den Wind die Bäume recht geschüttelt, daß der Saft in die Höhe steigen kann. Menschen, Thiere und Pflanzen würden krank werden, wenn es keinen Wind gäbe. — Aus der Erde, aus dem Wasser und besonders aus dem Meere steigen beständig eine Menge Dünste in die Höhe. Daß sie aus dem Meer aufsteigen müssen, könnt Ihr schon daraus sehen, weil so viele Flüsse sich in das Meer ergießen, und ihm alle Tage so viel Wasser bringen. Das Meer wächst aber nicht, und darf nicht wachsen, sonst würde es Alles überschwemmen. Das überflüßige Wasser dünstet alles aus; diese Dünste schweben in der Luft herum, und heißen Wolken. Wenn sie nahe an der Erde sind; so heißen sie Nebel. Wenn nun der Wind diese Dünste dicht zusammen treibt; so giebt es Wassertropfen, die herunter fallen, und das ist der Regen. Daß die Wolken nichts anders als Dünste sind, kann man daraus sehen, weil man auf hohen Bergen mitten in einer Wolke stehen kann, und von ihr, wie von einem starken Nebel, recht naß gemacht wird. Wenn sich das Wasser in einer Wolke nicht tropfenweise, sondern auf einmal ergießet, und herunterströmt; so heißt es ein Wolkenbruch. Es zerreißt also dabei keine Wolke; denn die Wolke ist kein

Schlauch

Schlauch, sondern ein Nebel. Manchmal sieht man auf den Blättern der Bäume, oder auf den Häusern rothe Tropfen wie Blut. Das ist aber kein Blutregen; er bedeutet nichts, und man braucht sich gar nicht dafür zu fürchten. Man wird diesen Blutregen zu keiner andern Zeit, als gegen Ende des Juny oder im Anfang July finden. Um diese Zeit kriechen die Schmetterlinge (Fliederkens) aus ihrem Puppengehäuse, und geben einige blutige Tropfen von sich. Diese vermischen sich mit dem Regenwasser, und färben das Wasser roth. Es giebt auch keinen eigentlichen Schwefelregen. Manchmal sieht man zwar bei dem Regen gelblichen Staub auf dem Wasser, der wie Schwefel aussieht. Aber wenn man etwas von diesem gelben Staube brennt; so hats keinen Schwefelgeruch, und brennt auch nicht so leicht, wie Schwefel. Es ist nichts als der feine Staub von Fichten oder andern Bäumen, die im May blühen. Eben so wenig regnets Frösche, wie man wol glaubt, weil nach einem Regen so viele Frösche an den Wegen sind. In der Luft können ja keine Frösche entstehen; und wenn sie in der Luft wären, würden sie bald wieder herunter fallen. Nach einem warmen Regen kriechen die Frösche hervor, weil er ihnen wohl thut. — Der Thau, den man oft des Morgens auf den Pflanzen und Blättern sieht, besteht auch aus Dünsten, die in der Nacht aus der Erde, aus den Pflanzen und Thieren aufsteigen, des Morgens aber in der Luft zu Tropfen zusammenfließen und herunterfallen. Daß er nicht aus den Wolken herunterfalle, kann man sehen, wenn man über eine Blume oder Pflanze einen Topf setzt; so daß nichts darauf fallen kann. Am Morgen sitzt doch Thau auf den Blättern. Wenn die Pflanzen etwas klebriches ausschwitzen, das sich dann in Tro-

pfen an die Pflanzen sezt; so heißt das ein Honigthau. Dieser Honigthau wäre an sich den Pflanzen nicht schädlich; aber es ist die liebste Nahrung für die Blattläuse, für die kleinen, grünen oder grauen Thierchens, die haufenweise auf dem Kohl sizen. Diese Thierchens nennt man auch Mehlthau, Mehldrek. Sie sizen auf den Blättern, und nähren sich von dem klebrichen Saft. Wenn nun sanfter Staubregen fällt; so fliegen sie davon weg, und in der Luft herum. Wenn die Sonne scheint; so sieht man sie herum fliegen, und wenn der Staubregen vorbei ist, so sezen sie sich wieder auf die Blätter. Daher glaubt man, sie fallen mit dem Regen herunter, und würden lebendig, wenn die Sonne darauf scheine. Wenn der Thau an den Pflanzen friert; so heißt er Reif. Wenn die Dünste in den Wolken frieren, und so herunter fallen; so giebt es Schnee. Wenn man die Schneeflokken recht genau besieht; so haben sie mancherlei Figuren, Alle Figuren sind aber sechseckigt. Das kömmt von den Salztheilchen, die in der Luft sind; denn Alles Salz macht eine sechseckigte Figur. Und dieses Salz in dem Schnee ist auch die Ursache, warum Schneewasser Alles reiner wäscht, als anderes Wasser. Wenn die Regentropfen frieren, so giebt es Hagel, und dieser entsteht alsdann, wenn die Regentropfen aus einer wärmern Gegend in der Luft durch eine kältere kommen. Wenn die Sonne durch dünne Wasserwolken oder Regentropfen scheint; so giebts einen Regenbogen. Wenn Ihr ein Glas mit Wasser in die Sonne stellet; so könnet Ihr in dem Glase alle Farben des Regenbogens sehen. Und wenn man mit einer Feuerspritze das Wasser bei Sonnenschein in die Höhe spritzt, daß es im herunter fallen wie ein Staub-

regen

regen wird, so giebts einen ordentlichen Regenbogen.

4) Aber es giebt auch Andere Dünste in der Luft, als wässerige. Eine gewisse Art derselben nennt man elektrische Dünste. Wenn Ihr im Dunklen eine schwarze Kaze gegen die Haare streicht; so werdet Ihr feurige Funken von ihr fahren sehen. Das sind elektrische Funken. Daß diese manchmal häufig in der Luft sind, könnet Ihr selbst versuchen, wenn Ihr, ehe ein Gewitter ausbricht, eine elserne Stange in Pech sezet. Ihr werdet dann sehen, daß auch feurige Funken von ihr fahren. Man merkt es daran, wenn die Luft sehr drükt; wenn Einem der Othem schwehr wird; wenn man nicht recht arbeiten kann, sondern gleich ermüdet. Bliebe die Luft so, so wäre sie am Ende unerträglich, wie sie manchmal kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters ist. Dafür hat denn Gott gesorgt. Wenn dieser Dünste zu viel sind; so bewegen sie sich schnell von einem Ort zum andern. Dadurch entzünden sie sich; daraus entsteht der Bliz. Die starke Bewegung erschüttert die Luft; das giebt einen Schall, und so entsteht der Donner. Die wasserreichen Dünste, die zugleich in der Luft sind, werden durch diese schnelle Bewegung zusammengedrükt; darum ist meist Regen bei dem Gewitter. Der Regen nimmt von der elektrischen Materie das Meiste mit; er fällt auf die Erde, und macht die Erde fruchtbar. Darum ist kein Regen so befruchtend, als Gewitterregen, weil nichts für den Wachsthum der Pflanzen so gut ist, als elektrische Materie. Sehet also, welche Wolthat es ist, was wir so oft fürchten, wobei wir so oft sagen: Gott zürne. Wenn ein Gewitter kommt; so macht der gute Gott Anstalt, schädliche Sachen da weg zu

schaffen, wo sie schaden, und sie dahin zu bringen, wo sie nüzen. Daher sind auch alle Pflanzen der Erde nach einem Gewitter erfrischt und belebt; man glaubt sie wachsen zu sehen. Und Menschen und Thiere athmen wieder freier; denn die Luft ist gereinigt von Allem, was uns schaden kann. Freilich kann auch ein Gewitter sehr schädlich werden; aber der Schaden ist gar nicht zu vergleichen mit dem Nuzen, den sie bringen. Oft kann man sich vor dem Schaden hüten. Man weiß, daß es am öftesten in Kirchen einschlägt; und daß der Bliz an der eisernen Stange herunterfährt, die oben auf dem Thurm steht. Man solte also keine solche eiserne Stange auf die Thürme sezen, und die herunter nehmen, die jezt darauf sind. Man weiß, daß es sehr oft in Bäume einschlägt. Man soll sich also nie unter einen Baum, und am wenigsten unter eine Eiche stellen; sondern sich lieber im freien Felde naß regnen lassen. Man weiß, daß ein starker Luftzug den Bliz nach sich ziehen kann. Man solte also bei einem Gewitter nicht stark laufen, reiten oder fahren. Dies leztere ist noch schädlicher, weil sich der Bliz auch den Ausdünstungen der Thiere nachzieht. In der Stube solte man ein Fenster aufmachen, damit man nicht erstike, wenn es etwa einschlagen solte. Man stelle sich nicht ans Fenster, nicht an die Wand oder an den Ofen, sondern mitten in die Stube. An vielen Orten hat man auf die Häuser oder Kirchen eine eiserne Stange mit einer kupfernen Spize gesezt, die über den Schornstein heraussteht. An diese Stange wird ein eiserner Drath festgemacht, der durch das ganze Haus bis in die Erde geht. Wenn es nun einschlägt; so fährt der Bliz an dem Drath herunter bis in die Erde, und schadet dem Hause nicht. Das weiß man aus sehr vielen Erfahrungen.

rungen. Zu Bremen hatte es in den Thurm der Anscharius-kirche verschiedenemal eingeschlagen; der Bliz war an dem Drath an der Uhr heruntergefahren, und hatte die Kirche getroffen. Im Jahr 1771 sezte man eine solche eiserne Stange auf den Thurm; (man nennt sie einen Ableiter). Gleich im folgenden Jahr schlug es wieder in den Thurm, aber an dem Drath herunter, gerade in die Erde, ganz ohne Schaden der Kirche. Es wäre sehr gut, wenn auch hier im Lande solche Ableiter gemacht würden; und vielleicht geschieht es wol noch einmal. Man darf nicht fürchten, daß sie das Gewitter herbeiziehen. Ganz im Gegentheil. Die elektrische Materie wird oft ganz still und ohne Schlag an so einem Ableiter herunter geführt; und man hat Kirchen, in die es alle 2, 3 Jahre schlug, ehe sie einen Ableiter hatten, und hernach wol in 20 Jahren nicht. Ihr sehet aus dieser Erklärung des Donners, daß es keine Donnerkeile giebt. Was man dafür hält; das sind Waffen der alten Völker, oder andere Steine. Wenn ein Mensch vom Bliz erschlagen worden ist; so findet man auch meist gar keine Wunde an ihm, wie es doch seyn müßte, wenn ein solcher Donnerkeil ihn getroffen hätte. Ein solcher Stein kann also auch eben so wenig zu irgend etwas helfen, als ein anderer Stein. — Das Nordlicht, der Nordschein, das flammende Roth am Himmel, das man manchmal des Abends sieht, entsteht auch von elektrischen Theilen; aber es bedeutet keinen Krieg, sondern eher Kälte.

5) Außerdem sind noch mehrerlei ölichte oder schwefelichte Dünste in der Luft, die von allerlei verbrannten Körpern, und von Ausdünstungen aus Schwefelwasser oder aus Morästen entstehen. Wenn sich solche Dünste entzünden; so nennt man

ste Sternschnuppen, Irrwische, fliegende Drachen, feurige Kugeln, u. s. w. Manchmal schießt in der Luft etwas feuriges schnell fort, das ohngefehr die Größe eines Sterns hat. Das ist aber gar kein Stük von einem Stern, das sich losreißt, und brennt. Es ist entzündete Luft in einer Materie, die auch hernach auf die Erde fällt. Es ist schon vielen Leuten begegnet, daß ihnen nach einem solchen Sternschnuppen diese zähe Materie vor die Füße gefallen ist. Sie hat oft die Größe eines Hünereys, ist wie Gallert, und man findet sie auf Bäumen oder Dächern. Der Irrwisch ist nichts anders, als eine brennbare und entzündete Sumpfluft, die eine Zeitlang fortbrennt. Darum findet man sie nur an sumpfichten Orten, über Kirchhöfen oder Schindangern. Natürlich geräth man meist in einen Sumpf, wenn man ihnen nachgeht. Natürlich weichen sie zurük, wenn man auf sie zugeht, und folgen uns nach, wenn wir fortgehen. Das thut Alles, was in der Luft herum schwimmt. Wenn Ihr an einem Ort, wo solche Irrwische sind, ganz stille steht, und den Athem so viel möglich an Euch haltet, oder wenn ein Irrwisch vor Euch ist, den Athem an Euch ziehet; so könnet Ihr es selbst sehen, daß es nichts als ein Dunst, und kein Geist oder Gespenst ist. Wenn sich mehrere Dünste in der Luft vereinigen, sich entzünden und eine Zeitlang fortbrennen; so nennt man es einen fliegenden Drachen. Wenn er über einer Stadt oder einem Dorf schwebt; so zieht er sich gerne nach den Schornsteinen, weil durch das Feuer die Luft sehr verdünnet ist, die äußere Luft sich hineinzieht, und also eine Art von Luftzug macht, dem der sogenannte Drache folgt. Er hört im Schornstein aber gleich auf zu brennen, weil in sehr dünner

Luft nicht leicht etwas brennen kann. Es ist also nichts weniger, als der Teufel, der einem Menschen durch den Schornstein etwas bringt. Wenn man recht nachsieht; so fällt immer eine schleimichte Materie den Schornstein herunter, oder bleibt in dem Schornstein hängen; gerade wie bei den Sternschnuppen. So ein bisgen zäher Schleim kann doch wol der Teufel nicht seyn. Sündlich ists auch, von Jemand zu sagen, der Drache oder der Teufel haben ihm dieß oder Jenes gebracht; denn es ist nicht wahr, und man erklärt doch einen Menschen für böse, wenn man sagt, er stehe in so genauer Verbindung mit dem Teufel.

6) Das Wasser ist auch etwas, womit wir täglich umgehen, und das wir nicht entbehren können. Gesundes Trinkwasser muß hell und klar seyn, keine Farbe, keinen Geruch und keinen Geschmak haben. Wenn es gelblicht aussieht, oder nach etwas schmekt; so ist es der Gesundheit schädlich. Das gesundeste Wasser quillt zwischen Felsen und Sandsteinen heraus; es kann bald zum Kochen gebracht werden, und wenn man es mit Seife herumschüttelt, so schäumt es bald. Wenn eine solche Quelle nahe bei einem Dorf oder einem Hof ist; so solte man die Kosten daran wenden, und sie in das Dorf oder auf den Hof leiten. Menschen und Vieh werden gesünder bleiben, und es wird die Kosten bald zehnfach einbringen. Große, oder schnell laufende Flüsse haben auch gesundes Wasser; besonders, wenn sie weit von großen Städten sind: denn in den Städten wird viel Unreines in den Fluß geworfen, wodurch das beste Wasser verdirbt. Aber wenn ein Wasser langsam fließt, wenn der Boden schlammicht, oder durch faulende Kräuter und Gewürme verunreinigt ist; dann solte man

nicht davon trinken. Stehendes Wasser aus Teichen, Gruben, Pfüzen ist darum sehr schädlich, und man solte auch das Vieh nicht daraus trinken lassen. Regenwasser, aufgethauter Schnee, oder Eiswasser ist auch nicht gut zum trinken. Das Wasser aus gegrabenen Brunnen muß man vorher versuchen, ob es auch rein und gesund ist. Ihr wisset ja schon, wie man die Güte des Wassers versucht. Auch muß man darauf merken, ob etwa ein Brunnen lange nicht gebraucht worden, oder so zugebauet ist, daß keine frische Luft dazu kann. Böse Dünste sammeln sich in solchen Brunnen, und man hat Exempel, daß Leute davon auf der Stelle gestorben sind. Man muß daher die Brunnen fleißig öfnen, daß frische Luft hinein kann; sie müssen auch alle Jahre etlichemal gefegt werden. Und hat man einen schlechten Brunnen; so denke man nicht, er sey doch gut genug für das Vieh. Ungesundes Wasser ist auch dem Vieh ungesund; und mancher Landman leidet großen Schaden an seinem Vieh, blos darum, weil er schlechtes Wasser auf seinem Hofe hat. Wüßte man sich aber durchaus kein gutes Wasser auf den Hof zu leiten; so muß man wenigstens Mittel anwenden, das schlechte zu verbessern. Ist das Wasser zu hart, welches man daran sehen kann, wenn es mit Seife nicht schäumen will, nicht leicht ins Kochen kömmt, und Erbsen oder Linsen nicht weich darinnen werden: so kocht mans nur ab, und läßt es wieder kalt werden, dann wird es weich. Es hilft auch schon etwas, wenn man es etliche Tage vorher in einem Gefäse, besonders an der Sonne stehen läßt, und es alsdann abgießt, ohne den Bodensaz aufzurühren. Ist das Wasser aber unrein, trübe, aus Teichen oder schlammichten Quellen geschöpft; so grabe man 5 bis 6 Ellen weit von dem Teich oder

der unreinen Quelle eine Grube, etliche Ellen tiefer, als der Boden des Teichs oder der Quelle ist. Diesen Behälter füttert man mit Steinen oder Bohlen, daß das Wasser nicht auf den Boden kommen und ihn schlammicht machen kann. Den Plaz zwischen dem Behälter und dem Teich fasset man mit Pfählen und Verzäunungen auf beiden Seiten ein, und füllet ihn mit reinem Sand oder Kies aus, von dem vorher alle Unreinigkeiten ausgewaschen werden. Durch diesen Sand oder Kies läßt man das Wasser durchlaufen; alle Unreinigkeit bleibt dann in dem Sande zurük, und das Wasser fließt rein und klar in den Behälter. In jedem Frühling gräbt man diesen Sand, der nun unrein worden ist, wenigstens zur Hälfte aus, und bringt frischen, reinen dahin. So hat man wenigstens klares Wasser, das aber freilich noch lange nicht so gesund, als gutes Quellwasser ist. Man hat auch Gesundbrunnen, wie das Meyenberger oder das Pyrmonter Wasser. Wenn nemlich das Wasser unter der Erde durchgeht, oder über die Erde wegfließt; so nimmt es kleine, feine Theile von der Erde mit. Trift es Salz in der Erde an, so wird es salzicht; trift es Schwefel an, so hat es etwas schwefelichtes. Fließt es durch Erde, in der Eisensteine liegen; so hat es Eisentheile in sich. Nun ist in manchen Fällen fein aufgelöstes Eisen, oder Schwefel oder Salz dem menschlichen Körper gesund. Darum heißen denn solche Quellen Gesundbrunnen, und man reiset dahin, um von dem Wasser zu trinken, oder sich darinnen zu baden. Aber sie helfen nicht gegen alle Krankheiten; man müßte immer erst einen Arzt fragen, ehe man nach so einem Brunnen gienge. Es wäre ja nicht jedem Menschen gesund, wenn er Schwefelpulver oder Eisenstaub, oder

abführendes Salz einnähme. So kann es auch nicht Jedem gut seyn, wenn er Meyenberger oder Pyrmonter Wasser trinkt. Oft ist es so gar schädlich. Man hat Exempel, daß unverständige Leute, die recht stark und vollblütig waren, viel Pyrmonter Wasser getrunken haben, und schnell am Schlagfluß gestorben sind. Und wenn Einer eine starke Colik hätte, und Meyenberger Säuerling tränke, oder wenn er in einer hitzigen Brustkrankheit in dem Wasser badete: so würde es ihm gewis nicht gut bekommen. Der meiste Vorrath von Wasser ist in den Flüssen und im Meer. Man rechnet in den bekannten Theilen der Erde 554 große Flüsse, die in das Meer fließen. Sie bekommen ihr Wasser entweder aus Quellen, oder von den großen Schnee- und Eisbergen, wie man viele in der Schweiz findet. Im Sommer, wenn es am heißesten und am trokensten ist, schmilzt etwas von dem Eis oder Schnee; das Wasser stürzt sich von den Bergen herunter, und fließt in die Flüsse, und diese in das Meer. Der Boden des Meers ist so ungleich, wie die Erde; es sind auch Berge und Felsen darinnen. Es ist nirgends unergründlich; an manchen Orten aber eine teutsche Meile tief. Das Seewasser ist salzigt; dadurch wird es aber für Fäulniß bewahrt, und friert nicht so leicht, wie das süße Wasser. Gott machte nichts ohne weise Ursachen.

7) Am wichtigsten ist uns die Erde, mit dem, was auf ihr und in ihr ist. Die ganze Erde hat beinahe die Form einer Kugel; denn, wenn eine Mondsfinsterniß ist, so wirft die Erde ihren Schatten in den Mond, und dieser Schatten ist immer halbrund. Wenn man über eine große Fläche geht; so sieht man auch immer die Thürme zuerst. Das ist ein Zeichen, daß

die Erde keine gerade Linie macht, sondern daß auch eine flache Gegend abhängig ist. Darum kann man auch um die ganze Erde herum zu Schiffe fahren, wie es schon Manche gethan haben. Wenn man das thun will; so hat man etwa 5400 teutsche Meilen zu reisen. Einen Plaz, der eine Meile lang und eine Meile breit ist, nennt man eine Quadratmeile, und solcher Quadratmeilen hat die Erde 9 Millionen und 288,000, wovon aber der gröβ e Theil Meer ist. Auf der Erde sind, wie Ihr wisset, sehr viele Berge, und auch diese sind nicht ohne Ursache da. Es wachsen da Pflanzen, die auf der Ebene nicht gut wachsen, oder nicht reif werden könnten; und die Berge helfen auch dazu, daß es mehr regnet. Da sammeln sich die Wolken, und werden in ihrem Zug aufgehalten; darum findet man auch, daß es in bergigten Gegenden mehr regnet, als in der Ebene. Und denkt nur daran, was Alles aus den Bergen heraus gegraben wird; daß Ihr alles Eisen aus den Bergen erhaltet, und wie viel schwehrer dem Landmann Alles würde, wenn er kein Eisen hätte. Denkt nur immer, daß Gott nichts umsonst machte, und wenn man auch den Nuzen davon nicht gleich einsieht. Ihr wisset, daß es mancherlei Erdarten und Steinarten giebt, und daß man sie auf mancherlei Art benuzen kann. Oft findet man kalkartige Erde, in der viele Muscheln und kleine Schnekenhäuser sind. Hier in der Grafschaft Lippe könnet Ihr deren bei Hohenhausen, bei Talle und der Meyerei Breda haufenweise sehen. So giebts ganze Gebürge, die mit solchen Muscheln vermischt sind, die sich nirgends anders als im Meer finden. Ein solches Gebirg ist die Reihe von Bergen, die am linken Ufer der Werre, bis nach Oerlinghausen hin, stehen. Man sieht daraus, daß

die

die Erde einmal unter Wasser gestanden haben muß. Manchmal findet man auch ganz leichte Steine, die Löcher haben, und Bimssteine heißen, auch andere, die so aussehen, als wenn sie zusammen geschmolzen wären. Diese Steine sind auch in feuerspeienden Bergen so zusammengeschmolzen, sind heraus geflossen, und dann wieder hart worden. Man kann dies noch sehen an den Orten, wo feuerspeiende Berge sind; unter andern in Italien. So brannte die Erde ehemals, wo Sodom und Gomorra gestanden hatte; darum konnte sich kein Mensch retten.

8) Ihr sehet im Sommer die Erde mit tausenderlei Pflanzen, Stauden und Bäumen besezt. Jede Pflanze ist Anders, und doch haben sie Alle etwas miteinander gemein. Sie Alle entstehen aus Saamen von der nehmlichen Pflanze; sie haben Alle eine Wurzel, die in der Erde stekt, einen Stamm, Aeste oder Zweige, Blüten und Früchte oder Saamen. Inwendig in jeder Pflanze und jedem Baum sind lauter Saftröhren, wodurch der Saft in die Höhe steigt. Darum läuft im Frühling aus jedem angebohrten Baume Saft heraus; und man kann ihn aus Birken und Ahorn Maasweise sammeln. Beim Espenholz sind diese Saftröhren so weit, daß manchmal ein feines Sandkörngen durch die Wurzel in den Stamm dringt; deswegen bearbeiten die Tischler nicht gerne solches Holz, weil sie wissen, daß sie sich den Hobel daran verderben. Wenn Ihr einen abgeschnittenen frischen Zweig in Tinte stekt, so sehet Ihr den schwarzen Saft heraufsteigen; und in Böhmen, Mähren, Ungern haben die Bäume, die auf Erzgebirgen stehen, die Farbe von dem Erz, das in der Erde liegt. Am stärksten steigt der Saft durch die

Rin-

Rinde des Baums in die Höhe; darum stirbt auch der Baum ab, wenn man ihm die Rinde rings umher abschält. Durch die Wurzel saugt jede Pflanze Nahrungssaft aus der Erde; dieß thun besonders die kleinen Nebenwurzeln und Fasern. Die Hauptwurzel dient mehr dazu, um das Gewächs fest zu halten. Wolt Ihr also Bäume oder Pflanzen versezen; so müsset Ihr zusehen, daß Ihr ja diese kleinen Fäsergen nicht abschneidet. In der Erde sind mancherlei Säfte; jede Pflanze saugt die heraus, durch die sie am besten genährt werden kann. Darum säet man nicht gerne immer Einerlei auf ein Land; aber wenn das Land keinen Roggen mehr tragen könnte, so trägt es doch noch Haser, und wenn ein Gartenland Spinat getragen hat, so pflanzt man wol Erbsen darauf. Aber es ist auch gewis, daß die Säfte in den Pflanzen selbst erst recht bereitet werden; denn ehe das Obst reif ist, hat es nicht den Geschmak, den es bekömmt. Daher findet man oft eine bittere und eine süße Pflanze, ein stinkendes Gewächs und eine wohlriechende Blume neben einander in Einerlei Erde stehen. Diese Säfte steigen durch den Stamm oder Stengel in die Höhe. Dieser Stamm ist von Gott auf mancherlei Art beschüzt, daß ihm kein Schade geschehen kann. Bei den Bäumen ist er stark, und mit einer harten Rinde bedekt. Bei manchen Stauden und Bäumen ist er stachlicht, damit er nicht so leicht von Thieren verlezt werden kann. Die Stengel mancher Pflanzen sind wollicht, damit sich die kleinen Thiere, das Ungeziefer wie Ihr es nennet, darinnen verwikeln, und der Pflanze nicht schaden. Wenn der Stamm nicht stark genug ist, um das Gewächs zu tragen; so hat er Fäden oben am Stengel, um sich an starke Körper anzuhängen, und sich von

ihnen

ihnen halten zu lassen. So ist der Weinstok; so sind Erbsen, Linsen, Wiken gebaut. Der Epheu hat nicht oben, aber unten viele kleine Häkgen, womit er sich in den kleinen Löchern der Mauern so einhängt, daß ihn kein Sturm herunter reißen kann. Seine runden Zweige haben dabei noch seine Haare, die eine klebrichte Feuchtigkeit ausschwizen, wodurch die Pflanze ordentlich an die Mauer angeleimt wird. Ihr sehet, wie Gott für die Erhaltung der kleinsten Pflanze gesorgt hat. Am Ende der Zweige sind die Blätter, und Ihr vermuthet gewis schon, daß auch sie nicht vergebens da sind. Oben und unten hat jedes Blat ein dünnes Häutchen; das ist ein Stük von der Rinde oder Schale des Gewächses. Das oberste Häutchen ist glatt, und wie mit einem Firniß überzogen, sonst würde das Blat vom Regen gleich faul werden. Wenn Ihr ein Blat recht faul werden lasset, oder es in einen Ameisenhaufen leget, daß die Ameisen alles Mark heraus fressen; so könnet Ihr das Gerippe des Blats sehen, und Ihr werdet erstaunen über das feine Gewebe von Adern, über die Kunst, die an einem Einzigen Blat sichtbar ist. Wenn Ihr recht Acht gebt, so sehet Ihr, daß hinter jedem Blat ein Auge oder eine Knospe sizt, die durch das Blat geschüzt und gedekt wird. Daher fällt auch das Laub im Winter nicht eher ab, als bis die äußere Haut der Pflanzen hart genug worden ist, um den Winter auszuhalten. Manchmal sieht man Schlangenwege auf dem Laub der Gartenbäume. Das bedeutet aber nichts Gutes und nichts Böses; es ist blos der Weg, den kleine Räupchens gemacht haben, die in dem Blat leben. Das Laub dient unter andern dazu, um den Baum zu deken und Schatten zu geben; daher haben auch die Bäume in heißen Ländern weit grö-

ßere Blätter als hier. Man macht wol Sonnenschirme und Dächer daraus; wie Ihr ja auch aus der Bibel wißt, daß Adam und Eva sich Schürzen von den Blättern eines Baums machten. Wo die Hize also gros ist, da erquiken sich die Leute in dem Schatten der Bäume mit großen Blättern. Sie könnten fast nicht leben ohne sie. Aber die Gewächse werden auch durch die Blätter genährt; sie saugen aus der Luft gute Säfte ein, und theilen sie dem ganzen Baume mit. Wäre dieß nicht; wie könnten in einer troknen Mauer, wo kaum eine Hand voll Erde ist, oft so viele grüne, saftige Kräuter, oder wol gar Bäume wachsen? Wie könnten auch Blätter grün bleiben, die man ins Wasser legt, wenn sie nichts ein, saugen könnten? Daher komt es auch, daß Pflanzen, die breite und viele Blätter haben, das Land nicht so sehr aussaugen, als andere mit schmalen oder wenig Blättern. Man muß also keiner Pflanze, und keinem Baum seine Blätter nehmen, wenn er nicht verderben soll. Doch die Blätter saugen nicht allein ein, sondern sie dünsten auch aus, und auch dieses ist den Pflanzen sehr gut. Alles, was der Pflanze oder dem Baum schädlich, ungesund ist, geht da weg, und Ihr sehet es am Morgen auf den Pflanzen stehen; es sind die Thautropfen. Trokener Staub, der auf die Pflanzen geweht wird, ist ihnen darum sehr schädlich, weil das Laub, damit bedekt, nichts mehr einsaugen und nicht ausdünsten kann. Der Landmann solte also immer einen Zaun oder eine Befriedigung um sein Land machen, wenn es an der Straße, oder an einem Wege liegt; damit der Staub sich nicht so sehr auf seine Pflanzen und Bäume sezen könne. Durch das Laub erhält auch jede Pflanze mehr Bewegung. Der Wind fasset die Blätter, und

schü-

Staatl. Bibliothek
Regensburg

schüttelt sie bis in die Wurzeln, wodurch sie denn stark und gesund werden. Darum sind auch alle Pflanzen und Bäume, die in Thälern oder in diken Wäldern stehen, weich, mürbe und gebrechlich; und alle Pflanzen und Bäume, die im Freien oder auf Bergen stehen, sind fest, stark und gesund. Der merkwürdigste Theil an der Pflanze ist die Blume oder Blüte, aus welcher Saame zu neuen, ähnlichen Pflanzen herauskomt. Solche Blüten hat darum auch jede Pflanze, ob man sie gleich mit bloßen Augen nicht sehen kann. Der Schimmel, der sich über andere Sachen zieht, ist auch ein ganzer Wald von Pflanzen, hat seine Blüte und seinen Saamen, der in der Luft herum fliegt, und überall hinfällt, wo Feuchtigkeiten liegen.

Wenn Ihr eine Blüte vor Euch nehmt; so sehet Ihr erst die Blume selbst, oder die Blumendeke, die Blumenblätter, die wenigstens die meisten Blüten haben. Ihr wisset, wie schön sie sind, und habt Euch ihrer gewis schon oft gefreut. Aber das ist nicht die Einzige Ursache, warum sie da sind. Gott wußte immer mehrerlei zu erreichen durch Ein Geschöpf. Sie dienen zugleich dazu, um den zarten Saamen gegen Staub, Regen, Kälte und Sturm zu schüzen. So bald darum ein Ungewitter ausbrechen will, schließen sie sich zusammen, und hüllen das unreife Saamkorn ein, daß ihm kein Schade geschehen kann. Wenn Ihr nun in die Mitte der Blume hineinsehet; so findet Ihr vorerst einige, starr stehende Fäden, die in einem Kreiß herum stehen, in der Mitte etwas einschließen, das kein solcher Faden ist. Wenn Ihr recht Acht gebt; so haben die Faden auf der Spize ein Knöpfgen, das sich hin und her drehen läßt. Die Kartoffelnblüte,

Hollun-

Hollunderblüte, Petersilienblüte hat dieser Fäden fünf. Die Mayblumen, die Lilien, und mehrere haben sechs Fäden. In den Aepfel- und Birnblüten stehen sehr viele; in manchen sind einige Fäden lang, andere kurz, wie im Goldlak, und im Kohl. Diese Fäden heißen Staubfaden, weil oben an der Spize ein Knöpfgen sizt, in dem Staub ist, welcher Blumenstaub heißt. Bei der Tulpe und der weißen Lilie kann man diese Knöpfgen von dem Faden herunter nehmen, und wieder darauf sezen. Der Blumenstaub ist durchaus nöthig, wenn eine ähnliche Pflanze entstehen soll. In der Mitte der Blume sehet Ihr einen dikeren, hohen Stengel; das heißt der Staubweg. Wenn Ihr diesen öfnet, so findet Ihr ganz unten in der Mitte ein Knöpfchen, das am Stiel fest sizt, und auch sizen bleibt, wenn die ganze Blüte abgefallen ist. Dieß Knöpfgen heißt der Fruchtknoten, und in diesem ist der Saame, aus welchem Pflanzen aufgehen sollen. Aber dieser Saame trägt nicht, und kann nicht tragen ohne den Blumenstaub. Man hat Pflanzen, wie z. E. dem Hanf, Hopfen, Weiden, von denen manche Pflanze lauter Staubfäden und keinen Fruchtknoten hat; eine Andere hat einen Fruchtknoten und keine Staubwege. Wenn man nun lauter Pflanzen von Einerlei Art zusammenpflanzte; so würden sie nimmermehr Saamen tragen. Wenn nemlich der Blumenstaub reif worden ist; so fliegt er auf den Staubweg in der Mitte, der immer gerade um diese Zeit naß und klebricht worden ist. Das Feinste davon fällt hinunter auf den Fruchtknoten, und macht den Saamen fruchtbar, daß er sich entwikeln kann. Bald hernach, wenn dies geschehen ist, werden die Staubbeutel dürr, und fallen ab. Die Stengel

werden welk; man sieht, daß sie ihr Geschäfte verrichtet haben. Die Blüte fällt ab, und die Frucht sezt sich an. Ihr könnet dieß Alles an tausend Blumen sehen, wenn Ihr acht geben wollet. Jezt begreifet Ihr auch, warum starkes und anhaltendes Regenwetter so schädlich ist, wenn das Korn in der Blüte steht. Das Regenwasser spült den Blumenstaub ab, oder klebt ihn so zusammen, daß die Körner nicht auf den Fruchtknoten fliegen und ihn befruchten können. Daher giebt es so viele taube Aehren. Gewis erfahren wir dies Unglük an den meisten Blüten, wenn nicht Gott den Blümchen befolen hätte, sich des Abends, wenn küle, feuchte Luft komt, zu verschließen, und sich erst am Morgen wieder zu öfnen, wo die Luft gewöhnlich ruhiger und stiller ist. Wenn an einem Baum die Staubbeutel den befruchtenden Staub alle zugleich ausstreuten; so würden die Früchte sehr leicht verderben. Denn; fällt starkes Regenwetter gerade zu der Zeit ein, wo der Blumenstaub reif ist: so wird er abgespült, und der Baum bleibt unfruchtbar, so sehr er auch geblühet hat. Dies ist der Fall bei dem Kirschenbaum, der darum oft, wenn es in der Blüte geregnet hat, keine Einzige Kirsche trägt. Die Kernobstbäume öfnen ihre Staubbeutel nicht Alle zugleich; daher kann starker Regen, wenn er nicht gar zu anhaltend ist, diese Bäume auch nicht ganz unfruchtbar machen. — Gott hat auch dafür gesorgt, daß der Blumenstaub auf den Fruchtknoten gebracht wird, ohne daß wir etwas dazu thun; und gewis sieht man auch dabei Gottes Weisheit. Der Wind bewegt die Pflanzen, und schüttelt den Blumenstaub ab, weht ihn auch wol umher, und er sezt sich dann auf andere Blüten und macht sie fruchtbar. Besonders aber helfen die Insekten dazu. Sie krie-

kriechen in der Blume herum, bewegen und erschüttern sie; es bleibt auch wol von dem Blumenstaub an ihnen hängen, und so tragen sie ihn in andere Blumen hinein, als wenn sie dazu gemietet wären. Ihr könnt dieß im Sommer häufig an den Bienen und Wespen sehen. Oft, wenn sie von den Blumen kommen, sind sie so mit Blumenstaub bedekt, als wenn sie in der Mühle mit Mehl wären bestaubt worden. Sie haben also die Staubfäden geschüttelt, der Blumenstaub ist herunter gefallen, und gewis auch auf den Fruchtknoten gekommen. Oft fliegen sie auch auf eine andere Blume, streifen da etwas von dem Blumenstaub ab, und befruchten diese Blume. Deswegen ist auch in den meisten Blumen ein Honigbehältniß, um die Insekten herbei zu loken. Sie bekommen hier eine angenehme Speise, und machen zugleich eine Menge Pflanzen fruchtbar, ohne daß sie es wissen.

10) Das, woraus alle Pflanzen entstehen, heißt Saame; denn Gott hat es so eingerichtet, daß alle Pflanzen ihren Saamen bei sich haben, 1 B. Mos. 1, 11. 12. Laßt Euch nicht bereden, als ob das geringste Moos oder Gräschen ohne Saamen wachsen könne. Und wenn auch die herrlichste Erde viele Jahrelang läge; ohne Saamen würde kein Hälmchen heraus wachsen. Der Saame fliegt aber oft in der Luft, und wird überall hin zerstreut; oft ist er auch so klein, daß man ihn nicht sehen kann. Das Saamkorn ist ganz troken: aber im Wasser wird es aufgelößt. Wenn man Eins in einen nassen Schwam stekt; so unterscheidet man die Saamenhaut, den Kern und den Keim. Die Saamenhaut bedekt Alles, und zieht die Feuchtigkeit aus der Erde an sich, damit die innern Theile sich entwikeln können. Wenn dieß ge-

schehen ist; so zerreißt sie, springt auf und läßt die Eingeweide heraus. Nun sieht man den Kern, oder die Saamenlappen, die mit einem weislichten Mehl angefüllt sind. Diese sind auch nicht umsonst da; sie müssen den Keim so lange nähren, bis er durch seine kleine Würzelchen Nahrungssaft aus der Erde saugen kann. Da, wo die beiden Hefen des Saamenkorns an einander stoßen, liegt der Keim, der die Pflanze im Kleinen vorstellt. An ihm ist das Würzelchen ganz glatt, und das Stengelchen etwas schuppicht; und Gott hat es so eingerichtet, daß das Würzelchen immer unter sich wächset, wenn es auch oben liegt, und das Stengelchen immer über sich, wenn es auch unten liegt. Und denket selbst, wie gut das ist; sonst müßte man bei jedem Korn, ehe man es säet, erst zusehen, ob das Keimchen auch recht zu liegen komme. Wie viel Zeit müßte man alsdann haben, um einen Aker zu besäen! — Die Menge des Saamens ist unbeschreiblich gros. Wie viel Aepfel trägt mancher Apfelbaum! und in Jedem Apfel sind mehrere Kerne! Es giebt in Deutschland ganze Dörfer, die sich von Kirschen nähren; und jede Einzelne Kirsche könnte einen Baum geben. Der weiße Mohn hat oft 12 Köpfe, und in 4 Köpfen hat man wol 32 tausend Körner gezält. Aber von keiner Pflanze ist der Saame so vermehrt, als vom Korn, das auch die nüzlichste Pflanze ist. In Europa leben allein, etwa 130 Millionen Menschen. Wenn man nun für jeden Erwachsenen nur 4 Scheffel, und für jedes Kind 2 Scheffel rechnet; so müssen alle Jahre 390 Millionen Scheffel Korn gezogen werden, damit diese Menschen leben können. Ohne das Saatkorn, und was für Vieh, für Bier und leider! für Brandwein verbrannt wird. Das Saamengehäus muß

den Saamen bedeken und beschüzen. Es ist eine weise Einrichtung Gottes, daß am Obst die Säfte nicht eher gar gekocht sind, bis der Saame auch reif ist. Sonst würde das Obst abgepflükt und gegessen, der Saame aber selten reif werden. Mancher Saamen ist durch Dornen verwahrt, wie Cichorien; oder die Pflanze hat stachlichte Stengel, wie die Nessel; oder stachlichte Blätter wie die Distel, Wachholder und Hülsedorn. Auf den Erdbeeren sizt der Saame ganz oben auf der Beere, und wird eher reif als die Beere, damit er abfallen und sich fortpflanzen kann. Mancher Saame hat auch Anhängsel oder Flügel, wie der Saame von Blätterblumen, von Schwarzwurzeln. Die bekannte Baumwolle ist auch so ein Anhängsel. Da, wo sie wächset, geräth kein Flachs; dafür ist die Baumwolle, die in so dürrem Sand geräth, wo nichts Anders gerathen könnte. Bei uns geräth die Baumwolle nicht, weil wir Flachs haben. Gott hat kein Land ganz vergessen; und jede Gegend kann etwas tragen, wenn man nur weiß, was man darauf pflanzen soll. Durch diese Anhängsel wird der Saame ausgebreitet; viel Saame wird auch durch den Wind zerstreut. Mancher hat kleine Häkchens, womit er sich anhängt und fortpflanzt; Mancher ist in Beeren, die von Vögeln und Thieren gefressen werden. Der Saame bleibt dann gut, und wird von den Thieren herum gesäet. Das Meer und die Flüsse spülen den Saamen weg, und bringen ihn oft an ferne Orte hin. So weiß Gott wol zu erhalten und auszubreiten, was Er erhalten und ausbreiten will! Auch der Mensch kann die Fruchtbarkeit der Pflanzen so viel vermehren, als er will. Er kann Pflanzen in seine Gegend bringen, die vorher gar nicht da waren, und durch die viele tausend

Menschen erhalten werden. Vor 100 Jahren gab's in Deutschland noch sehr wenig Kartoffeln, und sie wurden als eine Seltenheit betrachtet. Im Brandeburgischen wurde den Leuten befolen, sie zu bauen; aber sie rissen sie bei Nacht wieder heraus. Und jezt sind sie, besonders in sandigten Gegenden, oft ein Mittel gegen Hungersnoth. Denn wenn das Korn nicht geräth; so gerathen doch die Kartoffeln, und ersezen oft dem Landmannn in vielen Gegenden das Brod. Ihr sehet, daß Manches eine rechte Wolthat für ein Land werden kann, was man Anfangs verachtet und verabscheuet hat.

11) Ihr wisset, daß auf der Erde eine Menge Thiere sind, und Ihr sehet ihren so sehr verschiedenen Bau. Dieser ist aber nicht ohne Ursache so verschieden. Jedes Thier ist so gemacht, daß es gemächlich an dem Ort leben kann, wo es leben soll, und sich am leichtesten nähren kann mit dem, was zu seiner Nahrung bestimmt ist. Also scheint uns zwar ein Thier schöner als das Andere: aber jedes ist in seiner Art und zu seinem Zwek vollkommen. Der Fisch ist ein plumpes Thier, wenn man ihn auf dem Lande liegen sieht; man denkt, das Pferd sey viel vollkommener gebauet: aber wenn das Pferd neben dem Fisch schwimmen soll; so sieht man gleich, wie viel geschikter der Fisch ist; dann kommt uns das Pferd plump vor. Wenn der Vogel wie das Schaaf das kurze Gras von der Erde abfressen solte; so wäre ihm sein spizer Schnabel ganz unnüz: aber er ist ihm nöthig, um die kleinsten Körnger aus dem Schutt heraus zu piken, und die Kerne aus den Schalen heraus zu hosen. Gott hat Alles in seiner Art gut gemacht. — Die Thiere haben weit schärfere Sinne als die Menschen;

ohne

ohne dieselben könnten sie sich auch nicht ernähren, und nicht vertheidigen. Gerade die Sinne sind auch am schärfsten bei ihnen, die sie am Nöthigsten haben. Die Vögel haben das schärfste Gesicht, die Raubthiere den feinsten Geruch, die Spinnen das feinste Gefül; denn die Vögel müssen oft hoch aus der Luft her ihre Speise oder ihren Feind sehen; die Raubthiere müssen von Weitem riechen, wo ein Aas liegt; die Spinne muß fülen, wenn man irgend auch noch so leise ihr Nez berührt. Bei der Speise der Thiere wird Gottes Weisheit auch recht sichtbar. Nicht alle fressen Einerlei, oder von Allem, sondern jedes Thier hat Eine oder mehrere Speisen. Die Uebrigen sind für Es nicht da, sondern für Andere Thiere bestimmt. Daher können zahme Thiere neben wilden, kleine neben großen, schwache neben starken leben, und große, starke fressen dem kleinen, schwachen Thier sein Theil nicht weg. Die meisten leben zwar von Pflanzen; aber die vierfüßigen Thiere fressen das Laub, die Insekten, Rinde, Wurzel oder Blüte, die Vögel warten auf den Saamen, und der Mensch auf die Früchte. Man warf einmal einem Ochsen 494 Arten von Kräutern hin. Davon fraß er 276 Arten, und 218 ließ er liegen. Daher kann man auf eine Wiese erst Kühe, dann Pferde und endlich Schaafe treiben; und die Schaafe finden immer noch etwas, was nicht für die Kühe und Pferde war. Gut ists auch, daß die Thiere in ihrem natürlichen Zustande nichts Warmes fressen. Wenn sie mit Feuer umgiengen; so würden wir alle Tage befürchten müssen, daß sie uns das Haus ansteckten. Auch das ist ein Glük für uns, daß die großen Thiere nicht so gefräßig als die kleinen sind. Die Raupe frißt in einem Tag 2 bis 3 mal so viel, als sie selbst schwehr

ist. Wenn der Ochse oder das Pferd so viel fräße, welcher Landmann könnte Ochsen oder Pferde halten! —

Ihr habt wol bemerkt, daß manche Thiere sich häufig vermehren; Andere nicht so häufig. Denkt nicht, das komme von Ohngefähr so. Gott hat es mit vieler Weisheit, und zum Besten des Ganzen so eingerichtet. Die Fleischfressenden Thiere vermehren sich nicht sehr; sonst würden sie die andern ganz aufzehren, wovon sie leben. Die Thiere vermehren sich am häufigsten, die von Andern verfolgt werden, oder Andern zur Nahrung dienen. Es giebt weit mehr Hasen als Füchse, weit mehr Lerchen als Habichte, und weit mehr Fliegen als Spinnen. Sehr fruchtbar sind die Hausthiere, weil sie den Menschen sehr nüzlich sind. Es werden so viel tausend Kälber geschlachtet; und doch fehlt es nicht an Ochsen und Kühen. Wenn man so viel Füchse tödtete; so gäb' es längst keine Füchse mehr. — Jedes Thier hat eine Bekleidung, die dazu dient, um die natürliche Wärme im Körper zusammen zu halten, oder sie ist ihm auf andere Art nüzlich. Der Vogel hat Federn, damit er leichter werde; der Fisch hat Schuppen, damit das Wasser sein Fleisch nicht zur Fäulniß bringe; der Wallfisch ist mit dikem Spek bedekt, von dem der Thran ausgebrannt wird, weil er im Eißmeer leben muß, und ohne diesen Spek erfrieren würde. Da sich meist diese Bekleidung abnüzt; so wird sie alle Jahr verändert. Das Thier bekommt andere Haare; der Vogel bekommt andere Federn. Die Schlangen streifen ihre Haut ab; die Fische wechseln ihre Schuppen. Nur der Mensch hat keine natürliche Deke, weil er in kalten und warmen Ländern überall wohnen soll. Manche Thiere haben auch Hörner zu ihrer Vertheidigung. Wenn die

Hörner

Hörner hol sind; so hat sie das Weibchen auch; sind sie nicht hol, so hat sie Allein das Männchen. Die Thiere scheinen es auch recht gut zu wissen, womit sie sich am besten vertheidigen können. Die Ochsen stellen sich mit dem Rüken zusammen, wenn sie von wilden Thieren angefallen werden; sie stellen die Köpfe mit den Hörnern den Feinden entgegen. Die Pferde stellen sich mit den Köpfen zusammen, und zeigen dem Feind ihre Hinterfüße, mit denen sie schlagen können. Außerdem bringen die Thiere gewisse Geschiklichkeiten mit auf die Welt, die zu ihrer Erhaltung oder Vertheidigung nöthig sind. Die Spinne kann gleich ein Nez weben, das so fein und künstlich ist, wie es kein Mensch machen könnte. Die Bienen bauen sich regelmäßige, sechseckichte Zellen, ohne daß sie es ein Mensch gelehrt hat. Die Bieber, die ihren Schwanz ins Wasser hängen müssen, und von den kleinen Fischen leben, die sich daran hängen, bauen sich ordentliche Häuser ans Ufer, schneiden sich dazu mit ihren Zähnen das Holz, wie es der Zimmermann zu rechte schneidet und hauet, und fügen es in einander, wie wir das Holz in einander fügen. Sie wissen auch vorher, ob das Wasser in diesem Jahr gros werden wird, oder nicht; und bauen ihre Häuser hoch oder niedrig, so wie es nöthig ist.

12) Die Vögel unterscheiden sich von vierfüßigten Thieren hauptsächlich dadurch, daß ihre Jungen in Eiern gebo ren werden. Ihr ganzer Bau ist dazu eingerichtet, daß sie gut in der Luft fortkommen, und daß jede Art von Vögeln sich bequem ernähren kann. Der ganze Körper geht spiz zu, wie ein Schif, damit sie schnell durch die Luft können. Sie sind sehr leicht, weil der ganze Leib voller Luft ist. Darum können

die Singvögel so lange singen, Gänse und Enten so lange unter dem Wasser bleiben. Die Augen stehen ihnen weit außer dem Kopf, damit sie weit um sich her sehen können; sie können Eines ohne das andere gebrauchen, und beide Augen sind mit einer durchsichtigen Haut verwahrt, damit sie sich in Gebüschen und Dornen nicht beschädigen. Ihr Schnabel ist nach der Nahrung eingerichtet. Die Wasservögel haben Löcher darinnen, um das Wasser durchzulassen; bei den Sumpfvögeln ist er lang und gerade, damit sie in den Sümpfen wühlen können. Die Raubvögel haben einen kurzen und krummen Schnabel, um das Fleisch besser zu zerreißen. Die Vögel haben kein Ohr außer dem Kopfe; vermuthlich um desto besser fliegen zu können: aber sie hören sehr scharf. Sie haben einen Kropf, oder eine länglichte Blase im Schlund, worinnen die Körner durch Wärme und Feuchtigkeit schon halb verdaut werden. Diese Proviantflasche füllen sie an, ehe die lange Winternächte angehen, oder ehe sie ihre lange Reisen antreten. Daraus füttern sie auch ihre Jungen, die noch keine Körner zermalmen können. Ihre Brust ist vorn durch ein langes und breites Brustbein so verwahrt, daß sie nicht beschädigt werden können, wenn sie auch plözlich zur Erde herabschießen. An diesem Brustbein sizt das stärkste Fleisch, womit sie die Flügel bewegen. Ihre Flügel haben wenig Knochen, aber viel Federn, welches auch Pflanzen sind, wie die Haare am Menschen. Die Federn sind so verbunden, daß keine Luft hindurch kann; sonst könnte der Vogel nicht fliegen. Zwischen den großen Federn sind Flaumfedern zum Erwärmen. In kalten Ländern haben Vögel mehr solcher Federn, weil sie mehr Wärme bedürfen. Wenn sich die Vögel puzen; so legen sie ihre Flügel und Federn

in

in Ordnung, weil beim Fliegen Alles darauf ankömmt. Weil indessen die Federn sich abnuzen; so bekommen sie alle Jahre neue, und dieß heißt mausern. Dieß geschieht im Herbst, weil alsdann der größte Ueberfluß an Nahrung da ist, die der Vogel alsdann am nöthigsten hat. Auch die Füße sind eingerichtet, wie sie jeder Vogel bedarf. Die, die immer klettern sollen, haben 2 Zähen vorne und 2 hinten; die, die viel gehen, haben 3 vorne und Eine hinten, wie die Hüner. Bei den Wasservögeln sind die Beine weit hinten; darum können sie auf dem Lande nicht schnell fort, aber sie schwimmen desto besser. Eben darum haben sie auch eine Schwimmhaut zwischen den Zähen, womit sie sich fortrudern. Die Nahrung der Vögel ist sehr verschieden. Die Raubvögel haben scharfe Säfte; darum verschluken sie alles ganz, und verdauen es doch schnell. Die Vögel, die sich von Körnern nähren, haben einen rauhen Magen, und durch ihn werden die Körner wie in einer Mühle zerrieben. Deßwegen fressen sie auch immer etwas Kalk oder kleine Steinchen, damit das Reiben besser geht. Die Vögel, die von Raupen leben, ziehen fast alle in warme Länder, wenn es hier kalt wird. Einige ziehen im Winter Puppen und Eier von kleinen Thieren hinter den Baumrinden hervor. Einige schlafen und fressen nichts. Andere machen sich einen Vorrath. Einige leben von Saamkörnern, brechen Tannzapfen ab, oder stehlen Getraide. Wenn recht tiefer Schnee lange liegt; wie merkt man da die Weisheit Gottes, der doch alle diese tausend Vögel versorgt! — Sie legen nicht eher Eier, bis Raupen genug da sind, die junge Brut zu ernähren, und bis die warme Wohnung, das Nest, fertig ist. Meist sind die Nester recht künstlich gebauet; inwendig weich; auswendig rauh; tief

am rechten Ort; an Orten befestigt, wo die Jungen nicht so leicht beschädigt werden können. Die Hüner und mehrere Vögel bauen es zwar ganz schlecht, weil die Jungen gleich laufen und der Mutter folgen können; aber andere, deren Jungen dieß nicht können, bauen es viel fester. In Schlesien und Böhmen machen die Meisen ihr Nest an das äußerste Ende eines Zweigs, damit keine Kaze und Schlange dahin kann. Die Elstern verwahren ihre Nester mit Dornen, weil die Jungen stark von Raubvögeln verfolgt werden. Das Ey des Vogels bekommt seine kalkichte Schale kurz zuvor, eh' es aus dem Leibe des Vogels komt. Der verschlukte Kalk, der sonst mit dem Unrath abgeht, hilft dazu. Das größte Ey ist vom Vogel Strauß, und wiegt 12 Pfund; das kleinste vom Kolibri, von dem schönsten Vogel in der Welt, ist nur so groß wie eine Erbse. Im Ey sind mancherlei Feuchtigkeiten: aber es ist kein Tropfen überflüßig. Man hat wol den Versuch gemacht, und irgend etwas davon heraus fließen lassen; aber nie kam alsdann ein Junges zur Welt. — Ihr wisset, daß gewisse Vögel alle Jahre große Reisen vornehmen. Dies geschieht aus Kälte und Mangel an Nahrung. Die Lerchen, die Krammetsvögel, und mehrere, ziehen aus Einer Gegend in die Andere. Die Wachteln, Störche, Trappen, sogar aus Einem Theil der Welt in den Andern. Sie versammlen sich, rufen sich mit Geschrei zusammen, machen eine gewisse Ordnung und treten meist die Reise bei Nacht an. Gewisse Winde geben ihnen das Zeichen zum Aufbruch. Der stärkste Vogel fliegt voran, und wird von den Andern abgelöset. In Sibirien, das der Russischen Kaiserin gehört, in Nordamerika, das ehemals die Engländer besaßen, das aber jezt sich seine eigene Regen-

ten

ten wälte, in Schottland, worüber der König von England regiert, und in Egypten, das dem türkischen Sultan gehört, sind oft solche Schwärme von Vögeln, daß die Aeste der Bäume brechen und die Felder ganz damit bedekt sind. Ganze Völker leben von diesen Vögeln, rechnen auf ihre Ankunft; das ist ihre Erndtezeit, sie bäten darum, daß Gott doch recht viele Vögel schiken möge. So vertheilt Gott nüzliche Thiere; und manche Länder, die voller Kröten und Frösche sind, werden durch die Störche davon gereinigt. Manche Schwalben legen sich in den Schilf am Meer; oder in Löcher der Berge, und fallen in den Winterschlaf. Daher fallen auch diesen vor dem Winter die Federn nicht aus, wie allen andern Vögeln. Gott sah alles vorher, und sorgte für Alles. — Denket nicht, daß irgend ein Vogel ohne Nuzen wäre. Die Raubvögel fressen Schlangen, Fledermäuse, Ratten. Die kleinen Vögel fressen Raupen, Insekten und dergleichen Thiere, die Menschen und Vieh schaden, wenn ihrer zuviel sind. Das thun auch die Sperlinge oder Spazen, die man allgemein blos für schädlich hält. Ein gewisser aufmerksamer Landmann hat einmal recht Acht gegeben, und nachgezählt, daß zwei Spazen für ihre Jungen in Einer Woche 3360 Raupen gebraucht haben. Man glaubte einmal in einem gewissen Lande, die Dohlen fräßen Erbsen, weil sie sich so viel um die Erbsen aufhielten. Man schoß die Dohlen weg; und nun bekam man fast gar keine Erbsen. Man untersuchte es genau, und fand, daß die Dohlen nur kleine Käfer fressen, die sonst die Erbsen verzehren. Rechnet nur darauf, daß in der Schöpfung nichts umsonst ist, wenn wir auch seinen Nuzen noch nicht sehen. Manche Thiere kann und soll der Mensch vermin-

dern;

dern; aber gewis wärs sein Schade, wenn er sie ganz ausrottete.

13) Die Fische sind auch gerade so gebaut, wie sie gebaut seyn müssen, um im Wasser schwimmen und sich nähren zu können. Sie sind auch wie ein Schif gebaut, haben Flossen, mit denen sie sich fortbewegen, und am Schwanz Flossen, durch die sie ihren Lauf lenken können. Sie haben eine Blase im Leibe; wenn sie diese voll Luft machen, so werden sie leichter und steigen also in die Höhe; wenn sie die Luft heraus lassen, so werden sie schwehrer, und sinken nieder. Sie haben Schuppen, weil ihnen sonst das Fleisch im Wasser verfaulen würde. Ueber dem Leib her läuft eine Nath, in welcher alle Schuppen kleine Oefnungen haben, durch die sie ihren Schleim ausschwizen; und auch dieser Schleim ist ihnen nöthig, damit kein Wasser zwischen den Schuppen eindringe, und damit sie nicht so leicht irgendwo hängen bleiben, sondern glatt durch Alles durchschlüpfen können. Sie haben fast gar keinen Geschmak, weil sie allerlei fressen; aber ein so feines Gefül, daß sie das leichteste Zittern auf dem Wasser merken; dieß ist ihnen nöthig, um sich gegen ihre Feinde zu verwahren. Die Kiehmen oder Fischohren sind eine Menge Blutgefäße, die hinter dem Kopf in einer Höle liegen, und mit einem beinichten, starken Schilde bedekt sind. Sie dienen dem Fische statt der Lunge. Mit den Jungen der Fische geht es sonderbar zu. Die Eier werden an der Sonne ausgebrütet; daher kommen Flußfische in niedriges Wasser und Seefische in Flüsse, und legen dort ihre Eier, weil in dem flachen Wasser die Sonne mehr wirken, und sie eher ausbrüten kann. Die Menge der Jungen, die von einem Fisch kommen, ist unglaublich.

glaublich. Auf ein Heringsweibchen rechnet man 36 tausend Jungen. Auch giebt es Gegenden im Meer, wo eine ganze Streke, so weit man sehen kann, mit Heringen ganz bedekt ist. Ihr wisset selbst, wie viele tausend Eier man manchmal in einer großen Karpfenmutter findet. Alle diese Eier können Fische werden, wenn sie die Sonne ausbrütet. Weil ihrer so viele verzehrt werden; so giebts auch so viele! Auch dafür sorgte Gott, daß eine Thierart nicht ausgehen kann, und wenn ihr auch Alles nach dem Leben steht!

14) Es giebt auch Thiere, die zugleich auf dem Lande und im Wasser leben können. Der Frosch lebt von Fliegen, Müken und Würmern. Nach einem warmen Regen kommen viele Würmer aus der Erde heraus; deswegen machen sich die Frösche herbei, um sich damit zu nähren, und man glaubt oft, daß sie herunter geregnet seien. Ihr wisset aber schon, wie der Regen entsteht, und daß dieß nicht möglich ist. Wenn die Frösche noch klein sind, so haben sie keine Füße, auch keinen ordentlichen Kopf, sondern einen Fischschwanz, man nennt sie Mollenköpfe. Nach Einiger Zeit verlieren sie den Fischschwanz, und bekommen Füße. Vorher fressen sie Meerlinsen, hernach aber Insekten. Also sind sie uns nicht ohne Nuzen, weil sie uns viele Insekten wegfressen. Auch die häßlichste Kröte hat diesen Nuzen; sie frißt die Insekten bei Nacht, so wie der Frosch am Tage. Zu ihrer Vertheidigung läßt sie wol einen weißen Saft von sich, der allenfals etwas Geschwulst machen kann, aber gar nicht giftig ist. Die Eidechse, das schöne, grün und gelbe Thierchen, das wir manchmal in den Gärten finden, ist auch nicht giftig, aber sehr nüzlich, weil es die vielen Schneken auffrißt. Sie legt

schöne,

schöne, im Finstern glänzende Eier, in denen man die junge Eidechse sehen kann. Die größte und fürchterlichste Art von Eidechsen ist das Krokodil, das in unserer Bibel Leviathan heißt. Der Salamander ist auch eine Art von Eidechsen, aber ohne Nägel und Schuppen. Wenn er etwa am Feuer ist; so kommt ihm aus Angst eine Feuchtigkeit aus dem Leibe, wodurch er sich retten will. Wegen dieser Feuchtigkeit kann ihm das Feuer nicht so leicht schaden; darum glaubt man mit Unrecht, daß er im Feuer leben könne, in dem doch nichts Lebendiges ohne Wunder am Leben bleiben kann. Er kann lange ohne Nahrung seyn; und wenn man ihm ein Glied abschneidet, so wächset es wieder. Auch Er ist nicht giftig, und man kann ruhig von dem Wasser trinken, in dem man Einen sieht. Auch die Schlangen in hiesigen Gegenden sind nicht giftig; doch ist es nicht gut, wenn das Schlangengift gerade ins Blut kommt. Dieß Gift hat die Schlange in zwei holen Zähnen; sie kann also blos vergiften, wenn sie beißt. Reibt man die Hände mit einem gewissen Kraut, das Liebstökel heißt; so kann man mit den Schlangen ohne allen Schaden umgehen. Dieß thun auch die Leute, die sich für Schlangenbeschwörer ausgeben. Die Blindschleiche, die man hier am häufigsten findet, ist ganz unschädlich. Auch die Schlangen haben ihren Nutzen. Sie fressen Feldschneken, Mäuse, Ratten, Eidechsen, Maulwürfe. In Einigen Gegenden isset man dike Schlangen, und macht von den Nattern gute Krafftsuppen. Ueberhaupt giebt es noch viele Thiere, die man essen kann, die aber gemeiniglich aus Vorurtheil nicht gegessen werden. Schneken und Frösche schmeken sehr gut. Katzen und Mäuse werden in manchen Gegenden mit dem größten Appetit verzehrt. Von Mäusen

kann

kann eine sehr kräftige Brühe gemacht werden, die gewis auch nicht ekelhafter als Krebse sind. Hunde werden von manchen Völkern für Lekerbissen gehalten. Auch Pferdefleisch wird von ganzen Nationen gegessen, und Pferdemilch getrunken. Ihr sehet, daß wir noch nicht verhungern würden, wenn wir auch unsere gewöhnlichen Nahrungsmittel nicht hätten.

15) Es sind schon einigemal Insekten genennt worden, und Ihr kennet vielleicht diesen Namen nicht Alle. Man nennt die kleinen Thiere so, die fornen am Kopf kleine bewegliche Spizen haben, womit sie Alles um sich her fülen; als Bienen, Fliegen, Schmetterlinge, Maykäfer. Mit diesen Thieren geht etwas vor, was man bei andern nicht findet; sie verwandlen sich. Der Käfer oder der Schmetterling legt Eier; verstekt sie oft recht, damit sie Niemand finden soll, in das Innerste der Knospen, zwischen zusammengerollte Blumenblätter, mitten in das Blat, auch wol gar unter die Haut der Thiere. Damit die Eier keinen Schaden leiden; klebt sie die Mutter mit einem zähen Leim an, oder überzieht sie mit Wolle, macht ein Häuschen von Erde herum, oder reißt sich selbst Haare aus, und bedekt sie damit. Aus solchen Eiern entstehen Alle kleine Thiere, die Ihr irgendwo findet. Man glaubt zwar manchmal, manche Thiere entständen aus Fäulniß: aber das ist gar nicht wahr. Wenn Ihr Milben im Fleisch oder Käse findet; so sind von Schmeißfliegen Eier auf das Fleisch oder den Käse gelegt worden; die Schmeißfliege weiß, daß die jungen Milben da am besten fortkommen, und legt eben deswegen ihre Eier dahin. Wo viel Urin ist; da giebt es freilich viel Flöhe, wie denn überhaupt viele Insekten da am besten fortkommen, wo es am unreinsten ist. Aber der

Urin macht keine Flöhe, sondern der Floh legt seine Eier dahin, weil er weiß, daß sie da am besten gedeihen. Aus diesem Ey kommt nun ein Thier, das ganz Anders aussieht, als die Mutter; eine Made, oder eine Raupe, deren es gar viele giebt. Sie hat 14. 16. Füße, und ist so gefräßig, daß sie in 24 Stunden 6 mal so viel frißt, als sie selbst schwehr ist. Jede Raupe hat aber ihre bestimmte Speise; was die Eine frißt, davon kann sich die Andere nicht nähren. Oft frißt die Raupe, was für den Menschen Gift wäre. Die Raupen haben immer Gelegenheit zu mancherlei Aberglauben gegeben. Man meynt wol, es bedeute etwas, wenn die Blätter viele Knoten haben, und sie entstehen blos davon, wenn ein Insekt in das Blat sticht, und seine Eier hineinlegt. Manchmal findet man, daß die Raupen Reihenweise über den Weg gerade fortziehen, und denkt, das sey etwas außerordentliches; und es ist nichts, als daß sie von Einem Baum auf den andern ziehen. Eine gewisse Art von Raupen thut das immer. — Wenn die Raupe eine Zeitlang gelebt, oder vielmehr gefressen hat; so sezt sie sich still hin, spinnt sich ein, oder wird zu einer Puppe, Dattel. Auch jezt versteckt sie sich wieder, so gut sie kann, in die Erde, unter Baumrinden, in verborgene Winkel. Sie scheint todt zu seyn, ists aber nicht; denn sie bewegt sich, wenn man sie stark berührt; und stirbt, wenn man sie heraus nimmt. Dem Hirschkäfer hat es Gott in die Natur gelegt, daß er Hörner bekommen werde. Er macht sich seine Höle in die Erde so groß, daß die Hörner darinnen Platz haben, wenn er verwandelt ist. In diesem Schlaf liegt die Raupe ein Paar Wochen oder Monate, auch wol einen ganzen Winter; und in der Zeit verwandelt sie sich im Verborge-

nen.

nen. Wenn dieß geschehen ist, und das neugeborne Thier aus der Puppe will; so läßt es einen scharfen Saft von sich, der die Puppe zerfrißt. So gehts mit allen Insekten, die Flügel haben. Andere, als Spinnen, Krebse, u. d. gl. legen nur oft ihre Haut ab, und werden immer vollkommener, bekommen auch nicht eher Jungen, bis sie in ihrer Art vollkommen worden sind. Das Thier, das aus der Puppe kommt, ist ganz Anders als die Made oder Raupe war. Es hat eine Menge Glieder, zwei lange bewegliche Fäden am Kopf, die man Fühlhörner nennt; einen Kopf, den es weit schneller als andere Thiere bewegen, auch unter das Brustschild zurük ziehen kann. Seine Augen sind zwar unbeweglich, aber der Augapfel ist nicht rund, wie bei andern Thieren, sondern hat eine Menge Flächen, wie ein vielekicht geschliffenes Glas. Jede solche Fläche ist eigentlich ein besonderes Auge; bei manchem Käfer hat man 3000, bei einer Müke 13000, und bei dem Schmetterling an Einer Seite 17000 solcher Flächen oder Augen gezält. Das Thier kann mit diesen vielen Augen von Allen Seiten her seine vielen Feinde sehen. Viele haben einen Saugrüssel, den man bei der Stubenfliege recht gut sehen kann. Wenn sie etwas hartes, z. B. Zuker verzehren will: so läßt sie vorher etwas Feuchtigkeit von sich, um den Zuker aufzulösen, weil sie ihn sonst nicht einsaugen kann. Der Schmetterling hat eine zusammengerollte Zunge. Wenn er auf eine Blume fliegt, so rollt er die Zunge auseinander, stekt sie in das Innerste der Blume hinein, läßt einen Tropfen Feuchtigkeit von sich, der sich mit dem Honigsaft in der Blume vermischt, daß er ihn genießen kann. Die Insekten haben ein sehr zähes Leben. Der Holzkäfer kann viele Wochen ohne

Nahrung zubringen. Die Wespe lebt noch 3 Tage, wenn ihr die Brust weggenommen ist. Man hat Hummeln in der Mitte entzwei geschnitten, und sie haben noch Honig gesaugt. Viele Insekten haben an den Füßen schwammichte Ballen, daraus drüken sie etwas Oel, um überall fest stehen und laufen zu können. Wenn viele Stubenfliegen über glattes Glas gelaufen sind; so sieht man die Spuren von diesem Oel. Die Biene hat an der Spize der Füße eine Art von Bürste, um den Blumenstaub zusammen zu scharren. Viele Insekten haben einen Stachel; entweder sich zu vertheidigen, oder um die Eier dahin zu legen, wo die junge Made, wenn sie heraus kommt, gleich Nahrung findet. Der Bienenstachel, den man sieht, ist nur die Scheide eines spizeren Dolchs, der hol ist, und an jeder Seite 15 Widerhaken hat, durch die eine nicht giftige Feuchtigkeit in die Wunde fließt. Oft sticht die Biene nur mit der Scheide und droht. Alsdenn schwillt die Wunde eben nicht sehr auf. Aber wenn sie mit dem eigentlichen Stachel sticht: dann schwillt die Wunde sehr auf; der Stachel bleibt wegen der Widerhaken darinnen steken, und die Biene muß sterben, weil sie sich den Stachel aus dem Leibe gerissen hat. — Die Hauptursache, warum sich die Insekten verwandelt haben, ist, um sich fortzupflanzen. Sie legen eine ungeheure Menge Eier; und wir würden uns nicht gegen sie beschüzen können, wenn nicht ganze Geschlechter der Insekten wieder von Insekten lebten. Die Schmeißfliege, die lebendige Jungen gebärt, kann wol 20000 Junge auf einmal bei sich haben. Von ein Paar Blatläusen, die man an den Stengeln der Pflanzen so haufenweise sieht, können in Einem Jahr 590 Millionen Blatläuse entstehen. Denket nur an die Menge

von

von Obstraupen, die es in manchem Jahre giebt; wovon manche 400 Eier bei sich hat. Der schwarze Kornwurm (Kornrüsselkäfer) legt seine Eier ins Korn. Davon lebt die Raupe, verwandelt sich im Früling, und fliegt mit der Hülse des Korns weg, da man denn sagt, das Korn sey weggeflogen. Von diesem schädlichen Insekt kann Ein Paar in 5 Monaten über 6000 Jungen bringen. Auch die Eier von Insekten haben Gelegenheit zu manchem Aberglauben gegeben. Auf stillstehendem Wasser findet man manchmal viele rothe Fleken, und man denkt wol Wunder, wie viel Blutiges sie bedeuten; und es ist nichts, als die faulen Eier von manchen Insekten. Manchmal findet man wol einen Klumpen schwarzes Pulver am Wege, und Mancher denkt, es sey von einer Hexe dahin gelegt worden, um, wer weiß welchen? Schaden zu thun, und es ist nichts, als eine Gesellschaft von Staubläusen, die gewöhnlich so zusammenhängen. — Man hört oft in der Wand die sogenannte Todtenuhr klopfen, und zält wol die Schläge, weil man denkt, sie kündige uns den Tod an. Und es ist nichts, als ein kleines Thierchen, das sich im Holz nährt, und nicht Anders, als so klopfen kann, wenn es leben will. Die merkwürdigsten Insekten unter uns sind die Bienen. Ihrer sind dreierlei; die Arbeitsbienen, die Drohnen und der Weisel oder die Königin. Die Arbeitsbienen sind die Einzigen, die heraus fliegen. Sie haben an den Füßen haarichte Bürsten, fegen damit den Blumenstaub zusammen, machen mit dem Munde kleine Kügelchens daraus, stekken sie in eine Vertiefung an den Hinterfüßen und bringen sie in den Korb. Ihr könnet sie im Sommer häufig mit solchen Kügelchens beladen sehen, wenn ein schöner heller Tag ist. Dieser Blumenstaub giebt das

Wachs, woraus die Zellen im Korbe gebaut sind. Zum Honigsaugen haben sie einen kleinen Rüssel, den sie kurz und lang machen können, in die Blumen hinein steken, und ihren süßen Saft saugen. Er ist aber nicht gleich Honig, sondern wird es erst, wenn er durch ihren Körper durchgegangen, wenn er gleichsam gegessen und verdaut ist. Den Bienenkorb bestreichen sie mit einem braunlichten Wachs, das sie von den Knospen der Birken holen; und dieß ist auch sehr nöthig, weil sonst leicht ein Ander Insekt hineinkommen, und den ganzen Bienenstok verderben könnte. Die sechseckichten Zellen sind dafür da, um die Jungen aufzuziehen, und Honig für den Winter zu verwahren. Auch sie werden von den Arbeitsbienen gebaut und mit Honig angefüllt; aber die Jungen kommen alle von den Drohnen und dem Weisel oder der Königin. Die Drohnen sind die Männchen und die Königin ist das Einzige Weibchen im Stoke. Der Drohnen sind viele in jedem Stoke; in Schweden tödtete Einer 6120, und ließ noch viele übrig. Sie sind etwas größer als die Arbeitsbienen, und werden von diesen getödtet, sobald sie nicht mehr im Stok zu gebrauchen sind. Die Königin ist größer als alle andere Bienen; ihr Leib ist wurmförmicht; die Flügel sind im Verhältniß kürzer als bei den Bienen. Ihre Zelle ist auch anders gestaltet, als andere Zellen. Sie legt in jede Zelle Ein Ey, und Nahrung für die junge Raupe dabei, die aus dem Ey kommen soll. Jede Zelle wird dann so lange mit einem dünnen Dekel bedekt, bis sich die Raupe in ein fliegendes Thier verwandelt hat. Von jeder Brut giebts Eine Königin; wenn der Bienenstok nun schwärmt, das heißt, wenn die junge Brut, die keinen Raum mehr in dem Stok hat, auszieht; so zieht

die Königin mit aus. Alle ziehen sich dahin, wo die Königin ist; und man kann den ganzen Schwarm nach sich ziehen, wenn man die Königin nimmt. Es reisete einmal ein gewisser Mensch herum, der sich Wildman nennte, und vorgab, er könne den Bienen befehlen. Auch sagte er, sie solten sich ihm jezt auf die Augen sezen; sie solten ihm einen langen Bart machen, u. s. w.: das sah sonderbar genug aus. Aber es war weiter nichts, als daß ihn die Bienen sehr gut kannten, und daß er die Königin dahin sezte, wohin er die Bienen haben wolte. — Die Biene ist ein sehr reinliches Thier, und kann auch nicht den geringsten üblen Geruch vertragen. In einer Gegend, wo etwas Stinkendes ist, wird darum kein Bienenstok recht aufkommen. Wenn aber etwas Stinkendes in den Stok kommt; so suchen sie es gleich weg zu schaffen, und es ist bewunderungswürdig, wie sie sich da zu helfen wissen. Einmal war ein ziemlich großer Käfer in einen Bienenstok gekommen, den die Bienen dann gleich todt stachen, weil sie ein anders Thier durchaus nicht in ihrem Korbe leiden. Jezt solte er aber herausgeschaffet werden, weil sie voraus wußten, daß er sehr stinken würde. Sie spannten sich daran, wie Pferde an den Wagen, wendeten alle ihre Kräfte darauf, aber vergebens. Er war ihnen zu schwehr. Was war nun zu thun? Was hätten wir gethan? Wirklich, kaum etwas so kluges, als was die Bienen thaten. Sie beklebten den ganzen Käfer dik mit Wachs, begruben ihn also in ihrem Korbe so, daß er nicht stinken konnte. So viel Weisheitstrieb hat Gott in das kleine Thierchen gelegt. — Ein anderes, unter uns sehr bekanntes Insekt, ist die Wespe, die auch, wie die Bienen, künstliche Zellen in der Gestalt eines Korbs baut,

und von der es auch Männchen, Weibchen und Arbeitswespen giebt. Mit ihren Kenladen haken sie kleine Stücke von Dachlatten, Gartenzäunen und anderm Holzwerk ab, zermalmen die Stüke ganz klein, lassen etliche Saftropfen darauf fallen, und kneten Alles in einen Teig, woraus sie ihre Wohnung bauen. — Diese legen sie auch mit vieler Klugheit an; denn, wenn sie den Korb etwa an einem Baumzweig anbringen, so kann immer der Regen an der Einen kugelrunden Seite abfließen. Ein ganzes vollkommenes Wespennest ist eine Stadt mit vielen Gassen. Jede Gasse hat ein eigenes Dach, und die Säulen sind oben und unten diker, damit alles fester sey. Wer hat doch wol diese kleine Thiere so bauen gelehrt? — Die erste Wespe, die erwacht, schwingt ihre Flügel, und wekt durch dieses Geräusch die übrigen auf. — Auch die kleine, arbeitsame Ameise, müssen wir nicht übersehen; sie thut ihre Pflicht besser, als mancher Mensch. Sie wohnen zusammen, helfen sich einander, sorgen für Vorrath im Winter, und arbeiten fleißig, so lange sie arbeiten können. Wenn Eine etwas herbeischlept, was ihr schwehr wird; so kommen Andere ihr entgegen, lösen sie ab, und helfen ihr. Wenn Eine in Noth ist, und eine Andere sieht es; so läuft sie fort und holt Mehrere herbei, um zu helfen. Wenn Eine etwas gefunden hat; so weiß es gleich der ganze Haufe. Sie müssen also ihre gewissen Zeichen haben, womit sie sich etwas zu verstehen geben; eine gewisse Sprache, die sie unter einander reden. Im Frühling gehen ihre Eier aus. Die Raupen bekommen bei der Verpuppung ein zartes, weises, halbdurchsichtiges Gespinst über sich; und wenn man den Haufen berührt, suchen sie diese gleich zu flüchten. In der Erde bauen sie sich Hölen, die

durch

durch Kanäle verbunden sind. Vor der Höle machen sie einen Wall von Erde, worauf sie ihre Puppen tragen, wenns warm ist. Aber sie legen sie nicht in die Sonne, sondern bringen sie dahin, wo Schatten ist. Abends wenns kül wird, ode wenn Regen kommen will, tragen sie sie wieder in die Erde. Man scheut oft die Ameisen an den Bäumen; aber hier thun sie gar keinen Schaden; sie leken nur den süßen Saft von den Blatläusen weg. — Noch ein merkwürdiges, aber schädliches Insekt ist die Bremse, die den Pferden und dem Rindvieh so weh thut. Wenn sie das Vieh so verfolgen und es so hart stechen; dann legen sie ihm durch den holen Stachel ihr Ey unter die Haut. Dort wird es von der Wärme ausgebrütet, und es kommt eine kleine, weiche Raupe ohne Füße heraus, die sich immer tiefer in das Fleisch hineinfrißt, und sich von den Säften des Thiers nährt. Mit ihren Kienladen macht sie dem Thier viel Schmerzen; den Pferden besonders im Mastdarm manchmal so sehr, daß sie ganz wütend werden. Unter der Haut verpuppt sich die Raupe und komt dann als fliegende Bremse hervor. Die Schafbremse legt ihre Eier in die Nasenlöcher der Schafe, und verklebt sie. Die Jungen kriechen bis ins Gehirn, und machen dem Schaf Schmerzen, und verursachen das Drehen der Schafe. — Die Spinne hat 8 Augen und 8 Füße, und zwei starke, sichelförmige Zähne zum Nagen, womit auch die großen recht kneipen können. In die Wunde fließt alsdann ein Tröpfchen Saft, der etwas Entzündung verursacht, aber kein Gift ist. Am After oder Hintern haben sie 5 Warzen mit vielen kleinen Löchern; daraus komt ein zäher Saft, den sie mit dem Hinterleib zusammendrüken, und so ihren Faden spinnen. Jede Warze hat

etwa tausend Oefnungen; und so entsteht Ein Faden im Spinnengewebe aus 5000 Fäden. Denket wie fein so ein Faden seyn muß! Die Spinnen leben einsam; hassen einander, fressen sich auf, auch ihre eigenen Jungen, so bald sie ausgekrochen sind. Daher sagt man im Sprichwort von bösen, gehäßigen Menschen, sie sind sich so feind wie Kreuzspinnen. — Auch die Spanische Fliege ist uns merkwürdig, weil sie so scharfe Säfte hat, daß sie auf gesunder Haut eine Blase zieht, wenn man sie darauf legt. Man findet sie auf Rheinweiden, Eschen, Hollundern, Fliedern; sie hat einen widrigen Geruch, und wenn manchmal ein Hund Eine frißt, so stirbt er davon unter gräßlichen Zukungen. — Den Feuerkäfer oder das Johanneswürmchen kennt Ihr Alle. Das Männchen, das fliegt, leuchtet durch zwei weiße Punkte, die es hinten hat. Bei dem Weibchen, das nicht fliegt, leuchtet der ganze Hinterleib. In warmen Ländern sind oft so viele, daß alle Bäume aussehen, als ob sie mit Feuerfunken bedekt wären. Man könnte seine Freude daran haben, aber man solte es nicht, und überhaupt kein Thier quälen, wie es so oft die Kinder thun. Jedes Thier, das lebt, fült auch Schmerz; und wer wolte aus Muthwillen Schmerz machen? Das thut kein guter Mensch.

16) Noch eine Art Thiere sind die Würmer; und man rechnet alle die mancherlei Thiere darunter, die nicht zu andern Klassen gezält werden können; die wunderbarsten, und oft unbegreiflichsten Geschöpfe unter den Thieren, von denen man gar nichts Allgemeines sagen kann. Manche Würmer hat man lange durch Vergrößerungsgläser beobachtet, und doch bleiben sie uns ein Geheimniß. Man siehts, Gott will oft seine

Größe, seine Unbegreiflichkeit, im Kleinsten der Natur zeigen. So sonderbar und unbegreiflich sind die Blumenpolypen und Wasserpolypen. Sie liegen wie Fasern von Wurzeln, oder wie dürre Zweige von Pflanzen auf dem Wasser. Wenn man aber recht Acht giebt, so bewegen sie sich von selbst, streken sich nach kleinen Insekten, und saugen ihnen den Saft aus. Ihre Zweige sind lauter Mäuler, wodurch sie ihre Nahrung zu sich nehmen. Sie sind halb Pflanzen und halb Thiere. Man kann sie in kleine Stüke zerschneiden, das Inwendige heraus wenden, und sie leben doch fort. Ein Polyp verschlingt den Andern, und der Verschlungene komt nach einiger Zeit größer heraus, als er vorher war. Man findet sie auf ruhigen etwas schlammichten Teichen oder Wassern häufig. — Und nun will ich Euch noch ein sonderbares Thier bekannt machen. Es ist der Schwamm, womit man Kinder wäscht. Dieß ist der todte Körper eines Thiers, das sich häufig im Meer findet. Nicht wahr? Das hättet Ihr nicht gedacht. — Der bekannteste Wurm ist der Regenwurm. Er hat rothes Blut und 8 Paar weise, stehende Borsten, die er in den Leib ziehen kann, und die ihm statt der Füße dienen. Mit seinem Rüssel nagt er am Sallat, zieht nach und nach ganze Strohhalme in die Erde. Jedes Einzelne Stük kann wieder ein ganzer Wurm werden. Er würde sich also sehr vermehren, wenn sein Feind, der Maulwurf, nicht dieß Geschlecht verminderte. — Noch eine besondere Art von Würmern sind die Eingeweidewürmer, die sich in allen Thieren, besonders in Fischen, Fröschen und im Menschen finden. Sie nähren sich vom Milchsaft und vom Schleim, der die Gedärme überzieht. Sie können blos in den Eingeweiden des Thiers leben,

wo sie sind, so wie die Läuse blos auf dem Thier, wo man sie findet. Das ist ihre Welt, außer der sie sterben, in der sie sich aber sehr stark vermehren. Sie sind die Ursache von sehr vielen Krankheiten, besonders bei Kindern, sie vermehren sich sehr durch Mehlbrei und solche Speisen, die man den Kindern einstopft. Der gefährlichste aller Eingeweidewürmer ist der Bandwurm. Er ist nicht rund, sondern platt, fast wie Band, wovon er auch den Namen hat. Er hat 3 Saugewarzen am Kopf, womit er den Nahrungssaft einsaugt. Jedes Stük giebt einen neuen Bandwurm; und er wächset oft zu einer fürchterlichen Länge. In Frankreich fand man Einen, der 27 Ruthen lang war. Seine Unruhe, und sein hin und her kriechen, macht unleidliche Schmerzen. Den Blutigel kennet Ihr ja wol Alle. Er ist länglicht, und am Kopf und Schwanz platt. Er hat 3 Zähne, die in einem Dreiek stehen, womit er einbeißt. Sein Maul ist kreißförmig; damit saugt er sich fest. Durch seinen ganzen Leib geht Ein Darm, der hinten gekrümmt ist. Daher speit er Blut, Eier und Alles zum Munde heraus. An ihm kann man die Witterung voraus sehen; er ist als ein lebendiges Wetterglas. Bei gutem Wetter ruht er nur auf dem Boden. Wann Regen kommt; so steigt er herauf. Vor einem heftigen Sturm rennt er in dem Glase herum; bei Donnerwetter leidet er sehr; es zukt ihm am ganzen Leibe, wie den Kindern, wenn sie Schürken (Krämpfe) haben. — Die Schnecke hat ihre Augen oben auf den Fühlhörnern. Einige haben Häuser von Kalk; sie bringen den Anfang mit auf die Welt, und vergrößern es dann durch den Schleim, der ihnen aus dem Körper schwizt. Die Weinbergschnecke, die größte der

hie-

hiesigen Schneken isset man, und sie schmekt recht gut. Sonderbar ist es von diesem Thier, daß es so lange, wol über ein Jahr, ohne Nahrung leben kann. Wenn man ihr den Kop mit den Fühlhörnern abschneidet; so wächset ein anderer wieder nach.

17) Alle diese Thiere, die wir bisher beschrieben, bringen gewisse Geschiklichkeiten mit auf die Welt, die man Kunsttriebe nennt; aber der Mensch nicht. Es giebt kein hülfloseres Geschöpf, als der Mensch, wenn er eben geboren wird. Wenn man ihn nichts lehrt; so weiß er gar nichts. Menschen, die taub geboren sind, können nicht reden, weil sie nicht reden hören. Man hat manchmal Menschen in Wäldern gefunden, die durch besondere Umstände wild aufgewachsen waren; und sie waren gar nicht besser, wie Thiere. Die Ersten Menschen musten deswegen nothwendig in einer schönen, warmen Gegend gewohnt haben, wo es keinen Winter gab, sonst wären sie im Winter erfroren, weil sie sich so wenig gegen die Kälte hätten schüzen können, wie es jezt unsere kleinen Kinder können. Es muß in der Gegend auch immer Obst und andere Pflanzen gegeben haben, die man gleich essen kann; denn die unerfahrnen Menschen verstanden wol nicht, sich etwas zum Essen erst zuzubereiten. Es mußte auch Einer seyn, der mit ihnen redete, und sie dadurch reden lehrte; der sie mit den Dingen um sie her bekannt machte, der das an ihnen that, was jezt Vater und Mutter an ihren Kindern thun. Ihr wisset, was uns die Bibel davon sagt; wie Gott den Menschen in eine so warme, angenehme, fruchtbare Gegend sezte, daß viel Obst in dieser Gegend war, daß Er selbst mit dem Menschen sprach, und ihn dadurch reden

lehrte,

lehrte, daß Er ihn selbst mit den Dingen auf der Erde bekannt machte, also rechte Vaters Stelle bei ihm vertrat. Und wirklich war auch das nöthig, sonst hätte der Mensch nicht fortkommen, und nicht vernünftig werden können. Jezt ist es freilich von manchen Seiten Anders. Der Mensch kann jezt in der kältesten und in der wärmsten Gegend leben; es giebt Länder, wo es 15 Fuß tief in die Erde friert, und Länder, wo das Siegellak schmilzt, wenn man es in die Sonne legt; und an allen diesen Orten wohnen Menschen. Wenn auch ein Land ganz unfruchtbar ist; so wissen die Menschen sich Speise zu verschaffen. Sie fangen sich Fische in der See oder in Flüssen; sie schießen sich Thiere auf der Jagd; sie düngen und bessern so lange an dem Lande, bis es etwas trägt. Es giebt eine Insel (Rügen), wo lauter Flugsand ist. Man denkt, es sey nicht möglich, etwas darauf zu ziehen. Aber die Schiffer haben sich doch dort Gärten angelegt, und finden frisches Gemüse, wenn sie dahin kommen. Es leben etwa tausend Millionen Menschen auf der Erde; vielleicht aber auch mehr, denn man kennt noch nicht alle Länder. Aber es könnten weit mehrere darauf leben; denn es giebt noch viele wüste, unangebaute Gegenden, ungeheure Wälder, die noch angebaut werden könnten. Es würden auch weit mehrere Menschen leben, wenn nicht der Krieg, die Schiffahrt, die Pest und andere Krankheiten, besonders die Kinderblattern so viele Menschen wegnähmen. Und es würden lange nicht so viele Menschen an Krankheiten und so viele Kinder an den Blattern sterben, wenn die Kranken sich immer in der Krankheit ordentlich verhielten, einen vernünftigen Arzt um Rath fragten, und ihm folgten.

Zweiter Abschnitt.

Etwas vom menschlichen Körper, und den Mitteln, ihn gesund zu erhalten.

1) Der menschliche Körper ist eine sehr fein und künstlich gemachte Maschine voller großen und kleinen Röhren, worinnen sich immer mancherlei Säfte fortbewegen. Unser Fleisch ist, wie das Fleisch der Thiere, und alle festen Theile an unserm Körper aus lauter Fasern zusammengesetzt, und jede Faser besteht aus lauter erdichten Theilen, die durch einen zähen Leim miteinander verbunden sind. Wenn man darum das Fleisch der Thiere focht; so geht der Leim heraus, in die Brühe, welche davon nährend und kräftig wird. Wird es stark gekocht; so gehen die Fasern oder Fäden im Fleisch aus einander, wie man recht deutlich am Rindfleisch sehen kann. Unser Körper hat weit mehr flüssigte als feste Theile. Ob nun diese flüssigten Theile nicht verdorben sind,

und

und ob sie sich ordentlich durch den Körper bewegen; davon hängt größtentheils die Gesundheit ab. Die Stüzen unsers Körpers sind die Knochen. Sie selbst haben keine Empfindung, obgleich eine Menge von Blutgefäßen durchlaufen, um sie zu nähren. Aber sie sind mit einem dünnen Häu chen bedekt, das mit Nerven und Blutgefäßen durchflochten ist, und sehr leicht schmerzt. Dieß Häutchen erinnert uns, daß wir unsre Knochen nicht beschädigen; sonst würden unvorsichtige Menschen das leicht thun, weil es ihnen keine Schmerzen macht. In den langen Knochen ist eine gewisse Fettigkeit, die man Mark nennt, und die Ihr wol in Knochen von Thieren gesehen habt. Ein Mensch hat so viel Hauptknochen als der Andere; die meisten Menschen haben 7 wahre Rippen, die hinten am Rükgrad, und vornen an der Brust angewachsen sind, 5 andere Rippen, die nur am Rükgrad fest sizen, 24 Wirbel oder Gelenke am Rükgrad, 7 Gelenke am Hals. Diese und alle Gelenke sind nöthig, um sich zu bewegen; aber die Knochen würden sich an einander abreiben, und wir würden uns mit vieler Mühe bewegen, wenn nicht etwas glattes dazwischen wäre, das die Bewegung erleichterte. Auch dafür hat also Gott durch den Knorpel und die Bänder gesorgt, die Ihr ja wol auch von Thieren kennt. Aber auch diese Knorpel und Bänder würden mit der Zeit zu hart und troken werden; wir schmieren mit Oel oder einer andern fettigten Sache Alles, was sich leicht aufeinander reiben und fortbewegen soll; die Räder am Wagen, die Schlösser an den Türen, u. s. w. Und unsre Glieder werden also auch immer mit einem klebrichten, schleimichten Saft geschmiert, der sich in den Gelenken selbst erzeugt. Wenn von diesem Gelenkesaft nicht genug da ist, so

können

können wir uns nicht recht leicht bewegen, wie ein Wagen, der nicht gut geschmiert ist. Wenn er stokt, so leimt er ordentlich die Knochen zusammen, und dann wird das ganze Gelenk steif, wie das manchmal geschieht, wenn man einen Arm oder ein Bein gebrochen hat.

2) Ueber unseren ganzen Körper geht die Haut, die ihn bedeken soll. Aber man darf nicht denken, sie sey so ein todtes Leder, das nur über den Leib geklebt sey, und weiter kein Gefühl habe. Ganz oben hat sie zwar eine harte, trokene Bedekung, die ganz unempfindlich ist, und die man das Oberhäutchen nennt. Ihr könnet sie an den Händen und an den Fußsolen am besten bemerken, weil sie da am dikſten wird Man kann da hineinstechen und schneiden ohne Empfindung. Oft schiebt sich auch diese Oberhaut ab, und es schmerzt uns weiter nicht. Auch sie ist von dem größten Nuzen. Sie beschüzt die rechte Haut vor der Luft, und bedekt unsre Nerven, daß uns nicht Alles gleich Schmerzen macht. Da, wo wir sie am meisten brauchen, wird sie auch am dikſten, und da, wo sie am dikſten ist, an Händen und Füßen, brauchen wir sie auch am nöthigsten. Unter ihr liegt ein schleimichtes Häutchen, das die Ursache von der verschiedenen Farbe der Menschen ist. Unsere rechte Haut aber ist voller Blutgefäße, und wir fülen durch sie Alles, was unseren Körper berührt. Sie ist, außer den Fußsolen und der flachen Hand, ganz mit Haaren bedekt, die auf dem Kopf am längsten, und bei zarten Personen so klein und fein sind, daß man sie kaum sehen kann. Jedes Haar ist eine besondere, mit Fettigkeit angefüllte Röhre. Daher kömmt es, daß manche Leute sehr schmierichte Haare haben, wenn nemlich zu viel Fettigkeit darinnen ist.

Darum werden auch die Haare alter Leute grau, weil nemlich keine Fettigkeit mehr in die Röhren geht, und das Haar abstirbt. Der Nuzen der Haare ist, uns Wärme zu erhalten; darum haben wir sie auf dem Kopfe. Sie sollen auch verhindern, daß nicht kleine Thiere oder andere Unreinigkeiten durch die Oefnungen in unsere Körper kommen; darum haben wir sie in der Nase, in den Ohren und an den Augen. Auch sollen sie machen, daß wir uns die Haut nicht wund reiben, da wo wir uns viel reiben müssen; darum haben wir Haare unter den Armen und an mehreren Orten. Ihr sehet Kinder; es ist nichts am menschlichen Körper umsonst; wie überhaupt in der ganzen Schöpfung nichts umsonst ist. Auch die Haut hat ihren großen Nuzen. Sie ist voller Nerven, die sich über den ganzen Körper verbreiten, so, daß wir überall fühlen können. Sie ist voller kleinen offenen Löcher, die man auch manchmal sehen kann. Durch diese gehen viele unnüze und schädliche Feuchtigkeiten aus dem Körper heraus. Gewöhnlich sieht man diese Ausdünstungen nicht; nur im Kalten bemerkt man sie manchmal, und es ist dann, als wenn ein dünner Nebel um den Menschen wäre. Bei den Thieren, wenn sie im Kalten warm werden, sieht man sie deutlicher, weil sie ohne Kleider sind. Daß diese Ausdünstungen etwas Schädliches enthalten, zeigt sich daraus, weil viele Menschen, die lange in einer engen Stube eingeschlossen sind, die Luft so verderben, daß sie am Ende tödtlich wird. Wenn starke Kälte auf die Haut wirkt; besonders zu der Zeit, da der Mensch warm war oder schwizte: so ziehen sich die kleinen Löcher auf der Haut zusammen; die schädlichen Dünste können also nicht mehr aus dem Körper heraus; sie stoken und machen uns ungesund.

sund. Das nennt man gewöhnlich, sich verkälten. Aber unsere Haut dünstet nicht nur die schädlichen Theile aus; sie saugt auch ein, wiewol durch andere Oefnungen, als durch die, wodurch sie ausdünstet. Wenn man eine starke Salbe auf einen Theil des Leibes legt; so wirkt sie. Wenn man ein Pflaster, mit Ochsengalle bestrichen, auf den Magen legt; so dringt die Ochsengalle bis in den Magen hinein. Das könnte sie ja nicht, wenn die Haut nicht etwas einsaugte. Gleich unter der Haut liegen fleischerne, länglichte Klumpen, die man Muskeln nennt, wodurch sich das Thier und der Mensch bewegen kann. Jede Muskel zieht sich in der Mitte zusammen, und wird kürzer, wenn sich der Mensch bewegt. Solche Bewegungen geschehen aber nicht blos, wenn wir wollen; beim Aufstehen, Gehen, Arbeiten: sondern auch, wenn wir es nicht wollen, gar nicht einmal daran denken, z. E. die Bewegung unseres Herzens, die man von außen fülen kann. Die Bewegung selbst geschieht durch eine gewisse Kraft in den Muskeln, die man Reizbarkeit nennt. Selbst in einem abgeschnittenen Stüke Fleisch leben die Muskeln noch. Die Nerven sind dünne, weiße, in Büschel zusammengesezte Fäden, die durch alle weiche Theile des Körpers durchgehen. Alle Krämpfe (Schürken) entstehen von diesen Nerven; der größte Theil unserer Gesundheit hängt von ihnen ab. Das Gehirn, wo sie meist anfangen, ist von außen Aschgrau, mit vielen Blutgefäßen durchwebt. Von innen aber weiß, mit einer Menge rother Punkte. Das Innere und Aeußere ist aber markicht und weich. Es ist nicht nur mit drei Häuten, sondern auch mit einer sehr harten knöchernen Schale, der Hirnschale, bedekt; und dieß ist auch nöthig, weil die geringste Verlezung des Ge-

hirns Verrükung oder gar den Tod bewirken kann. Hinten am Kopf geht das Gehirn in einem besondern Kanal am ganzen Rüken herunter, und heißt dann das Rükmark, dessen Verletzung eben so gefährlich, wie die Verletzung des Gehirns am Kopfe, deswegen es auch eben so gut verwahrt ist.

2) Merkwürdig und äußerst künstlich ist die Art, wie der Mensch ernährt wird; das heißt, wie die mancherlei Speisen und Getränke, die er genießt, seinem Blut und seinen Säften beigemischt werden. Ihr wisset, daß die Speise erst von den Zähnen zermalmt wird. Sie könnte nie recht verdaut werden, wenn man sie ganz herunterschlukte. Jeder Zahn ist ein starker Knochen, mit einer harten, glatten Glasur überzogen, damit der Zahn nicht von scharfen Säften zu leicht angegriffen werde und verderbe. Diesem Wink Gottes in unserem Bau solte man folgen, und seine Zähne Morgens und nach Tisch immer rein machen, damit sie nicht verderben, und uns zu dem Gebrauch dienen, wozu sie uns Gott gegeben hat. Die Wurzel der Zähne ist hol, und es geht ein kleines Häutgen mit Blutgefäßen und Nerven hinein. Wenn dies blos liegt, und Luft daran kommt; so haben wir Zahnschmerzen. In dem Munde wird während dem Kauen der Speichel zugemischt, der seifenartig ist, und zum Verdauen der Speisen hilft. Das allzuviele Ausspeien beim Tobakrauchen ist deßwegen nicht gut, weil man dadurch zu viel Speichel verliert, und der Verdauung schadet. Nun werden die Speisen verschlukt, das heißt, durch den hintersten Theil der Zunge und durch den Schlund heruntergedrükt. Vor dem Schlund, durch den die Speisen durchgehen müssen, ist die Kehle, durch die wir athmen. Sie ist offen, wenn wir athmen,

aber

aber von Speisen darf durchaus nichts hinein, und kommt etwas hinein, so müssen wir so lange husten, bis es wieder heraus ist. Das nennt man, sich verschluken. Dieß würde geschehen, so oft wir essen, wenn nicht ein Dekel oder eine Klappe da wäre, die sich verschließt, so bald wir etwas hinunterschluken wollen. Wir wissen nichts davon, thun nichts dabei; aber es ist doch dafür gesorgt. Sobald der Schlund in die Brust kommt, geht er hinter dem Herzen durch das Zwergfell, das die Brust von dem Unterleibe scheidet. In der Nähe gehen viele Blutgefäße her; darum darf man nicht zu schnell kalt in die Hize trinken. Die Blutgefäße, die durch die Wärme ausgedehnt waren, werden sonst schnell durch die Kälte des Getränks im Schlunde zusammengezogen; das Blut verstopft sich, und das giebt üble Entzündungen. Nun fallen die Speisen in den Magen, in ein Behältniß, oder einen Sak mit zwei Oefnungen; die Eine, wodurch die Speisen hineinkommen, und die Andere, wodurch sie in die Gedärme gehen. Er ist immer sehr warm, und immer in Bewegung. Dadurch, und durch einige Säfte, die immer in dem Magen sind, und durch einen andern Saft, der in den Gedärmen dazu kommt, werden die Speisen aufgelöset und verdauet. Die scharfen Säfte im Magen reizen, und die Wände desselben reiben sich an einander, wenn er leer ist; daher entsteht die Empfindung des Hungers. Wenn nun die Speisen im Magen zu einem flüssigen Brei worden sind; so gehen sie in die Gedärme. Hier mischt sich gleich die Galle unter diesen Brei; ein biker, scharfer, bitterer Saft, der in dem verdauten Essen alles niederschlägt, was den Menschen nicht nähren kann; etwa wie Eyweis, wenn man es in trüben Kaffee

thut. Auf diese Galle kommt viel bei der Ernährung der Menschen an. Ist ihrer zu wenig, so geht viel Nährendes von dem Menschen ab; es wird also nicht viel Nahrung unter sein Blut gemischt. Ist der Galle zu viel; so reizt sie zu sehr, und macht Durchfall. Sie wird in der Leber bereitet, und geht von da meist in die Gallenblase, aus der sich dann bei gesunden Menschen gerade so viel unter die Speisen ergießt, als nöthig ist. Die Gedärme sind ein langer, häutiger Kanal, erst eng, hernach weit, der oft 7 bis 8 mal so lang als der Mensch ist. Er hat inwendig Blutgefäße und Schleimdrüsen, damit er immer recht glatt bleibe, und die Speisen ohne Schmerzen fortrutschen. Sie bewegen sich immer vorwärts und hinterwärts, damit alles Nährende aus den Speisen gesaugt werden könne. Eben darum sind auch einige Klappen oder Dekel in den Gedärmen, damit der nährende Brei nicht zu geschwind durchlaufe. Auf der innern Haut der Gedärme sind nemlich eine erstaunende Menge kleiner Löcher, welche man Milchgefäße nennt, die den Nahrungssaft aus den verdauten Speisen saugen. Man hat bei Einem Menschen fünf mal hundert tausend gezält; und es ist sehr gut, daß ihrer so viele sind, denn im Alter oder nach manchen Krankheiten verstopfen sich viele. Wenn ihrer nun keine so große Zahl wäre; so könnte der Mensch dann nicht mehr genährt werden. Diese kleine Milchgefäße vereinigen sich in größern Röhren; in welchen der Milchsaft bis in die Brust heraufgehoben, und hier tropfenweise unter das Blut gemischt wird. Wenn man ein Paar Stunden nach dem Essen zur Ader läßt; so sieht man oft noch die weiße Milch unter dem Blute, weil sie sich noch nicht recht damit vermischt hat. Was nun nicht zur Nahrung

taugt,

taugt, das wird durch den Mastdarm abgeführt. Aber auch jezt ist noch in dem Nahrungssaft etwas Salziges und Erdiges, Ungesundes, was abgesondert werden muß, und in den Nieren abgesondert wird. Das ist der Urin, der sich in der Urinblase sammelt, und auf die bekannte Art abgeht. Ihr sehet, wie sehr Gott dafür gesorgt hat, Alles Schädliche aus unserm Körper zu entfernen, und uns gesund zu erhalten. Das solten wir denn auch thun; so würden wir meist gesund bleiben, oder bald wieder gesund werden.

3) Eben so merkwürdig ist der Umlauf des Bluts, und die Art, wie es immer im Körper herumgetrieben wird. Im Grunde ist im ganzen Körper nur eine Einzige Ader, Ein großer Kanal, mit vielen kleinen Bächlein; und sie hangen Alle so zusammen, daß durch sie das Blut vom Herzen in die kleinsten Gefäße, und von da wieder zurükfließt. Das Herz, wo sich alles Blut sammelt, und die Lunge, wohin es sich aus dem Herzen ergießt, liegen in der Brusthöle, die zu ihrem Hause gebaut ist, und wie ein Gewölbe diese köstlichen Eingeweide beschüzet. Das ist auch nöthig; denn von der Lunge und dem Herzen hängt unser Leben ab. Eine Verlezung des Herzens ist immer tödlich; und wir müßten schon sterben, wenn die äußere Luft unmittelbar oder geradezu unsre Lunge berührte. Wir finden überhaupt alle Theile des Leibes, die zum Leben nöthig sind, sehr gut verwahrt. Die großen Pulsadern liegen sehr tief; das Rükenmark ist mit harten Knochen bedekt; das Gehirn liegt in einer sehr harten Schale. Gott hat für Alles gesorgt. In der linken Seite der Brusthöle liegt das Herz, dessen Bewegung Jeder von Außen fülen kann. Es hat eine stumpfe Spize, steht etwas schief, und hat oben

einen nicht sehr merklichen Einschnitt. Inwendig findet man lauter Fleischfasern, die auf tausenderlei Art ineinander verschlungen sind. Dieß Gewebe ist sehr stark; es muß auch eine beständige Arbeit aushalten, und hat Tag und Nacht keine Ruhe, von dem Ersten Augenblik, da der Mensch zu leben anfängt, bis zum lezten Augenblik seines Lebens. Es hat inwendig zwei kleine und zwei große Hölungen; die kleinen, die oben sind, nennt man die Herzohren; die größeren unten heißen die Herzkammern. Zu besserer Beschüzung stekt es auch noch in dem Herzbeutel, und der Zwischenraum zwischen diesem Sak und dem Herzen ist mit einem Wasser angefüllt, das nie ganz fehlen, auch nie zu dünne oder zu dik werden darf. Von diesem Wasser lief etwas aus der Wunde, als der Soldat unserm Herrn Jesus in die Seite stach. Ihr sehet also, Er wäre an dem Stich gestorben, wenn Er auch vorher nicht todt gewesen wäre. An dem Herzen findet man zuerst die Adern, wodurch es selbst ernährt wird; sie heißen Kranzadern und gehen wie ein Kranz um das ganze Herz herum. Ferner sieht man oben und unten zwei große Adern, die das Blut aus dem ganzen Körper herbeibringen, die man Holadern nennt. Man sieht ferner oben am rechten Herzohr die Lungenpulsader und die Lungenblutader; die Erstere stößt das Blut nach der Lunge hin; die Andere bringt es wieder zum Herzen zurük. Endlich oben am linken Herzohr die Hauptpulsader, die das Blut im ganzen Körper vertheilt. Das Herz zieht sich unaufhörlich zusammen, und dehnt sich wieder aus. Wenn Eine der Hölungen des Herzens voll Blut ist; so zieht sie sich zusammen, und sprüzt es wieder heraus; erst durch die Lungenpulsader in die

Lun-

Lunge, und dann, wenn es wieder zurükgekommen ist, durch die große Pulsader in den Körper. Sobald es ausgesprüzt ist; dehnt sich die Oefnung wieder aus; das Blut fließt durch die Lungenblutader oder durch die beiden Holadern wieder in die Hölung hinein, und nun zieht sie sich wieder zusammen; so geht das immer fort. Zält einmal Eure Pulsschläge, nur eine Viertelstunde lang; und denket, wie oft sich das Herz in Einem Tage, wie oft es sich in Eurem ganzen Leben bewegen muß. Man hat berechnet, daß das ganze Blut in Einer Stunde 80 bis 100 mal im ganzen Körper herum kommt; und bei einem gesunden erwachsenen Menschen schlägt der Puls in einer Stunde 3500 bis 4500 mal. Alles Blut, das aus dem Körper zurük in das Herz kommt, muß erst durch die Lunge gehen. Dieß ist ein großer weicher Beutel, der sich wie ein Blasebalg voll Luft ziehen, sich ausdehnen und wieder zusammenziehen kann. Inwendig ist die Lunge aus vielen tausend kleinen Zellen oder Gängen zusammengesezt, die Alle miteinander verbunden sind. Diese Gänge entstehen von der Luftröhre, die sich hier in so viele kleine Aeste vertheilt. Wenn wir Luft einathmen; so geht sie in diese kleinen Gänge, und bleibt darinnen, bis wir den Athem wieder von uns lassen. Daher kommts auch, daß sich unsere ganze Brust ausdehnt, und diker wird, wenn wir Athem geholt haben. Neben jedem kleinen Luftgange geht ein kleines Blutgefäß her. In diese Blutgefäße vertheilt sich das Blut in der Lunge, wenn es aus dem Herzen kommt. Alles Blut wird also erst von der frischeingeathmeten Luft berührt, ehe es in den Körper geht. Dieß ist nöthig, um etwas aus unserm Körper zu schaffen, was ihm schädlich ist, und etwas mit der frischen Luft hineinzubringen, was

ihm gut ist. Wenn wir darum in einem engen Raum eingeschlossen sind, in den keine frische Luft kann; wenn viel Menschen lange darinnen bleiben: so wird die Luft ganz schwer und drükend. Am Ende müßten die Menschen erstiken, wenn man sie zusammen in dem engen eingeschlossenen Raum ließe. Die, die im Wasser ertrinken, sterben auch meist davon, daß sie keine Luft einnehmen können. Wenn das Blut aus der Lunge zurük in das Herz gekommen ist, so geht es durch die Pulsadern in den ganzen Körper bis in die Fingerspizen und in die Zähen hinein; durch die Blutadern fließt es dann wieder zum Herzen zurük. Pulsadern oder Schlagadern nennt man die Adern, die sich heben, oder an den Finger klopfen, wenn man darauf drükt. Sie führen das Blut von dem Herzen in den Körper, und klopfen eben darum, weil das Blut aus dem Herzen stark in sie hinein gestoßen wird. Er ist sehr gefährlich, wenn man eine große beschädigt. An dem äußersten Ende des Körpers biegen sich die kleinen Pulsadern um, und führen das Blut zum Herzen zurük. Diese heißen Blutadern; und es ist lange nicht so schädlich, wenn man sie verlezt. Ihr könnet Euch selbst überzeugen, daß dieß wahr sey. Wenn Ihr Euren Arm fest bindet, daß das Blut sich nicht mehr frei darinnen bewegen kann; so werdet Ihr sehen, daß die Pulsadern am andern Theil des Arms, nach dem Herzen zu, aufschwellen, in dem, nach den Fingern, zu aber schlapp werden. Bei den Blutadern, die nicht klopfen, werdet Ihr aber gerade das Gegentheil bemerken. Sie werden unten, nach den Fingern zu, aufschwellen, und oben, nach dem Herzen zu, schlopp werden. Ein offenbares Zeichen, daß das Blut in den Pulsadern von dem Herzen weg will, und nicht

fort-

fortkann; und das Blut in den Blutadern zum Herzen hin will, und in diesem Lauf gehemmt ist. Gerne sagte ich Euch noch etwas über die künstliche Einrichtung unsres Ohrs, daß wir hören, und unseres Auges, daß wir sehen können, wenn ich es Euch nur recht verständlich zu machen wüßte. Wie sich ein Bild im Spiegel zeigt; so zeigen sich die sichtbaren Dinge in dem Auge. Ihr merket ja auch wol ein kleines Bild in dem Augapfel des Andern, wenn Ihr vor Ihn tretet, und genau hineinsehet. Dadurch sehen wir. In dem Ohr ist eine feine stark ausgespannte Haut, die man das Trommelfell nennt. Dahin wird aller Schall durch die Luft gebracht; und so hören wir. Auf der Zunge sind eine Menge Wärzgen, wodurch wir schmecken. In der Nase ist eine weiche breichte Haut mit vielen Löchern, durch die wir riechen. Unter der Oberhaut liegen auch viele Wärzgen, durch die wir fühlen.

4) Ihr sehet schon aus dieser Beschreibung des menschlichen Körpers, wie fein und künstlich er gebaut ist; und das Meiste von der Einheit seines Baues habe ich Euch gar nicht einmal sagen können, weil Ihr es nicht verstanden und behalten hättet. Ihr könnet denken, wie leicht so ein feines künstliches Gebäude zerstört werden kann. Zwar hat Gott Alles Mögliche gethan, um Alles in Ordnung zu erhalten; aber so wie bei vielen Dingen hat Er doch auch manches den Menschen überlassen. Jeder Mensch soll also suchen, seine Gesundheit zu erhalten, die ihm Gott gegeben hat, ohne die er auch seine Arbeit nicht verrichten und nicht vergnügt Gottes Gaben genießen kann. Zwar macht eben diese Arbeit des Landmanns, daß er hunderterlei vertragen kann, wovon der, der immer in

der

der Stube sizt, krank werden würde. Aber oft verdirbt er sich doch auch durch Essen und Trinken, durch Verkälten oder Erhizung; und er würde gewis selten krank werden, wenn er wüßte, wofür er sich hüten solle, und sich auch wirklich für schädlichen Sachen hütete. Ich will Euch deßwegen kurz das nennen, was Euch an Eurer Gesundheit schaden kann, und Euch sagen, wie Ihr leben müsset, wenn Ihr gesund bleiben sollet. Zur Gesundheit trägt die Luft sehr viel bei; Ihr müsset also alles Mögliche thun, um keine ungesunde, sondern gesunde Luft einzuathmen. Ungesund ist die Luft, in die sich viel Kohlendampf gemischt hat. Der Mensch wird davon ganz betäubt, und viele Leute sind schon davon gestorben, wenn sie zu lange in einer verschlossenen Stube Kohlendampf eingeathmet haben. Ein trauriges Exempel davon findet Ihr in dem nüzlichen Noth- und Hülfsbüchlein auf der 340 Seite *). Man solte sich darum keine Kohlen zum Erwärmen in eine verschlossne Stube sezen, und Torfkohlen am wenigsten, weil diese am schädlichsten sind. Ueber Nacht solte man durchaus keine Kohlenbeken in der Stube leiden, und sich beim Gebrauch aller Kohlentöpfe sehr in Acht nehmen. Auch die Luft in Gräbern, Brunnen, oder Abtritten ist schädlich, wenn sie lange verschlossen waren. Ehe man hineingeht, solte man sie vorher eine Zeitlang öfnen, und dann ein brennendes Licht mitneh-

*) Das Büchlein solte sich jeder Hausvater in sein Haus anschaffen, weil es Alles enthält, was der Landmann in seinem Haushalt, und bei allen Umständen, die ihm vorkommen, zu wissen nöthig hat. Es ist ganz wolfeil, und kostet nur 6 Groschen.

mitnehmen. Wenn dieß nicht brennend bleibt, so ist die Luft gewis schädlich. Wenn es aber auch fortbrennt, so muß man doch noch Vorsicht brauchen, weil auch alsdann die Luft noch verdorben seyn kann. Ungesund ist ferner die Luft in morastiger Gegend, oder wo faulichtes Wasser ist. Man riecht sie auch gleich, und der Geruch soll jeden dafür warnen. Gemeiniglich kann es der Landmann nicht ändern, wenn er in solchen Gegenden arbeiten muß. Aber es ist doch gut, wenn er weiß, wie er sich dagegen verwahren soll. Das kann er, wenn er viel säuerliches Obst isset, und Essig mit Wasser trinkt. Muß einer gar im Morast arbeiten, wo ihm der Gestank recht zuwider ist; so thut er wohl, wenn er sich Mund und Nase, so viel wie möglich, mit einem Tuch zubindet, das in Essig eingetaucht wird. Auch in kleinen niedrigen Stuben verdirbt die Luft bald, wenn kein Fenster geöfnet und frische Luft hereingelassen wird. Der Landmann solte sich also seine Fenster nicht zu klein machen lassen; und das ist wol die Hauptursache von der Engbrüstigkeit oder dem Dumpf, über den so viele Landleute klagen. Alle Morgen und alle Nachmittage solte der Landmann sein Fenster öfnen, auch manchmal seine Stube mit Essig, mit Schießpulver oder mit Wacholderbeeren recht ausräuchern, und Ihr könnet gewis glauben, daß an Gesundheit reichlich gewonnen wird, was man etwa an Holz verliert. Endlich kann auch allzuwarme, allzukalte, feuchte und allzuschnell abwechselnde Luft schädlich werden. Der Landmann kann sie nicht vermeiden, er muß seine Arbeit verrichten, die Luft mag seyn wie sie will. Aber Er kann sich doch in Acht nehmen, und sich mit Essen und Trinken nach der Beschaffenheit der Luft richten. Bei sehr groser Wärme sind hizige Getränke am schädlichsten, und

fri-

frisches, reifes Obst, grünes Gemüse, Sallat und gutes Bier, die besten Nahrungsmittel. Bei großer Kälte ist Bewegung und warmes Bier das beste. Etwas Brantewein kann wol genommen werden; aber zu viel hat schon manchem den Tod gebracht. Der Mensch wird davon betäubt, schläfrig, sezt sich hin zum Schlaf, und dann ist er verloren. Feuchte, warme Luft macht unsren Körper sehr geneigt zu Faulfiebern, und ermattet außerordentlich. Ruhe, leichte Kleidung, Mehlspeisen, geräuchertes Fleisch, überhaupt trokene Speisen und viele säuerliche Getränke sind hier sehr heilsam. Feuchte und kalte Luft ist eben so schädlich. Sie verursacht Verstopfungen, Entzündungen, bösen Husten u. d. gl. Um sich dagegen zu verwahren, ist starke Bewegung nöthig, und ein Glas Brantewein recht gut. Doch muß er mäßig genossen werden; denn sonst schadet er immer. Am allerschädlichsten ist die schnelle Abwechselung von Wärme und Kälte, die man besonders im Frühling und im Herbst erfährt. Der Tag ist alsdann warm, der Morgen und Abend kalt. Der Landmann hat sich wol bei der Arbeit ausgezogen, ist voller Schweiß und geht in der kalten Abendluft nach Haus. Er verkältet sich, und das wirkt von Außen wie ein kalter Trunk Innerlich wirkt. Das solte Jeder vermeiden, dem seine Gesundheit lieb ist; solte immer beim Nachhausegehen seine Kleider anziehen, besonders aber sorgen, daß Kopf und Füße ihm warm bleiben, weil Verkältung hier am schädlichsten ist.

5) Speisen und Getränke wirken auch sehr viel auf Gesundheit oder Ungesundheit unsres Körpers. Der gesunde Landmann kann zwar fast Alles vertragen, weil er stark arbeitet, und sich in der freien Luft viel bewegt; aber es ist doch

nicht

nicht ganz gleichgültig, was er isset; und noch wichtiger, wann er eine gewisse Speise genieset, wieviel er isset und trinket. Im Sommer, wenn er fast immer draußen im Felde arbeitet, kann er wol Manches essen, was ihm im Winter, wo er in der Stube sizt, nicht gut bekömt. Er kann ohne Schaden eine Speise mäßig essen, ein Getränke mäßig trinken, und das Gesundeste wird ihm schädlich, wenn er es unmäßig genieset. Die gewöhnlichen Speisen des Landmanns, Suupen von Waizenmehl, Gerstenmehl oder Habergrüze und andere Mehlspeisen, Klümpe (Klöse), Brey; die Gemüse, als Rüben, gelbe Wurzeln, Kartofeln, brauner Kohl, grüner Kohl, Bletsbohnen, große Bohnen, saurer Kohl, und die trokenen Hülsenfrüchte, Erbsen, Linsen, Bohnen, sind an sich dem Landmann alle nicht schädlich. Er kann auch Butter und Käse, Obst, Sallat, Fleisch und Spek essen, Bier und Brantewein trinken. Erfahrung lehrt, daß ein guter Magen das Alles vertragen kann. Nur solte der Landmann, wo er kann, unter diesen Speisen die gesundest.n wälen, und wissen, was ihm in jeder Jahrszeit am gesundesten ist. Suupe von Habergrüze ist besser, als wenn sie von Waizenmehl gemacht wird; und die von Gerstenmehl ist am wenigsten gesund. Wenn also ein Hausvater Haber hat; so wird er sich den meisten Vorrath zu Suupen von Habergrüze machen. Im Winter hat der Landmann fast nichts Anders als sehr schwehre Speisen, und weil er mehr als im Sommer sizt; so bedürfte er wenigstens manchmal etwas Leichtes, Erfrischendes. Er solte sich also einen guten Vorrath von trokenem Obste machen, womit sich denn die Leibzüchter und Leibzüchtnerinnen, und die Kinder, die noch nicht viel im Feld arbeiten, beschäftigen könnten.

Davon solte in jeder Haushaltung im Winter in der Woche einigemal gekocht werden, das zu dem eingesalzenen Schweinefleisch recht gut schmeken und wol bekommen würde. Es solte recht viel saurer Kohl eingemacht, und alle Woche davon etliche Malzeiten gehalten werden. Jeder Hausvater solte sich einen rechten Vorrath von den gesunden Senfbirnen anschaffen; und es wäre gut, wenn sie Einen Abend um den Andern gegessen würden. So bald es draußen etwas Grünes giebt; solten die Kinder angehalten werden, einen grünen Kohl von jungen Nesseln, Geeßeln und Rabünzeln zu suchen. Es solte sehr wenig Branteweln im Winter getrunken werden. Das würde vor den Faulfiebern und Gallenfiebern bewahren, die manchmal im angehenden Frühling so viele Leute ins Grab bringen. Im Sommer in der großen Hize solte der Landmann recht viel Sallat, reifes Obst und dike Milch essen, Bier und wenig Brantewein trinken, sich aber besonders vor scharfem Käse hüten. Er ist zu allen Zeiten ungesund, weil er mit seinem faulichten Wesen die Säfte im Körper leicht anstekt; aber im Sommer ist er höchst gefährlich. Da neigen ohnehin die Säfte sehr zur Fäulniß, man zieht sich also dadurch leicht eine faulichte Krankheit zu. Aber wenn auch der Landmann lauter gesunde Speisen äße; so kann er sich doch leicht durch die Menge schaden. Am schädlichsten ist es den Kindern, wenn sie zu viel essen. Wer sie mit Speisen voll stopft, der beweiset ihnen wahrhaftig keine Liebe, sondern handelt gegen sie, wie ein Feind. Er dehnt ihnen den Magen widernatürlich aus, macht, daß ihre Verdauungskraft geschwächt wird; ein schlechter unreiner Nahrungssaft geht ins Blut über, und es bleiben manche Speisen unverdaut im Magen zurük, die dann faul

wer-

werden, und Ursache vieler gefährlichen Krankheiten sind. Man sieht oft Kinder, an denen nichts als der Bauch dik ist, und alle Andern Glieder ausgedörrt sind, die sich nicht von der Stelle bewegen mögen, und auch keine Kraft in den Gliedern haben. All das Elend kommt meist von dem Ueberladen mit Speisen. Dieß ist auch sehr oft die Ursache von den Gichtern oder Schürken der Kinder, und von ihrem frühzeitigen Tode. Seid also mäßig, auch im Essen, und haltet Eure Kinder dazu an; das ist ein Mittel, die Gesundheit zu erhalten, und man thut zugleich, was in der Bibel befolen ist. Noch nöthiger ist diese Mäßigkeit beim Trinken hizliger Getränke, die den Kopf einnehmen. Im Winter ist wol dem Landmann nichts nüzlicher, als gutes Wasser. Wenigstens solten Weibspersonen da nichts anders trinken. Im Herbst und im Frühling, wenn der Landmann Morgens früh bei Nebel und feuchter Witterung ins Feld muß, ist ihm ein Glas Brantewein gut und oft nöthig. Aber im Sommer solte er sich, wo möglich, einen guten Trunk Bier anschaffen, weil dieß ihm gewiß am gesundesten ist, und ihn auf die Dauer am besten stärkt. Eine gewisse Art von Bier könnte sich Jeder leicht machen, nach der Vorschrift, die sich in dem guten, nüzlichen Noth- und Hülfsbüchlein findet. Ich will sie hierher sezen, weil noch nicht alle dieß Buch haben, ob ich gleich wünschte, daß iste es Alle kaufen möchten. Man knetet geschrotenes Malz mit ein wenig grobem Roggenmehl und Kleye, wozu kaltes Wasser gegossen wird, zusammen, und macht kleine, 3, 4 Pfund schwehre Brode daraus. Mehl nimmt man nur so viel dazu, daß der Teich zusammenhält; auch wird ein wenig Hopfen klein zerrieben, mit hineingeknetet, den man sich leicht kaufen kann, wenn man auch selbst

keinen zieht. Der Teig darf nicht aufgehen, sondern die Brode werden gleich in den Bakofen geschoben, wenn sie fertig sind. Man richtet es aber so ein, daß man die Malzbrode macht, wenn man etwa ordentliches Brod gebaken hat. Wenn dieß heraus kommt, schiebt man sie hinein. Wenigstens einige dieser Malzbrode müssen eine schwarze, etwas angebrannte Rinde bekommen; man kann darum die Stelle, wo die Kohlen beim Streichen des Brods gelegen haben, abräumen, und einige Malzbrode darauf schieben. Während des Bakens wird der Brauständer zurecht gesezt und mit abgekochtem aber wieder laugewordenem Wasser angefüllt. Die Malzbrode werden dann, wenn sie gahr und braun gebaken sind, aus dem Ofen gezogen, und sogleich, ehe sie erkalten, in Stüken, etwa eine Wallnuß gros zerbrochen, und noch ganz heiß in den Ständer geschüttet. Dieser wird zugedekt und bleibt zwei bis drei Stunden stehen. Alsdann wird die Brühe abgezapft, in einen Zober oder Kübel gethan, mit Hefen angestellt, und, wenn sie gegohren hat, so wie gewöhnliches Bier gefaßt. Es wird bald klar und kann getrunken werden. Zieht man es vom Faß auf gläserne Flaschen oder steinerne Krüge, so wird es desto besser. Das Malz kann beim Baken im Ofen gedörrt oder in der Luft getroknet werden. Wenn man aber das lezte re will; so muß man wenigstens einige Schaufeln voll Malz im Ofen dörren, weil das Bier sonst keine Farbe bekommt. Sehr viel kommt bei diesem Bier darauf an, daß die Gefäße recht reinlich gehalten werden, und daß sie an einem Orte stehen, wo frische Luft und kein übler Geruch ist. Wenn man dieß nicht beobachtet, so giebt es nie gutes Bier. Sonst kann man von diesen Getränke ohne Schaden so viel trinken, als

man

man will; und Ihr begreifet leicht, daß es eben auch nicht theuer seyn kann. Aber ganz besonders ist es mit dem Brantewein, der leider! so häufig getrunken wird. Auch er ist eine Gabe Gottes, und gut, wenn er mäßig genossen wird, und wenn man sich nicht zu sehr daran gewöhnt. Schrecklich sind aber die Folgen, wenn man zu viel davon trinkt; und es giebt kein Amt, kein Kirchspiel, keine Bauerschaft, wo sich nicht Arme, Elende finden, die sich durch Branteweinsaufen elend gemacht haben. Ich mag Niemand bekanntes beschimpfen, sonst wollte ich Euch hier aus dem Lande manches Exempel erzälen, wie der Brantewein Leute verdorben hat. Wenn Ihr einen Menschen sehet, der entweder aufgedunsen wie ein Faß, oder ausgedorrt wie ein Stok ist, entweder hochroth oder graulicht blaß von Gesicht, dem alle Glieder im Leibe zittern, die Augen blutroth vor dem Kopf liegen, oder trüb dahin starren, dem der Athem kurz und schwehr geht, der kaum ein Paar Bissen essen, aber auch keine Arbeit thun kann: so denket nur an das Branteweinsaufen, und wenn Ihr Euch erkundigt, so werdet Ihr wol erfahren, daß das die Ursache des ämmerlichen Zustands sey. Kein Getränke ist schädlicher, wenn es unmäßig genossen wird, als Brantewein. Er verdikt das Blut, macht es scharf, verdirbt alle Säfte im Magen, daß die Leute fast nichts mehr essen und verdauen können; er verursacht Verstopfungen der Eingeweide, und macht alle Gefäße im Körper zähe und hart. Einem rechten Branteweinstrinker hatte man schon lange keinen Puls mehr fühlen können; er starb und wurde geöfnet, um zu sehen, was ihm gefehlt habe. Da fand man, daß seine Adern so hart wie Knochen worden waren. Manchem Branteweinsäufer schlägt die Flamme aus

dem Hals, und man hat Beispiele, daß solche Thiermenschen bei lebendigem Leibe verbrannt sind, weil ihnen Niemand zu Hülfe gekommen ist. An kein Getränke gewöhnt man sich leichter, als an den Brantewein, und keins kann man sich schwehrer abgewöhnen! Es verursacht auch so einen Reiz im Magen, daß die Leute immer meynen, sie müßten noch mehr trinken, und fallen also leicht in das schlimme und verderbliche Saufen. Ein ordentlicher Mensch solte darum, wenn er doch durchaus Brantewein trinken will, nicht über sein gesextes Maas gehen, und, wenn es ihn auch dünkt, es sey ihm etwa heute ein größeres Maas nöthig, sich Gewalt anthun, weil er sonst immer mehr trinken will, und am Ende gewis an das Saufen kommt. So machte es ein gewisser Krämer ohnweit Quedlinneburg. Wenn er des Morgens in dem kalten Laden stand, so trank er ein Gläschen für den bösen Nebel, wie er es nannte. Gegen zehn Uhr wurde es ihm so kalt; er trank noch Eins. Ueber Tisch hatte er etwas Fettes gegessen; er beredete sich nun, daß er darauf noch Eins trinken müste. Um vier Uhr drükte es ihm im Magen. Abends beim Schlafengehen wurde es ihm so übel. So trieb er es acht Tage fort. Nun kam die Zeit, da er Brantewein zum Verkauf ansezen mußte. Er kostete ihn, kostete ihn nochmals, und die folgenden Tage über wars ihm, als müste er noch etwas mehr trinken. So gieng das eine Zeitlang fort, und kaum war ein Jahr herum, so betrank er sich alle Tage. Da stand er nun in der Thüre, an den Pfosten gelehnt. Die Augen waren ihm roth und starr, die Zunge konnte er kaum rühren. Was er stammelte, war thörichtes Zeug. Die muthwilligen Knaben, die das sahen, rükten ihm dann wol an einem Bein, und da lag er in der

Gosse.

Gosse. Seine arme Frau und seine unglüklichen Kinder trugen ihn herein. Er bekam die Schwindsucht, und starb kurze Zeit hernach in der Blüte seiner Jahre.

Sehet! solcher Exempel giebts tausend, und sie lehren uns, wie man so leicht vom Branteweintrinken an das Branteweinsaufen kommt, und sich unglüklich macht. Vorzüglich schädlich ist es, unerwachsene Kinder schon an Branteswein zu gewöhnen. Manche Eltern glauben ihre Kinder dadurch zu stärken, und es schwächt sie gerade; hindert sie am rechten Wachsen, und macht sie vor der Zeit alt. Auch wird ihnen dadurch der Brantewein allzu früh unentbehrlich, und sie kommen leicht an das unglükliche Saufen, das gewis immer mit ihrem Verderben ausgeht. Wasser, oder ein Glas gutes Bier, ist den Kindern am gesundesten, und sie kommen gewis dabei am besten fort. Auch glaubt man mit Unrecht, daß Brantewein, in der Hize getrunken, nicht schade. Wenn er kalt heruntergeschlukt wird; so schadet er wie alle kalte Getränke, dabei bringt er das Blut noch in heftige Wallung, und ist oft die Ursache, daß sich Blutgefäße zerreißen, und ein Blutsturz erfolgt.

6) Bewegung, die dem Menschen zur Gesundheit so nöthig ist, hat der Landmann genug, und er ist deßwegen gesunder, und kann mehr vertragen, als ein anderer, der seine Arbeit beim Sizen thun muß. Er hat sich nur beim Heben und Tragen schwehrer Lasten in Acht zu nehmen. Da wird die Lunge übermäßig ausgedehnt, das Blut wird in starken Strömen nach dem Kopfe getrieben, wovon auch der Mensch ganz roth, oft blau und braunroth im Gesichte wird. Alles wird übertrieben angespannt. Oft muß man sich dabei

noch büken, die Eingeweide werden also zusammengepreßt. Ihr begreifet also wol, wie leicht dabei Zerreißung der Blutgefäße, Verrenkungen, Lähmungen oder Brüche entstehen können. Ist es ja bekannt, wie viele Menschen sich beim Heben Schaden gethan haben! Lieber solte man, wo es möglich ist, die Last theilen, oder mehrere Menschen zu Hülfe nehmen, ehe man sich in Gefahr sezt, seine geraden Glieder zu verderben, und sich vielleicht für immer zur Arbeit untüchtig zu machen. Wenn etwas Schwehres getragen oder fortgeschaft werden soll; so ist das Schieben auf Schubkarren und das Tragen auf Bahren noch am besten. Die Last auf dem Rüken zu tragen, ist schon gefährlicher; das Tragen unterm Arm, wenns oft, und besonders von Kindern geschieht, macht sie leicht schief, am Allergefährlichsten aber ist es, etwas auf dem Kopfe zu tragen. Der Landman hier im Lande thut also sehr wohl, daß er nicht wie an andern Orten viel auf dem Kopfe trägt. Nach Bewegung und Arbeit ist Ruhe und Schlaf nöthig, wie Jeder an sich fült. Beim Schlafen ist es schädlich, auf dem Rüken, und noch schädlicher, auf dem Bauche zu liegen. In dieser Lage werden die großen Gefäße, die Lunge und das Herz sehr gedrükt, und der Umlauf des Bluts kann nicht ordentlich gehen. Auch solte der Landmann sein Bett nicht in ein enges niedriges Loch sezen, wohin keine frische Luft kommen kann. Daß die Luft in solchen Behältern durch die Ausdünstungen und den Athem des Menschen sehr verdorben wird, das merkt man bald an dem üblen Geruch, der sich da findet. Der Mensch athmet dann diese verdorbene, faule Luft wieder ein, und sammelt sich Vorrath zu einem Faulfieber oder einer andern Krankheit, die unter dem Landmann gewöhnlich ist. Das Ge-

finde, das in einem schlechten Bette im Kalten, wol gar im Durchzug schläft, athmet zwar keine solche verdorbene Luft ein, aber es erkälter sich dagegen desto leichter, und bekömmt gichtische Schmerzen oder andere Uebel. Doch kann sich Jeder dafür bewahren, wenn er ein Kamisol anzieht und eine Müze aufsezt; das aber beides nicht allzuwarm seyn darf, weil es sonst den Schweiß austreibt. Und beim Schwizen verkältet man sich am allerleichtesten. Noch eine üble Gewohnheit ist es vom Landmann, daß er auf dem Felde schläft. Die meiste Gefahr hat er, wenn er dieß am Morgen oder am Abend thut. Da dünstet die Erde so stark aus; diese Dünste saugt er durch die Einsaugungsgefäße in die Haut ein, und sie sind so ungesund, daß Mancher sich gesund niedergelegt hat, und krank oder ganz lahm aufgestanden ist. Doch, zu dieser Zeit schläft der Landmann selten auf dem Felde; am Meisten um die Mittagszeit Nun ist es zwar recht gut, daß er in der größten Hize ein wenig von der harten Arbeit ausruht, und sich neue Kräfte sammlet. Auch dünstet alsdann die Erde nicht so stark aus. Aber wenn er sich naß von Schweiß hinwirft — wie leicht kann etwas Feuchtes an seinen Körper kommen, und die Haut saugt es durch die offenen Gefäße schnell ein! Wie leicht trift ihn ein kühler Wind, zieht die Schweißlöcher zusammen, und die scharfen Feuchtigkeiten, die aus seinem Körper heraus müssen, bleiben steken! Man hat schon Exempel, daß Leute plözlich des Todes gewesen sind, die sich auf die bloße Erde zum Schlafen niedergelegt haben. Geht es also nicht an, daß Ihr Euch auf dem Bette ausruht; so leget Euch wenigstens auf Eure Kleider, oder an einen trokuen, vor Zugluft verwahrten Ort. Eine Krankheit ist geschwind geholt, aber nicht so ge-

schwind wieder vertrieben. — Um die Ausdünstungen aus dem Körper zu erhalten, und überhaupt zur Gesundheit, ist Reinlichkeit vorzüglich nöthig, die sich der Landmann größtentheils leicht verschaffen kann, weil das Wasser nichts kostet. Zwar wäre es auch zu wünschen, daß er, besonders im Sommer, nach starkem Schweiß, ein ander Hemd oder andere Strümpfe, u. s. w. anziehen könnte: allein dieß geht oft nicht, weil er nicht Linnen genug hat. Aber im Sommer besonders sollte sich Jeder wenigstens alle Woche mit kaltem Wasser über den ganzen Leib waschen, und sich dann beim Abtrokenen die Haut recht reiben, oder Mannspersonen solten sich öfters baden. Es versteht sich, daß das Wasser nicht faul oder stinkend, und daß man eben nicht erhizt seyn, oder schwizen darf. Dann wäre es sehr schädlich, sich gleich ins kalte Wasser zu werfen. Auch ist es gut, wenn man sich im Wasser viel bewegt, und sich nach dem Baden die Haut recht troken reibt. Wer aber das thut, der wird selbst finden, wie wohl ihm darauf wird, und wie es ihn stärkt und munter macht. In anderen Gegenden Deutschlands ist es ganz gewöhnlich, daß sich Knaben, Kinder, Jünglinge und Männer im Sommer des Abends baden, und sie befinden sich recht gut dabei. Hände und Gesicht solten mehrmals am Tage kalt, und die Füße im Sommer jeden Abend mit lauem Wasser gewaschen werden. Dadurch wird die fernere Ausdünstung der Füße bewirkt, und das Blut vom Kopf und der Brust nach den untern Theilen geleitet. Engbrüstigkeit, (Dumpf) und Schlagflüsse würden dann nicht so gewöhnlich seyn. Auch sollte sich Jeder die Haare des Morgens recht durchkämmen, und den Schweiß und die Unreinigkeit vom Kopfe schaffen; besonders aber müßten die Kin-

der,

der, deren Köpfe sehr stark ausdünsten, am Morgen recht mit einem engen Kamme durchgekämmt und gewöhnt werden, dieses selbst zu thun, so bald sie etwas erwachsen sind. Die Landleute haben zwar gewöhnlich gesundere und schönere Zähne, als die Stadtleute, und das kommt daher, weil sie einfachere Speisen essen, besser verdauen, und nicht so viel warme Getränke trinken. Aber noch besser würden sich die Zähne erhalten, und besonders Männer, die Tobak rauchen, würden nicht so ungesunde Zähne bekommen, wenn Jeder sich gewöhnte, alle Morgen und nach Jeder Malzeit mit kaltem Wasser sich den Mund auszuspülen, und die Zähne sich mit den Fingern abzureiben, auch mit einem Federkeil das wegzuschaffen, was sich etwa zwischen die Zähne gesezt hat. Dieß wäre so leicht, und in einem Augenblik geschehen, und es kommt so viel darauf an, daß man gesunde Zähne behält. Man leidet dann nicht die schreklichen Zahnschmerzen; man kann alle Speisen gut kauen, also auch besser verdauen, und bewahrt sich für manchen Krankheiten, die blos daher kommen, weil man die Spriſen nicht recht verdaut. Auch die Kinder solten zum Reinigen der Zähne, wie überhaupt zur Reinlichkeit gewohnt werden; denn es heißt wol mit Recht:

Halt Zähn' und Kopf und Leib recht rein;
So wirst du viel gesunder seyn.

7) Die Ausleerungen des Körpers müssen auch ordentlich gehen; wenn der Mensch gesund bleiben soll. Die Natur ist sehr leicht an eine gewisse Ordnung zu gewöhnen; man solte also immer des Morgens versuchen, ob man nicht Leibesöfnung haben könne; und bald wird sie des Morgens von selbst kommen. Solte sie aber doch einige Tage ausbleiben, und der

Leib würde hart, gespannt, das Blut stiege nach dem Kopfe; so darf man nur des Abends blos Obst essen, dike Milch oder Buttermilch trinken: und es wird am folgenden Morgen besser werden. Man muß sich aber ohne Noth keine Ausleerungen machen, besonders solche nicht, die den Körper schwächen. Die meisten Landleute glauben, man könne jeder Krankheit durch Aderlassen zuvorkommen. Mancher meynt wol gar, er müsse alle Jahre einmal oder etliche mal zur Ader lassen. Das ist aber ganz falsch. Gott hat dem Menschen in gesunden Tagen nicht zu viel Blut gegeben, so wenig er ihm ein überflüssiges Glied gegeben hat. Läßt er sich also Blut abzapfen, so schwächt er sich nur ohne Noth; und in Krankheiten solte er nie zur Ader lassen, ohne einen Arzt zu fragen; denn so nöthig es in manchen Fällen ist, so sehr kann es in andern schaden. Manche Krankheit ist durch eine Aderlaß unheilbar, und tödtlich worden. Dagegen, solte sich auch Keiner dem Arzt widersezen, wenn er ihm eine Aderlaß räth. An manchen Orten herrscht das Vorurtheil, die Erste Aderlaß rette dem Menschen das Leben. Man verschiebt also wol diese Aderlaß, wean sie auch nöthig wäre, auf einen gefährlichern Fall, und läßt wol gar den Kranken darüber hinsterben. Das ist ganz unrecht; denn die Erste Aderlaß hilft nichts mehr als jede andere Aderlaß. Im Gegentheil: sie macht mehr Wallungen im Blut, und ist also weniger nüzlich, als die spätere. Auch das ist schädlich, wenn man aus Gewohnhei eine Abführung einnimmt. Sie schwächt immer den Magen und die Gedärme, und hilft gar nichts.

8) Aus dem Wenigen, was ich Euch über den künstlichen Bau des menschlichen Körpers gesagt habe, könnet Ihr

selbst schließen, daß leicht etwas darinnen in Unordnung gerathen, das heißt: daß der Mensch leicht krank werden kann. Wirklich darf man sich nicht darüber wundern, daß so viele Menschen krank werden; sondern darüber, daß so viele Menschen oft so viele Jahre gesund bleiben, da sie doch Manches thun, was das feine Gewebe ihres Körpers in Unordnung bringen könnte. Aber Ihr sehet auch daraus schon, daß die Quakfalber oder Wunderdokters unmöglich eine Krankheit ordentlich heilen können. Wenn eine Mühle nicht recht geht; so ruft man einen Mühlenkenner, Mühlenarzt, einen Mann herbei, der die innere Einrichtung der Mühle versteht; und der Müller würde den Menschen herzlich auslachen, der ihm seine Mühle wieder in den Stand sezen wolte, und wüßte nicht, wie die Mühle eingerichtet wäre. Wenn eine Uhr nicht mehr ordentlich geht, so läßt man sie durch einen Uhrmacher besehen, der den innern Bau der Uhr kennt; und kein vernünftiger Mensch wird seine Uhr jemand anvertrauen, der gar nicht einmal weiß, wie eine Uhr innerlich aussieht. Und nun denket selbst, welche Thorheit es ist, einem ungelehrten Quakfalber zuzutrauen, daß er eine Unordnung im Körper oder eine Krankheit heilen könne, da er die innere Einrichtung des Körpers gar nicht kennt. Und er kennt sie gewis nicht, wenn er auch um seines Nuzens willen etwas davon herpralt. Das, was ich Euch davon gesagt habe, ist unleugbar gewis; und wer weiß, wie viele tausend Aerzte es an todten menschlichen Körpern selbst gesehen haben. Aber nun fraget doch einmal einen solchen Wunderdokter, ob er nur so viel davon weiß, als in diesem Büchelgen steht, und ich wette, er weiß es nicht. Wo kann er dann nun wissen, wo es einem Kranken fehlt? Und wenn er das

nicht weiß, wie kann er ihm helfen? Die Hauptursache, warum der Landmann zu seinem größten Schaden mehr Zutrauen zu solchen Quacksalbern, als zu ordentlichen Aerzten hat, sind wol, weil sie wolfeiler sind, die Arzenei selbst geben, welches dann dem Landmann gemächlicher ist, daß sie viel daher schwatzen, und aus dem Urin weißagen können, und daß ihre Arzeneien gemeiniglich schärfer angreifen, da dann der Landmann glaubt, sie wirken auch besser, und helfen auch eher; man fühle doch, daß man etwas im Leibe habe. Es ist wahr, man bekommt oft Rath und Arzenei um ein geringeres Geld, als bei Aerzten und Apothekern: aber wenn die Arzenei nun nicht hilft oder gar schadet, ist sie dann nicht doch zu theuer? Wenn Einer selbst Arzeneien giebt; so kann er um seines Vortheils willen etwas Wolfeiles und Schlechtes geben, wenn etwas Theureres und Besseres nöthig gewesen wäre. Der Arzt kann aber davon keinen Vortheil haben; denn ein Anderer, der Apotheker, giebt die Arzenei. Er verschreibt das, was er dem Kranken für nüzlich hält. Mit dem Urin weißagen ist es auch meist Betrug. Nur in wenigen Fällen kann man etwas aus dem Urin sehen; bei dem Anfang einer Krankheit nur etwas. Wenn also ein Quacksalber blos aus dem Urin bestimmen will, was einem Kranken fehlt; so fragt er vorher, oder läßt durch die Seinigen ausfragen, wie es damit stehe, wenn er es nicht vorher schon weiß. Oder er sagt ganz allgemeine Sachen, die sich bei jeder Krankheit finden, als: der Kranke hat keinen Appetit zum Essen! Er schläft nicht gut! Es liegt ihm schwehr in den Gliedern, und dergl. Machet nun einmal den Versuch, und zeiget ihm den Urin von einer ganz gesunden Person; lasset Euch aber nichts merken. Und Ihr

wer-

werdet sehen und hören, daß Euch der Quaksalber auch mancherlei Krankheitszufälle aus dem Urin sagen wird. Und daß seine Arzeneien stärker angreifen, als die Arzeneien eines ordentlichen Arztes, das ist gar kein Beweiß, daß sie darum besser sind. Im Gegentheil, sie schaden oft. Allzustarke Abführungen verstopfen die Milchgefäße, durch welche der Nahrungssaft in den Körper gebracht wird. Der Mensch kann alsdann von allen Speisen, die er zu sich nimmt, nicht mehr genährt werden, und viele sind schon an unheilbaren Dörrsuchten gestorben, die ihnen ein Quaksalber mit seiner vergiftenden Arzenei zugezogen hatte. Allzustarke schweistreibende Mittel nehmen dem Menschen unnöthig die Kräfte, und wenn dieses vor einer Krankheit geschieht, wie gemeiniglich alsdann ein solches Mittel gegeben wird; so ist der Mensch nicht mehr im Stande, die Krankheit auszuhalten, die er sonst wol ausgehalten hätte. Manchmal machen sie auch die unreinen Säfte, die eine Krankheit veranlassen, noch zäher oder schärfer, weil sie zu viele Feuchtigkeiten aus dem Körper wegführen; und so wird es dann desto schwehrer, diese Unreinigkeiten wegzuschaffen. Oft sizt die faule böse Materie, welche eine Krankheit verursacht, noch in dem Magen oder in den Gedärmen. Durch das Schwizen wird sie in den ganzen Körper gebracht, und ist hernach nur desto schwehrer zu heilen. Man rottet eher Unkraut aus, wenn es auf einem Flek steht, als wenn es den ganzen Aker einnimmt. Diesen Schaden kennen die rechten Aerzte wol, und darum geben sie so keine starke Arzeneien, die sie gewis eben so gut und noch besser als die unwissenden Quaksalber geben könnten. Meist behaupten diese schädlichen Menschen, eben weil sie ihre Unwissenheit fühlen, sie könnten durch

eine übernatürliche Kraft den Kranken heilen; die Kranken seien behext, ihnen sey etwas angethan, sie müßten besprochen, ihnen müsse durch Sympathie geholfen, der Teufel müsse von ihnen ausgetrieben werden. Da werden dann Zeddelgen eingegeben; es werden Beschwörungen vorgenommen; man muß Kräuter auf einen bestimmten Tag, in einer bestimmten Stunde suchen, und sie mit gewissen Ceremonien einnehmen; es werden gewisse Worte gesprochen, die meist unverständliches Zeug enthalten, und das soll helfen. Der gesunde Menschenverstand sagt schon Jedem, daß es auf einen Tag und eine Stunde nicht ankomt, daß ein Kraut um 12 Uhr nicht anders als um 1 Uhr ist; und daß ein Zeddel, oder ein Paar daher gesprochene Worte nicht helfen können. Auch ists schwehr zu glauben, daß ein Mensch, der dir deine Paar Groschen abnimmt, und sie meist sehr nöthig braucht, ein armseeliger Mensch, der keine Gewalt über Menschen hat, über die Geister Gewalt haben solle. Aber, wenn es auch wirklich solche Menschen gäbe; so ist es dem Christen, der die Bibel für Gottes Wort hält, verboten, sich an solche Menschen zu wenden. Wer es also thut, handelt vorzüglich gegen ein Verbot Gottes, und seine Strafe wird nicht ausbleiben. „Wenn du in das Land kommst, das dir der Herr dein Gott geben wird, (ins Land Kanaan) so solst du nicht lernen thun die Greuel dieser Völker; daß nicht unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen läßt," (das war ein unmenschliches Götzenopfer bei den Kananitern), oder ein Weißager, oder ein Tagwähler, oder der auf Vogelgeschrei achte, oder ein Zauberer, oder Beschwörer oder Wahrsager oder Zeichendeuter, oder der die Todten frage. „Denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein

Gräu-

Gräuel; und „um solcher Gräuel willen vertreibet sie der Herr dein Gott vor dir her;" so ließ Gott seinem Volk, den Juden, sagen *); Ihr könnet also leicht denken, wie es Ihm gefällt, wenn man Hülfe bei solchen Zauberern oder Teufelsbannern sucht. Elymas, auch so ein Teufelsbanner, widerstand dem Paulus, als er von Jesus redete, und Paulus machte, daß er auf der Stelle blind wurde **). Zu Ephesus waren auch solche Landstreicher unter den Juden, die den Namen Jesus mißbrauchten, um böse Geister auszutreiben, und die Leute von Krankheiten zu heilen, gerade wie es jezt manche Teufelsbanner auch noch machen. Aber es bekam ihnen sehr übel, und als das Christenthum in der Stadt sich ausbreitete, da brachten die Leute ihre Zauberbücher zusammen und verbrannten sie öffen lich ***). Da sehet Ihr, daß Christen nichts mit dergleichen Zauberern zu thun haben sollen. Es ist auch gar nicht zu beschreiben, welchen Schaden diese Quakfalber und Teufelsbanner schon in der Welt angefangen, wie viele Menschen sie um ihr Geld, um ihre Gesundheit und um ihr Leben gebracht haben. Vor einigen Jahren war ein solcher Betrüger in Berlin, der auch vorgab, durch unbekannte Kräfte der Natur, und durch Religionsübungen Krankheiten heilen zu können. Eine Menge thörichter Menschen lief zu ihm. Er wartete immer bis 12 Uhr, ehe er die Krankheit bestimmte, befal auch seinen Kranken, vor 12 Uhr kein

Work

*) 5 B. Mos. 18; 9-12

**) Ap. Gesch. 13; 8. u. f.

***) Ap. Gesch. 19; 13. u. f.

Wort zu reden. Er schnitt ihnen die Haare ab, legte sie kreuzweise über einander, verbrannte sie dann, und gab ihnen das Pulver ein. Er murmelte allerlei Gebäte, sprach viel von Bezauberung, vom Teufel, und dergleichen; auch hatte er eine Arzenei, die er nur in einer Einzigen Stunde im Jahre anschaffen könne, wie er sagte. Damit ihn Jeder bezalte, so erzälte er, Jeder verfalle in eine andere, schwehre Krankheit, wer ihn nicht ordentlich bezale. Aber was war das Ende? Es kam ein Mann zu ihm, der von der Wassersucht schon ganz aufgeschwollen war. Er sagte ihm aber: „Ihr habt die Wassersucht nicht. Wenn das wahr ist, will ich mir ein Messer in den Leib stechen lassen. Euer Lebenslicht brennt noch 25 Jahre.“ Er gab ihm nun von seiner Arzeney, wovon der Mann wahnsinnig wurde. Der Quaksalber behauptete zwar, das habe nichts zu bedeuten; es müste so seyn. Aber bald darauf starb der Mann. Weil nun mehrere seiner Kranken verrükt im Kopfe wurden, so brachte man den Mörder ins Zuchthaus, wo er zum Glük nicht mehr heilen oder morden kann. Solcher Beyspiele giebts eine Menge an allen Orten, wo dergleichen Quaksalber sind. Und doch haben die verblendeten Landleute einen solchen Glauben an sie, daß sie es lieber allen Andern, als den Quaksalbern zuschreiben, wenn ein Kranker auf seine Arzenei schlimmer wird, oder gar stirbt. Man erfährt also nicht den hundertsten Theil des Unglüks, das sie anrichten. Aber doch ist es aus andern Beobachtungon klar, daß der Schaden sehr gros seyn muß. Gewöhnlich sterben auf dem Lande weit weniger Menschen als in der Stadt, weil der Landmann einfachere Speisen isset, und durch Arbeiten in der freien Luft seinen Körper gesund erhält. Aber wenn ansteckende

Krank-

Krankheiten herumgehen, so sterben weit mehr Menschen auf dem Lande als in der Stadt. Und woher kann das Anders kommen, als weil die Landleute zu Quaksalbern laufen, und die Stadtleute zu ordentlichen Aerzten gehen? Sonst müßten ja die Landleute weit eher durchkommen, weil sie eine stärkere Natur haben, und eher etwas aushalten können. Gewis; Ihr könnets der Obrigkeit nicht verdenken, wenn sie solche Quaksalber strenge bestraft. Bestraft man ja einen Dieb, der blos Geld und Gut nimmt; wie solte man einen solchen Betrüger nicht bestrafen, der den Leuten Gesundheit und oft das Leben raubt, blos um sich ohne Arbeit Geld zu verdienen? In einer gewissen Stadt in Frankreich macht man es ihnen recht. So bald ein solcher Lügendoktor entdekt ist; so nimmt ihn das Volk, sezt ihn mit dem Gesicht nach dem Schwanze zu auf einen Esel, und so führt man ihn durch die ganze Stadt, dabei er denn recht derbe mit Koth geworfen wird. Das ist noch eine ganz geringe Strafe für einen solchen Betrüger. — Lieben Kinder; ich wolte mich, so lange ich lebe, freuen, wenn ich Euch durch meine Vorstellungen von diesen gefährlichen Menschen abgebracht hätte. Ich weiß gewis, es wäre so gut, als hätte ich Manchen unter Euch aus dem Wasser oder aus dem Feuer gezogen, in dem sie umgekommen wären. Lieber brauchet doch gar nichts, ehe Ihr zu so einem unwissenden Menschen gehet; leber ordentlich, wie Ihr es eben gehört habt, so werdet Ihr manche Krankheit nicht bekommen, die sich der Unordentliche und Unmäßige zuzieht. Und wenn Euch etwas fehlt; so haltet Euch vernünftig, und manche Krankheit wird leicht vorüber gehen, die bei unvernünftigem Verhalten gewis weit schwehrer wird.

9) Wenn Ihr eine Schwehre und Trägheit in allen Gliedern, auch vielleicht im Kopf oder in der Brust Schmerzen empfindet; wenn Frostschauer und fliegende Hize schnell abwechseln; wenn Ihr keinen Appetit zum Essen und einen fremden Geschmak im Munde habt; wenn die Zunge weiß oder gelblicht überzogen und schmuzig ist; wenn Ihr im Schlaf auffahret, und ohnerachtet der Müdigkeit in den Gliedern nicht schlafen könnet; wenn der Othem kurzer und beklemmter, und der Puls geschwinder und stärker als sonst geht: so ist etwas im Körper in Unordnung. Es kann aber noch gut vorüber gehen, ohne daß es gerade zu einer heftigen Krankheit wird. Haltet Euch dann ruhig und mäßig warm, aber ja nicht so heiß, daß Ihr schwizet. Dieß kann sehr schädlich seyn, und das Fieber sehr vermehren, wenn Eins im Anzuge ist. Man hat Fälle erlebt, wo sich Kranke bemühten, vor dem Ausbruch einer Krankheit zu schwizen, und sie haben sich dadurch so schnellen Tod zugezogen, als ob sie sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hätten. Erinnert Euch nur an das, was vorhin bei den schweistreibenden Arzeneien der Quakfalber gesagt ward. Die Stube darf auch jezt gar nicht immer fest verschlossen bleiben, sondern es muß von Zeit zu Zeit ein Fenster aufgemacht werden, damit frische gesunde Luft herein komme. Man kann ja leicht dafür sorgen, daß der Durchzug nicht an den Kränklichen kommt. Wenn sich der Unpäßliche matt fült; so denke er ja nicht, er wolle sich durch Speisen, durch Fleischbrühe oder wol gar durch Brantewein stärken. Fleisch, Fleischbrühe und besonders Brantewein wäre ihm wahres Gift; und fast alle Speisen sind ihm schädlich. Sobald ein Fieber in dem Körper ist, so verdaut der Magen nicht mehr: Alles,

was man isset, verdaut also im Magen, wird faul und vermehrt natürlich die Krankheit. Je mehr ein Mensch beim Anfang einer Krankheit isset; je schwächer wird er werden. Er thut am besten, wenn er gar nichts isset, damit nichts im Magen verfaulen kann. Frisches oder getroknetes Obst ist indeß noch das beste. Desto mehr aber solte er trinken. Laues oder abgekochtes Wasser mit etwas Eßig und Honig, Wasser, mit reiner Gerste abgesotten, oder Thee von Hollunderblüte, der aber sehr schwach seyn muß, und nicht warm getrunken werden darf, ist das beste Getränke. Sehr schädlich und gefährlich wäre es, wenn der Kranke, ohne einen Arzt zu fragen, gleich eine Abführung oder ein Brechmittel nehmen wolte. Die Abführung soll die Unreinigkeit aus dem Körper schaffen. Nun stehts aber inwendig in dem Magen und in den Gedärmen so aus, wie die Zunge aussieht. Aber machet selbst den Versuch, schabet und puzet an der Zunge, so viel Ihr wollet. Ihr werdet sehen, daß der Schmuz nicht abgeht. Natürlich, weil er zu zähe, zu klebricht ist. Wenn man nun die Feuchtigkeiten aus dem Munde noch Alle wegschaffen wolte; so würde der Schmuz noch weit zäher und klebrichter werden, und man würde ihn noch weit schwehrer wegbringen können. Eben so wenig wird man den Schmuz durch eine Abführung aus dem Leibe bringen; eben so gewis ihn noch klebrichter und fester machen. Er muß erst aufgelöset, flüßiger gemacht werden, ehe er weg geht; und das kann keine Abführung thun. Eben so gefährlich ist es, wenn man gleich beim Anfang einer Krankheit ein Brechmittel einnimmt. Leicht kann dadurch eine Entzündung des Magens, der Lunge oder der Leber entstehen. Wenn die Gefäße sehr voll von Blut sind, so kann leicht Ein-

zersprengt werden. Kurz: man darf es nicht wagen, ohne einen Arzt zu fragen. Am besten ist es, sehr wenig zu essen, viel zu trinken, und vorerst noch keine Arzenei ordentlich zu nehmen, bis sich die Krankheit zeigt. Kommt nun Frost und Hize; nimmt die Mattigkeit und die Schmerzen in den Gliedern zu: so schike man doch jezt gleich zu dem Arzt. Jezt kann er noch helfen; oft ist es aber schon zu pät, wenn die Krankheit allzuweit eingerissen ist. Indeß bedeke man den Kranken nicht allzustark, und nehme ihm besonders bei der Hize die Federdeke weg; man sorge, daß alle Tage einigemal frische Luft in die Stube komme, ohne daß der Durchzug den Kranken trift; man gieße etwas Essig auf ein heißes Eisen, um die Luft zu verbessern. Man gebe ihm gar keine feste Speisen, sondern blos Gerstenschleim oder Haberschleim; oder man koche ein halb Pfund Brods mit einer Maas Wasser und einer Nuß gros Butter, seige es durch, und gebe ihm alle drei oder vier Stunden etwas davon. Rohes oder gekochtes Obst ist ihm auch gut; und besonders muß er oft trinken. Ist es möglich, so bringe man den Kranken alle Tage wenigstens eine halbe Stunde außer dem Bette; mache ihm sein Bett frisch zurechte, und gebe ihm öfters frisches Leinenzeug. Man wird sehen, daß er dadurch nicht geschwächt, sondern erquikt wird. Eigentliche Arzeneien will ich Euch nicht rathen. Sie könnten leicht unrecht angewandt werden, und dann ist es schlimmer, als ob man gar keine gebraucht hätte. Ihr solret nach einem Arzt schiken, der es recht versteht; und es ist die Pflicht eines jeden Christen, dieß zu thun, wenn er es irgend kann. „Ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung, daß du ihn habest zur Noth; denn der Herr hat ihn geschaffen, und die Arzenei

kommt von dem Höchsten. Der Herr lässet die Arzenei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht;" so sagt ein weiser Mann in der Bibel *). Thöricht ists also, wenn Einer sagt: „Gott muß mir helfen; auf Ihn will ich vertrauen; ich brauche den Arzt nicht." Das ist eben, als wenn Einer sagen wolte: Gott muß mich ernähren; auf Ihn will ich vertrauen; ich brauche kein Korn zu säen. Eben durch Saat, die aus der Erde wächset, will Gott dich nähren; du mußt aber das Deinige dabei thun. Und eben durch die Arzeneien, die aus der Erde wachsen, und durch den Arzt, der sie kennt, will Gott dir helfen; du mußt aber auch hier das Deinige thun. Der König Hiskia hatte zu Gott gebätet, daß Er ihm doch von seiner schwehren Krankheit helfen möge. Gott wolte ihm auch helfen; aber doch solte er noch ein Mittel brauchen; er solte Feigen auf seine Beulen legen **). So sehr liebt Gott, durch Mittel zu helfen! — Noch thörichter ist es, wenn mancher sagt: „Wenn es Gott über mich verhängt hat, daß ich sterben soll; so sterbe ich doch, und kein Doktor wird mir helfen. Und wenn ich noch länger leben soll; so komme ich auch ohne Arzenei davon." Wie? wenn du nun dächtest: „Ha es Gott über mich verhängt, daß ich sterben soll; so werde ich doch sterben, so viel ich auch esse. Und wenn ich noch länger leben soll; so kann ich auch wol ohne Essen leben" Wirst du denn am Leben bleiben, wenn du nichts mehr issest? — Nein; thue erst gegen deine Krankheit oder die Krankheit der Deinigen, was du kannst; suche erst Hülfe,

*) Sirach 38; 1. 2. 4.

**) Esai. 38; 21.

wo Hülfe zu finden ist, bei dem rechtmäßigen Arzt: und dann seze dein Vertrauen auf Gott, bäte zu Ihm, daß er die Arzeneien segnen wolle. Und wenn sie auch nicht helfen; du kannst doch auf Ihn vertrauen, und Hülfe von Ihm erwarten, weil du das Deinige gethan hast.

10) Also: wer nach dem Willen Gottes handlen will, der sucht Hülfe bei dem Arzt, wenn er oder Eins der Seinigen krank wird. Ehe aber einer zu dem Arzt geschikt wird, muß er sich darauf gefaßt machen, ihm folgende Fragen zu beantworten: wie hat die Krankheit angefangen? Ist der Puls des Kranken hart oder weich? Ist er noch bei Kräften oder nicht? Hat er Hize oder Frost? immer Hize, oder wann? hat er Schmerzen? und wo? hat er eine trokene Zunge? Wie sieht die Zunge aus? Hat er Durst, widrigen Geschmak, Reizung zum Erbrechen, Ekel vor dem Essen? Geht er oft oder selten zu Stuhl, und wie sieht sein Abgang aus? Geht der Urin häufig ab? Wie sieht er aus? Kann er schlafen? Ist sein Athemholen leicht? Was isset und trinket er? Was für Arzeneien hat er gebraucht, und was haben sie gewirkt? Hat er diese Krankheit schon öfters gehabt? — Wenn Jemand weggeschikt wird; so muß er sich vorher nach allen diesen Umständen erkundigen, und sich Alles recht genau merken. Er kann auch von dem Urin des Kranken, den er des Morgens nüchtern gelassen hat, etwas in einem Glase mitnehmen. Dem Arzt etwas verschweigen, was etwa der Kranke schon eingenommen hat, oder ihm gar etwas Unrichtiges sagen, das kann dem Kranken sehr gefährlich werden. Noch schlimmer ist es, wenn man dem Kranken bei der Arzenei des Arztes auch andere Hausmittel oder Arzeneien eines Quakfalbers eingiebt,

wovon der Arzt nichts weiß. Da kann der Kranke gleich hinsterben, und der Arzt ist ganz unschuldig; blos die, die ihm die andere Arzenei gaben, haben ihn ins Grab gebracht. Wenn die Krankheit des Kranken ansteckend ist; wenn sein Auswurf, Abgang, Schweiß und er selbst sehr übel riecht; wenn er die Ruhr oder Fleken auf der Haut hat: so müssen sich die in Acht nehmen, die ihm aufwarten. Zwar müssen sie ihn darum nicht melden; denn es ist die Pflicht der Hausgenossen, einem Kranken beizustehen, der sich ja nicht selbst helfen kann. Aber sie solten, wo möglich, in der Stube des Kranken nichts essen und trinken, den Speichel nicht herunterschluken, sondern ausspeien, oft Essig oder Schiespulver in der Stube anzünden, Wacholderbeeren kauen, und sehr mäßig leben; so werden sie, wenn sie sonst gesund sind, meist vor Ansteckung verwahrt bleiben. Wenn der Kranke wieder anfängt besser zu werden, und aufzustehen; so hat er noch die größte Vorsicht nöthig, damit die Krankheit nicht wieder komme. Sie ist dann weit gefährlicher als das Erstemal. Er muß nicht gleich mit der Arzenei aufhören, so bald er sich etwas besser fült. Oft sind noch viele Unreinigkeiten im Körper, die weggeschaft werden müssen; und er könnte sich gleich eine neue Krankheit zuziehen, wenn sie nicht weggeschaft würden. Er muß sich auch nicht gleich wieder durch Arbeit anstrengen, sondern sich nur nach und nach an die Arbeit gewöhnen; sonst kann er vielleicht in seinem Leben nicht wieder recht arbeiten. Er solte sich v o r der Malzeit nur eine kleine Bewegung machen; nach Tisch würde sie ihm schädlich seyn. Auch darf er nicht allzu müde davon werden. Bewegung zu Pferde ist die beste, wer sie sich machen kann. Er solte nur E i n e Art

von Speisen genießen, und ja nicht so viel essen als er essen möchte; lieber mag er oft essen. Auch darf er jezt nicht allzu viel, und am wenigsten Brantewein trinken, der ihm noch wahres Gift wäre. Abends solte er ganz wenig oder gar nichts essen, und nicht über 6 bis 7 Stunden im Bette zubringen. Die Geschwulst an den Schenkeln, die sich nach einer schwehren Krankheit oft zeigt, hat nichts zu sagen, und vergeht von selbst, wenn der Genesende mäßig ist, und sich Bewegung macht. So viel von schwehren Krankheiten, die der Arzt heilen muß.

Allein es giebt manche Fälle, wo schnelle Hülfe da seyn muß, wo man also den Arzt nicht abwarten kann, und auch kleine Uebel, die durch ein leichtes Mittel zu heben sind. Hier will ich Euch rathen, wie Euch der beste Arzt rathen würde; was die besten Aerzte gerathen haben. Ich will die Krankheit nach dem A. B. C. hersezen, damit Ihr Jede desto leichter finden könnet.

11) Wenn Ihr manchmal von Augenentzündungen geplagt werdet, so, daß das Weiße in den Augen roth ist, und Ihr nicht gut in das Licht sehen könnet: so nehmet oft laue, aber ja nicht warme Fusbäder, trinkt öfters Thee von Hollunderblüte, lasset den Dampf davon an die Augen gehen; leget von diesem Thee, mit Milch vermischt, auf einem leinen Tuch etwas auf die Augen; trinket indeß nichts Hiziges, esset wenig Fleisch, aber viel Obst, dike Milch, Buttermilch, und meidet das Licht: so wird es bald besser.

Wenn Eure Kinder die Blattern bekommen; so bedenket, daß dieß die gefährlichste Krankheit ist, die sie zu überstehen haben. Wenn man Eins in das Andere rechnet; so stirbt

das siebente Kind, das davon befallen wird, also auch das siebente Kind das geboren wird; denn sehr selten giebts einen Menschen, der die Blattern nicht bekäme. Wenn man auch nur das Verzeichniß der Verstorbenen in den Intelligenzblättern nachsieht; so findet Ihr gleich, daß immer eine große Menge an den Blattern gestorben sind. In den lezten Jahren 1789, 1790 und 1791, sind in der Grafschaft Lippe 1,005 Kinder an den Blattern, und überhaupt 6,207 Menschen gestorben. Also starb an den Blattern fast der sechste Theil aller derer, die gestorben sind. Und gewis würde nicht die Helfte dieser Kinder sterben, wenn die Eltern sie ordentlich zu behandlen wüßten, und wenn sie nicht aus guter Meinung ihren Tod beförderten. Wenn ein Kind die Blattern bekommt; so wird es in eine siedheiße Stube eingesperrt, in ein Bett gelegt, und fast bis zum Erstiken mit Federdeken zugedekt. Man giebt ihm Brantewein und andere hizige Getränke, um die Blattern heraus zu treiben. Das Kind weiß sich oft für Angst und Bangigkeit nicht zu helfen; der Othem wird ihm immer kürzer, die Zunge, der ganze Mund ist ihm von Hize ausgetroknet; die Augen funkeln und rollen ihm im Kopf herum, als ob sie Hülfe und Kühlung suchten. Aber Alles ist vergebens. Es muß schmachten und schwizen und brennen, als ob das arme Geschöpf fülen solte, wie es in der Hölle ist. Wer noch einen Funken Liebe zu seinen Kindern hat, der solte doch, um Gottes willen! nicht so unbarmherzig gegen sie seyn. Es giebt einige wenige Fälle, wo die Blattern nicht heraus wollen, und wo man durch hizige Sachen innerlich die Lebenswärme etwas vermehren muß. Dann haben aber die Kinder immer Frost, Gähnen, Dehnen in den Gliedern; und es

folgt auf den Frost keine Hize, sondern Ohnmachten, Zittern der Glieder, Schlaf, Zukungen und große Mattigkeit. Und auch alsdann ist äußerliche Wärme durch Einheizen, Federdecken und dergleichen, schädlich. In diesen Fällen muß man einen Arzt fragen, und ohne ihn nichts Hizlges geben. Wenn aber das Kind nach dem Frost Hize bekommt, daß man das Brennen fält; wenn ihm aus Hize der Othem kurz wird, und die Augen funkeln: ist es dann nicht ganz unsinnig, die Hize und Angst des Kindes noch zu vermehren? Freilich müssen durch die Fieberhize die Blattern heraus getrieben werden: aber man sieht ja, daß die Natur das ihrige thut; daß sie selbst die Blattern heraus treiben will. Warum läßet man sie nicht gehen, wie es ja sonst der Landmann so gerne thut? Warum stört man sie in ihrer wolthätigen Verrichtung? Zu viel Hize verdirbt und verbrennt ja Alles. Warum wollen Eltern ihre Kinder verbrennen? Man hat nachgerechnet, daß auf dem Lande weit mehr Kinder an den Blattern sterben, als in den Städten; und doch sind die Kinder der Landleute weit stärker und gesunder als die Stadtkinder. Das kommt daher, weil die Landleute ihre Kinder durch die entsezliche Hize tödten. Machet Ihr es nicht so, wenn Ihr Eure Kinder leicht durch die Blattern bringen wollet. So bald Ihr merket, daß sie ein Kind bekommen will; nehmlich wenn sie in der Nähe sind, und das Kind träg und matt wird, Frost, Hize und Schweiß bekommt, aber nach dem Schweiß doch noch matt und träge bleibt: so gebet ihm Morgens und Abends ein laulichtes, aber ja nicht ein warmes Fußbad, und lasset es, so viel möglich, in der freien Luft seyn. Selbst im Winter ist sie nicht schädlich, wenn das Kind nur gerade nicht im Schweiß ist. Viele

Eltern

Eltern glauben zwar, durch die Kälte werden die Blattern verhindert, recht heraus zu kommen. Aber man sieht klar das Gegentheil, da die meisten Kinder im Gesicht und an den Händen mehr Blattern als am Leibe haben. Gesicht und Hände werden aber doch wol kühler gehalten, und es kommt mehr frische Luft daran, als an den Leib. Das Kind darf jezt keinen Bissen Fleisch, nichts von Eyern, keine Fleischsuppe, überhaupt sehr wenig essen, noch viel weniger darf es Wein oder Brantewein trinken. Wer ihm das giebt, der handelt eben so, als wenn Einer Oel in das Feuer gießen wolte, wenn das Haus ohnehin schon brennt. Milch, und besonders Buttermilch ist ihm sehr heilsam; davon mag es trinken, so viel es will. Hat das Kind viel Hunger, so kann man ihm wol etwas Obst, zartes Gemüse und Brod geben; aber durchaus kein Fleisch. Man lässet es, so wenig wie möglich, im Bette liegen, dekt es nicht warm zu, und läßt ofe frische Luft in die Stube kommen. Im Sommer, wenn es zu heiß wird, kann man den Fußboden von Zeit zu Zeit anfeuchten, und einige große Zweige von Weiden und Buchenbäumen in Wassereymern in die Stube stellen. Sie müssen aber des Abends wieder weggebracht, und am Morgen frische genommen werden. Zukungen (Schürken) vor dem Ausbruch der Blattern, sind eher heilsam als schädlich. Wenn sie all zu lange dauren; so kann man das Kind in ein laues Fußbad sezen, und es mit einer, in Oel getauchten Feder im Schlund zum Erbrechen reizen, worauf gemeiniglich der Zufall bald vergeht. Auch das Nasenbluten ist heilsam beim starken Fieber. Man halte nur das Kind so kühl und so still wie möglich, lasse es aufrecht sizen, und sich nicht vorwärts beugen; so hört es

von

von selbst auf. Stopfen soll man es nicht, es sey denn, daß das Kind bis zur Ohnmacht käme. Dann legt man Leinwand, in Essig getaucht, kalt an die Stirn, in den Naken, und zwischen die Beine, wovon es meist aufhört. Wenn nun die Blattern heraus gekommen sind, und anfangen zu eitern, wo das Fieber von Neuem kommt; so muß man vor allen Dingen sorgen, daß das Kind nicht verstopft ist. Hat es einen Tag keine Oefnung; so verschaffe man ihm eine gelinde Abführung; aber ja nicht von einem Quaksalber, denn diese geben Abführungen, wie sie ein Pferd braucht. Das Kind könnte davon des Todes seyn. Auch jezt erhält man es, so viel es irgend möglich ist, außer dem Bette. Wenn es die ganze Nacht nicht hinein kommt; so ist es nur desto besser. Der beständige Speichelfluß läßt es ohnehin nicht zum Schlafen kommen; und dieser Speichelfluß ist sehr heilsam. In dieser Zeit ist es gut, wenn man ihm Wasser mit etwas Honig in den Mund und in die Nase sprüzt. Wenn das Gesicht und der Hals stark geschwollen ist; so leget ihm ein Tuch in laue Milch getaucht, oder einen Brei von Sauerteig und Essig, auch Senf, wenn er da ist, auf die Fußsolen. Dies macht zwar brennende Schmerzen; aber dafür geht die Geschwulst am Kopfe und am Hals weg. Wenn die Augen sich schließen; so hat man nichts zu thun, als sie mit Milch und lauem Wasser anzufeuchten. Das beste Mittel dagegen ist aber, daß man den Kindern sehr wenig zu essen, und durchaus kein Fleisch und nichts Hiziges giebt. In dieser Zeit, und überhaupt bei allen Blatterkrankheiten hüte man sich besonders vor den Schlafkränken, wie sie auch Namen haben mögen. Wenn die Blattern eitern wollen; so ist selbst der natürliche Schlaf nicht gut, viel weniger also der

gemachte. Er hat schon viele Kinder zum Todesschlaf gebracht. Wollen sie aber nicht recht zum Eitern kommen; ist das Kind schwach, die Blasen wollen sich nicht heben oder anfüllen, haben keinen rothen, sondern einen blassen Ring, sehen blau und bluig aus: dann ist die höchste Gefahr. Wem das Leben seines Kindes lieb ist, der eile nach dem Arzt, sonst ist es verloren. Wenn die Blattern recht weis und voll Eiter stehen; so kann eine Mutter durch nichts mehr ihr Kind erleichtern, als wenn sie ihm mit einer kleinen spizen Scheere die Blattern oben an der Spize sanft ausschneidet, und den Eiter hernach mit einem, in laues Wasser getauchten Schwamm abwischt. Dieß macht dem Kinde keine Schmerzen, und thut ihm sehr wohl. Der Eiter kann auch so leicht nicht wieder zurük treten, wie er manchmal thut; und es bekommt wenig oder gar keine Narben. Je öfter dieß wiederholt wird, je besser ist es; denn die Blattern füllen sich bald wieder an. Auch können bei starkem Speichelfluß die Kinder durch ein Mundwasser von Milch und Wasser, oder Honig und Wasser erleichtert werden. Wenn Blattern in den Augen sind; so lasse man die Kinder ja Alles Licht melden, und sorge, daß sie nicht weinen. Kann man Blutigel haben, und sezt sie ihnen an die Schläfe; so verliert sich gemeiniglich die Entzündung in den Augen. Abführungen und laue Fusbäder sind auch gut. Wenn die Blattern abtroknen; so lasse man ja die Kinder nicht gleich wieder Fleisch, Eyer und Allerlei essen. Es ist immer noch viel Eiter im Körper, und dieser wird schlimmer von solchen Speisen. Man gebe ihm noch einige mal Abführungen, und lasse es von lauter Suppen, Gemüse, Milch und Obst leben, bis es wieder ganz gesund ist; sonst bleiben leicht Geschwüre zurük, und das

Kind kann sehr lange kränklich und elend bleiben. — Ihr wisset, daß die Blattern immer durch Anstekung kommen; und Ihr bringt wol Eure Kinder in das Haus eines Nachbars, wenn Ihr sehet, daß dessen Kinder gute Blattern haben, damit sie von ihnen angestekt werden. Diese Anstekung geschieht meist durch den Athem; dadurch werden gleich die Säfte verdorben; der ganze Körper wird auf Einmal angestekt, und man kann leicht denken, daß das schlimmer ist, als eine Anstekung auf der Haut. Das hat man bedacht, und deßwegen schon lange die Kinder auf der Haut angestekt. Dieß ist so leicht, daß man dazu gar keinen Dokter braucht; sondern jede Mutter kann es thun, wenn man es ihr nur sagt, und wenn sie guten Eifer hat. Auch habens in England, in der Schweiz und in Liefland viele Mütter selbst gethan, und ihre Kinder sind glüklich durchgekommen. Ein gewisser Pastor in Liefland, Namens Eisen, lehrte es die Mütter, die zu ihm kamen, sie lehrtens ihre Nachbarinnen, und so lerntens einige hundert, die ihre Kinder auch wirklich ansteften. Und denket, von 490 Kindern starb nicht ein Einziges an den Blattern. Wären sie auf andere Art durch das Athmen angestekt worden; so wären 70 Kinder gestorben, weil gewöhnlich von 7 Eins stirbt; diese 70 Kinder waren gerettet! In England hat man Krankenhäuser, wo die Kinder an der Haut angestekt werden. Man hat in 16 Jahren 3434 so angestekt, und davon sind nur 10 gestorben. Wären sie von andern Blatterkindern angestekt worden; so wären 490 gestorben. Auch sie waren gerettet! Im Jahr 1766 und 77 wurden in London 900 Kinder so angestekt, und es starb kein Einziges. In einem Theile von England wurden im Jahr 1738, 2000

so angesteckt, und auch von ihnen starben nur zwei schwangere Weiber, die sich gegen den Willen der Doktoren hatten anstecken lassen. Ist es wol nicht der Mühe werth, so etwas zu lernen, und sich oder andern seine Kinder zu retten? Nun; ich will Euch beschreiben, wie es gemacht wird, wie es auch der Pastor Eisen die Bauersweiber in seiner Gemeinde gelehrt hat. Wenn Ihr wollet, daß Eure Kinder auf eine recht leichte Art die Blattern bekommen sollen; so lasset Euch von einem Doktor oder einem andern verständigen Mann sagen, welches Kind rechte gute Blattern hat. Ihr könnets auch selbst sehen, ob das Kind munter ist, ob die Blattern recht Einzeln, wie Perlen, mit einem rothen Rand da stehen. Nehmet etwas von dem Eiter dieser Blattern in einen Federkiel mit nach Haus. Nun nehmet eine spize Nehnadel, tauchet sie in den Eiter, und stechet damit Eurem Kinde oben am Arm, wo man die Fontanellen sezt, nur ganz leicht an der obersten Haut hin, so, daß es nicht blutet. Thut das zwei oder dreimal, tauchet aber immer die Nadel vorher wieder in den Eiter, so ist es fertig. Es thut dem Kinde nicht weh; so tief müsset Ihr nicht stechen. Nach zwei Tagen fanget an, ihm täglich etlichemale die Haut mit kaltem Wasser zu waschen; wenn aber die Blattern auf den Nadelstichen anfangen zu eitern; dann unterlasset es, waschet ihm dagegen die Stirn, bis die Blattern überall hervor kommen. Kommt das Fieber, und die Stirn wird heiß, so waschet sie noch öfter, besonders aber wenn sie eben heis ist. Gebet den Kindern, die nicht mehr gesäugt werden, den Trank, den sie gewohnt sind, aber so kalt wie möglich. So lange es möglich ist, haltet sie in der frischen Luft, besonders während dem Fieber. Alle Wärme zur

Zeit des Fiebers, ist der Kinder Tod. Wenn die Blattern heraus sind, so halter sie zwar in der Stube; aber die Stube darf durchaus nicht sehr warm seyn, und es muß oft frische Luft darinnen gemacht werden. Lasset sie essen und trinken, was ich Euch schon bei den Blattern gerathen habe, und ermuntert die Kinder, so viel Ihr könnet. Wenn sie 24 Stunden verstopft sind; so gebet ihnen erst eine Pille von weißer Seife. Der Leib wird auch mit solcher Seife geschmiert. Gebet ihnen gekochtes Obst zu essen, oder Buttermilch zu trinken. Wenn das nicht helfen will; so lasset Euch in einer Apotheke anderthalb Loth Wundersalz holen, gießet eine halbe Maas Wasser darauf, und lasset das Kind alle Stunden eine Tasse voll davon trinken, bis Oefnung erfolgt. Saget aber dabei, wie alt Euer Kind sey, und daß es die Blattern habe. Verstopfung ist der Kinder Tod; und hitziges Getränke ist ihnen Gift. Das beste Alter für die Blattern ist vom 4ten, 7ten bis zum 12ten Jahre, in dieser Zeit halten sie diese Krankheit am besten aus. Doch können sie auch älter seyn, nur müssen sie nicht gerade mit Zähnen umgehen, und keine andere Krankheit, auch keinen Husten und Schnupfen haben. Es darf auch keine andere Krankheit herrschend seyn. Merkt man, daß sie Würmer hätten; so schaft man diese erst weg. Der Frühling ist die beste, und auch für den Landmann die bequemste Zeit. Wollet Ihr es einmal versuchen; ich weiß gewis, es würde Euch nicht reuen, und Ihr würdet Gott danken, daß Eure Kinder so gut durch die bösen Blattern gekommen sind.

12) Blutfluß, Verblutung. Wenn Jemand so stark blutet, käme das Blut, woher es wolle, daß Gesicht und

Lippen

Lippen blaß und die Glieder kalt werden; wenn er ohnmächtig hinsinkt und Uebligkeit empfindet: so ist es nothwendig, das Blut zu stillen. Sonst ist es unschädlich, oder wol gar eine heilsame Ausleerung, eine Aderlaß, die von der Natur veranstaltet ward, die man gehen lassen muß, weil die Natur wol weiß, was sie thut. Kommt das Blut aus einer äußerlichen Wunde, und es will nicht aufhören: so nimmt man gestoßenen Tischerleim, oder halbverbrannte Brodrinde, und legt sie recht dik auf die Wunde. Dadurch wird meist die Ader, aus der das Blut fließt, zugestopft, und es hört auf. Oder Ihr nehmet Löschpapier (Flußpapier), zupfet es klein, weichet es in Branntewein, so stark Ihr ihn haben könnet, und füllet damit die Wunde aus. Es stillet das Bluten meist. Wenn es aber nicht geschieht; so ist es ein Zeichen, daß ein größeres Blutgefäs zerrissen worden, und Ihr müsset eilig nach einem Wundarzt schiken. Wenn das Nasenbluten so stark wird, daß Ohnmacht nahe ist; so läßt man den blutenden aufrecht sizen, legt ihm Leinwand, in recht kaltes Wasser oder Essig getaucht, Eis oder Schnee an die Stirne und in den Naken, und sezt ihn in ein laues Fußbad. Auch ein Tuch, in kaltes Essig getaucht, kann man aufs Herz legen, und immer wieder ein kaltes auflegen.

Bei Bluthusten, das heißt: wenn der Kranke jedesmal vor dem Blutspeien hustet, und hochrothes, schäumichtes Blut heraus husiet, muß man gleich nach einem Arzt schiken; man sezt den Kranken aufrecht, und recht kühl, läßt ihn nicht reden, wo möglich nicht niesen, überhaupt sich nicht bewegen, und ihn kalt Wasser mit viel Essig vermischt trinken. Er muß auch, so bald wie möglich, am Arm Ader lassen.

Wird der Verlust des Bluts allzustark, ehe ein Arzt kommen kann; so gebe man dem Kranken alle 2 Stunden einen Eßlöffel voll Leinöl; oder ein Paar Theelöffelgen voll Küchensalz in Wasser aufgelöset. Man sezt die Füße in Wasser, das aber kaum lau seyn darf; schikt aber gleich wieder nach dem Arzte, weil der Zufall sehr gefährlich ist, und schnell den Tod bringen kann. Auch wenn es vorüber ist, muß man durchaus einen Arzt um Rath fragen, damit es nicht schlimmer wieder komme. Bei dem Blutbrechen, das ist: wenn man geronnene Klumpen, schwarz wie Koffeesaz, ausbricht, die zwar nicht wie Blut aussehen, aber doch Blut sind, ist auch oft sehr schnelle Hülfe nöthig. Manchmal stillt sich das Brechen gleich, wenn man Hände und Füße in eiskalt Wasser oder Schnee stekt. Hilft das aber nicht; so seze man den Kranken gleich in ein kaum warmes Fußbad, und wenn Senfmehl da ist; so thue man das hinein: man lasse ihn nichts als Habertrank, Haberschleim und abgekochtes Wasser mit einer Brodrinde genießen, und binde ihm Hände und Beine, wie es vorhin beschrieben wurde. Auch kann er öfters einen Schluk kaltes Wasser mit Essig nehmen; und wenn es nicht gleich helfen will, so schike man eilends nach einem Arzt; denn auch dieser Zufall ist gefährlich. Und auch, wenn er vorüber gegangen ist, frage man einen Arzt, damit die Quelle verstopft werde. Wenn man überhaupt das Blut an einem Ort stillen will, so muß man auf oder in den Ort, der blutet, Aufschläge von kaltem Wasser und Essig bringen. Je kälter das Wasser, je schärfer der Essig; je besser!

Bräune; Halsentzündung, Halsweh. Dabei haben die Kranken Fieber, Röthe mit Hize und Schmerz im

Halse,

Halse, wovon ihnen das Schluken schmerzlich und beschwerlich wird. Das kann oft so schnell zunehmen, daß der Kranke dem Erstiken nahe kommt. Meist entsteht diese Halsentzündung von Verkältung; und dann ist es gut, gleich Anfangs den Hals mit kaltem Wasser, mit ein wenig Brantewein vermischt, zu gurgeln; man mache auch ein Hande-großes Pflaster von Sauerteig, mit Senfmehl bestreut, lege das auf den Naken, und lasse es so lange liegen, bis es sehr stark brennt, und die Haut darunter hochroth ist; man wird gewis bald Erleichterung davon spüren. Besonders aber hüte man sich, Schweis durch hizige Arzeneien erzwingen zu wollen; das vermehrt die Entzündung und die Schmerzen. Wenn aber dieß nicht hilft, und die Schmerzen im Hals immer zunehmen, man auch wol einen widrigen Geschmak spürt: so ist es ein Zeichen, daß sich Geschwüre in dem Hals angesezt haben, und dann helfen die vorgeschlagenen Mittel nicht mehr. Man athme jezt den Dampf von warmem Wasser fleißig, doch nicht zu warm ein, und trinke fleißig Thee von Flieder- oder Kamillenblumen. Wird die Geschwulst im Hals größer; so lege man wollene Tücher, mit Leinöl getränkt, um den Hals. Dieß erleichtert sehr. Wenn indeß der Athem dabei beschwehrlich wird, und diese Beschwehrde zunimmt, so muß man eilends nach dem Arzt schiken, weil Aderlaß und kräftigere Mittel nöthig sind. Die Krankheit kann sonst sehr schlimm werden, und sich mit dem Erstiken endigen.

13) Brandschaden. Ist der Brand gering, so hält man das verbrannte Glied ins kalte Wasser, und gießt immer kaltes zu, bis die Schmerzen gelindert werden. Auch kann man Zwiebeln, in Asche gebraten oder Hünerkoth, oder am besten einen Brey von ungeschälten, gequetschten, rohen Kartoffeln

darauf legen, die frisch aufgelegt werden, so oft sie warm sind. Ist aber Jemand ins Feuer, oder in eine Kalkgrube gefallen, und das rohe Fleich ist zu sehen; so taucht man zusammengelegte Stüke Leinwand in kaltes Wasser und legt sie auf die Wunde; nun schlägt man Rüböl und das Weiße vom Ey, zwey Löffel voll Oel auf Ein Ey gerechnet, zu einer Salbe, und bestreicht damit den Schaden, legt aber Leinwand, in Buttermilch getaucht, darüber, und erfrischt diesen kühlenden Umschlag, so oft er warm wird. Der Kranke muß auch viel Wasser mit Essig oder Buttermilch trinken. Bekommt der Kranke kein Fieber, und der Schmerz legt sich, so bestreicht man die Wunde immerfort mit der Salbe, legt aber keine Umschläge von Buttermilch mehr auf. Dieß sezt man so lange fort, bis auf der Haut eine Rinde (Borke) entsteht. Ist der Brand so stark, daß die Haut hart, wie Horn, geworden ist: so legt man, wenn die großen Schmerzen vorüber sind, einen Brei von Weißbrod mit halb Milch und halb Wasser gekocht, und Hollunderblüten auf die Wunde, damit sie zum Eytern kommt. Bekömmt aber der Kranke Fieber, und die Schmerzen wollen nicht nachlassen: so muß man zu einem Wundarzt schiken.

Bruch. Es giebt mancherlei Arten derselben, die man der Behandlung des Arztes oder Wundarztes überläßt. Aber es giebt eine Art derselben, die so schnell Hülfe erfordert, daß dabei gerathen werden muß. Wenn sich nemlich am Bruch eine Geschwulst zeigt, die immer an dem Einen Ort bleibt, beim Husten sich vergrößert, beim Liegen aber sich verkleinern oder ganz zurükdrüken läßt; so ist dieß ein Zeichen, daß etwas von den Gedärmen oder Anderen inneren Theilen aus der Höle

des

des Unterleibs herausgedrungen ist; und dieß nennt man einen Bruch. Drükt man dieß wieder zurük an Seinen Ort, trägt man ein gutes Bruchband, und nimmt man sich beim Arbeiten in Acht; so hat es nichts zu sagen. Manchmal aber will sich der herausgetretene Theil nicht zurükbringen lassen; die Geschwulst fängt an zu schmerzen, sie wird heis, roth und aufgespannt; der Leib verstopft sich, es erfolgt ein Erbrechen, entsezliche Angst, ein Entzündungsfieber, und endlich der Brand. Der Kranke stirbt manchmal erst in 14 bis 20 Tagen, manchmal ist er aber auch schon in 6 Stunden todt. Es ist hier nichts zu thun, als daß der Kranke sein Wasser läßt, sich still auf den Rüken legt, und daß so schnell wie möglich nach einem Wundarzt geschikt wird, der das Weitere besorgen muß. Kann man vorher Jemand haben, der auch nur eine Ader schlagen kann; so ist dieß immer gut, bis Hülfe kommt.

14) Manchmal wird Einer plözlich mit einer Colik, oder mit heftigem Reissen und Schmerzen im Leibe überfallen; so, daß er sich nicht zu rathen und zu helfen weiß. Meist entsteht sie bei dem Landmann aus Verkältung; manchmal auch aus Schärfe, die sich auf die Gedärme geworfen hat, aus Verstopfung des Darmkanals, u. d. gl. Wenn ein Durchlauf dabei ist; so hat es weniger zu sagen, als wenn Einer dabei verstopft ist. Man lege sich ins Bett, bedeke sich mäßig warm; mache sich Milch warm, tauche ein zartes Tuch hinein, und lege es auf den ganzen Leib, so warm man es leiden kann. Dieß wiederhole man eine Zeitlang, und lasse nie das Tuch auf dem Leibe kalt werden. Man trinke einen warmen Thee von Kamillenblumen; und wenn Jemand da ist, der ein Klystier geben kann, so nehme man Eins von lauer Milch oder

von lauem Wasser. Man hüte sich aber sehr für allem hizigem Getränke, besonders für Brantewein. Man kann sich dadurch eine Entzündung der Gedärme, und den Tod zuziehen. Wenn die vorgeschlagenen Mittel in Einigen Stunden gar keine Linderung verschaffen; so muß man Hülfe bei Einem Arzt suchen.

Darmgicht, Miserere. Daran sterben so viele Landleute, und man weiß nicht, was ihnen gefehlt hat. Es ist eine so entsezliche Krankheit, daß manche abergläubische Leute sagen, der Kranke sey behext, oder manche Einfältige, die nicht wissen, wie es in dem Körper des Menschen aussieht, die Gedärme seien verschlungen. Eins ist so unmöglich als das Andere. Die Krankheit fängt meist nach langer Verstopfung mit Schmerzen im Leibe, besonders um den Nabel herum an. Sie vermehren sich; den Kranken überfällt dabei eine entsezliche Bangigkeit; manchmal spürt man eine harte Geschwulst, die wie eine Gurt um den ganzen Leib herum geht; man hört Winde über sich gehen; es erfolgt Reizung zum Erbrechen; der Kranke bricht Alles weg, was er genieset, und die Schmerzen werden ganz unleidlich. Zulezt bricht er eine faule Materie weg, die ärger als der Abgang stinkt; er bekommt Gichter, (Schürken) Schluchzen; der Puls verliert sich, er wird kalt, die Schmerzen hören auf, und er stirbt bald. Alle hizige Getränke oder Theriak sind dabei tödtlich, weil sie die Verstopfung und Hize vermehren. Auch verliere man, um Gottes willen! keine Zeit damit, zu einem Teufelsbanner, oder zu einem katholischen Pater zu laufen. Sie werden dem Kranken gewis nicht helfen, und meist ist es hernach zu spät zur Hülfe. Statt dessen schike man so geschwinde wie möglich nach

einem

einem Arzt, und besorge, daß er, wo möglich, gleich eine Abführung mitbringe. Man thue irgend etwas Saures in süße Milch, daß sie sich unterm Kochen scheide. Die dünne Brühe, die sich nun abgesondert hat, (die Wake) lasse man den Kranken mit etwas Honig vermischt trinken; doch gebe man ihm immer wenig, aber sehr oft. Auch recht viel Zwetschenbrühe, mit zerlassener Butter vermischt, und Tassenweise getrunken, ist gut. Man seze ihn in ein laues Bad, so lange er es ertragen kann. Man kann dieß auch öfters wiederholen. Wenn alles dieß nicht hilft, und noch keine andere Hülfe da ist; so bestreiche man das Rohr von einer hölzernen oder hörnernen Tobakspfeife mit Oel, lege den Kranken auf die rechte Seite, und steke es, etwa einen Daumen lang oberwärts nach dem Rüken zu, in den Hintern, zünde Tobak in dem Tobakskopf an, bedeke ihn mit einem durchlöcherten Papier, und blase den Rauch mit aller Kraft, und recht anhaltend in den Leib des Kranken hinein. Der Tobak muß aber recht gut brennen; alle 3 Minuten etwa muß man einhalten, und den Leib, besonders über dem Nabel, reiben und drüken. Meist erfolgt Oefnung darauf, und dann ist dem Kranken geholfen. Mancher ist blos durch dieses Mittel gerettet worden, dem nichts anders helfen wolte. Indeß ist schnelle Hülfe durchaus nöthig, weil sonst der Kranke nicht zu retten ist.

15) Durchfall, Durchlauf. Selten ist er so stark und anhaltend, daß er schädlich würde, und gestopft werden müßte. Oft ist er eine wolthätige Wirkung der Natur, wodurch sie Unreinigkeiten aus dem Körper schaft. Wenn also der Durchlauf einen Menschen nicht schwächt, keine heftige Schmerzen macht; wenn nicht die Speisen halb verdaut abge-

hen, und der Abgang blutig ist: so lasse man ihn immer, ohne etwas zu brauchen. Man verkälte sich nur nicht; esse mäßig, besonders viel Gersten- oder Haberschleim; trinke wenig hizige Getränke, und nehme ja nichts zum Stopfen: so wird er sich von selbst verlieren, und man wird sich wohl darauf befinden. Aber wenn er die Kräfte nimmt; wenn die Speisen unverdaut fortgehen, oder wenn Blut unter dem Abgang ist: dann muß man Mittel dagegen brauchen. Kann man vermuthen, daß er von Verkältung herrühre, so lege man dem Kranken ein Tuch mit warmen Brantewein auf den Leib, und ein Säkgen, mit warmem Sand an die Füße, gebe ihm auch etwas Thee zu trinken, damit er in gelinden Schweiß komme. Gehen die Speisen unverdaut weg; so muß man durchaus nach einem Arzte schiken, lasse aber indeß den Kranken einen Kaffee von Wacholderbeeren, mit Milch gekocht, trinken. Muß der Durchfall durchaus vorerst gestopft werden: so koche man ein Paar Quentgen fein geschnittenes Wachs in Milch, und lässet es den Kranken warm trinken; oder man steke etwas Wachs in ein Paar Aepfel, lasse sie recht durchbraten, daß sich das Wachs hinein zieht, und lasse sie den Kranken essen. Geht Blut mit weg; so muß man sich für Fleisch, Eier, Butter und Milch hüten, die Beine sich warm halten, durchaus keinen Brantewein trinken oder stopfende Arzeneien nehmen, und viel Gerstenschleim oder einen Trank von ungeschälter Gerste in Wasser gekocht, so lange bis sie aufplazt, trinken. Doch muß dabei, so bald wie möglich, ein Arzt gefragt werden; wenn sich auch der Durchfall stopfen solte.

Frost. Wer in großer Kälte reiset, muß vorher und auf der Reise lauter grobe und starke Kost, Klöse, (Klümpe)

Mehl

Mehlbrei, Spek und geräuchertes Fleisch essen, sich die Nase und Lippen mit Bier waschen, in welches vorher heißer Talch getröpft worden, sich in die Schuhe oder Stiefel dikes Papier mit Brantewein angefeuchtet legen; er darf nicht viel still sizen oder stehen, und kann von Zeit zu Zeit einen Löffel voll Brantewein nehmen; jedoch muß er sich sehr hüten, daß er nicht zuviel nimmt, weil das sonst sein Tod seyn könnte. Hat man wirklich schon ein Glied erfroren: so hüte man sich für Wärme, reibe vielmehr das erstarrte Glied mit Schnee, oder stekе es in kaltes Wasser, bis man wieder Gefül darinnen hat. Alsdann reibt man es mit kalten, wollenen Tüchern, wäscht es mit kaltem Brantewein, macht sich aber an keinen warmen Ofen oder Feuer, bis man nach und nach warm worden ist. Wer die Glieder einmal erfroren hat, und gegen den Winter Beschwehrden davon empfindet; der nimmt Sauerteig oder Bierhefe (Gäste) und legt das darauf. Ist ein Glied schon wirklich aufgebrochen; so nimmt man gefrorene und klein gestoßene Rüben, rührt sie mit Schmelzbutter (ungesalzener Butter) über dem Feuer zusammen, und thut diese Salbe darauf; davon werden sie heil. Man legt auch wol heis gemachte Scheiben von Käse darauf; gekaute Erbsen heilen die Geschwüre auch. Man wäscht dann das Glied oft in starkem Brantewein; dann kommen die Geschwüre nicht so leicht wieder.

Gichter, (Schürken). Wenn sie Kinder bekommen, ohne daß man Blattern, oder eine Andere Krankheit zu erwarten hat; so entstehen sie meist von allzuvielem Essen, von scharfer Milch, oder von Würmern. Während des Anfalls kann und soll man nichts thun, sondern nur sorgen, daß sie sich kein Glied beschädigen. Alle Mittel helfen nichts, und

schaden leicht. Man gebe den Kindern nicht zu viel zu essen, besonders keinen Mehlbrei, und überhaupt nicht viel Mehlspeisen; lasse sie einige Tage lang etwas Rhabarbersaft nehmen, und oft werden die Gichter davon außenbleiben. Bei erwachsenen Personen sind sie schon bedenklicher, und man muß nach einem Arzt gehen. Stirbt ein Kind oder ein Erwachsener an Schürken, so muß man ihn durchaus nicht begraben, bis er anfängt zu riechen. Es sind auf diese Art schon viele Menschen lebendig begraben worden.

16) Geschlukte Sachen, die im Schlund steken bleiben. Wenn Jemand einen allzudiken Bissen im Schlund steken hat, der aber nicht scharf ist, und nicht stechen kann: so trinke man gleich Milch, Oel, oder Haberschleim, damit der Schlund recht glatt werde; man nehme ein dünnes Wachsstökgen, oder ein ganz glattes Stükgen Fischbein, tauche Alles in Oel, und schiebe damit den Bissen in den Magen hinein. Man muß es aber gleich thun, weil oft ein solcher Mensch bald wie todt niederfällt. Wäre dieß schon geschehen, der Bissen ist in den Magen herabgebracht, und er klagt noch sehr über Halsweh; so lasse man ihn noch immer lauen Thee trinken. Ließe sich das Stük nicht hinunter stoßen; so muß man versuchen, es heraus zu ziehen, welches freilich sicherer, aber auch schwehrer ist. Man versuche es erst mit den Fingern, oder mit einer kleinen Zange, und wenn dieß nicht geht; so nehme man ein Stük von einem trokenen Schwamm, das aber nicht allzu gros seyn darf. Man befestige es an einen umwikelten Drath, an ein Stük Fischbein, oder ein dünnes Stük von einer Wachskerze, bestreiche das Stük mit Oel, lasse aber den Schwamm troken, und suche ihn mit Behutsam-

keit

teil unter das Verschlukte zu schieben. Am besten ists, wenn der Kranke dabei ausgestrekt auf einem Bette, und so liegt, daß man ihm in den Schlund sehen kann. Alsdann trinkt man etwas Weniges Milch oder Wasser, damit der Schwamm im Schlund aufschwelle. Man zieht ihn dann heraus, und oft kommt das Verschlukte mit heraus. Bei Allem, was man in den Hals stekt, muß man aber die Vorsicht gebrauchen, es mit einem starken Faden an seiner Hand zu befestigen, damit es nicht aus der Hand falle, und auch im Hals steken bleiben möge. Auch den Schwamm muß man mit einem besondern Faden an seiner Hand befestigen, damit man ihn heraus ziehen könne, wenn er etwa von dem Drath losgeht. Ihr begreifet leicht, daß man nichts in den Magen hinein stoßen dürfe, was sehr spiz und scharf ist, also die Eingeweide verlezen könne. Hat sich eine Gräte, ein spiziger Knochen, eine Nadel, ein Nagel, ein Stük Glas oder dergleichen in dem Schlund festgesezt, so muß man auf alle Art verhindern, daß es nicht hinunter in den Magen gestoßen werde, es sey denn, daß der Mensch schnell erstiken wolte. Hat dieß geschehen müssen, oder ist es von selbst in den Magen herunter gegangen; so muß man gleich viel Brei, diken Schleim, Suupen essen, und schnell zu einem Arzt schiken. Bleibt so etwas Scharfes im Schlunde steken, und man kann es nicht herauf bringen, so versuche man, den Kranken durch Kizeln mit einer in Oel getauchten Feder zum Erbrechen zu reizen, man kann auch versuchen, ihn zum Niessen zu bringen, weil dadurch oft das unglüklich Verschlukte heraufgekommen ist. Eine Hauptsache dabei ist, daß der Kranke sich ruhig verhalte, still liege, und daß die Mittel zu seiner Hülfe behutsam und ohne Aengstlichkeit angewandt werden.

Weit schlimmer ists, wenn etwas in die Luftröhre herunter geschlukt, oder, wie mans nennt, in die unrechte Kehle gekommen ist. Das darf durchaus nicht ganz herunter in die Lunge kommen, wenn der Mensch nicht erstiken soll. Wäre es etwas Scharfes, Flüßiges gewesen; so trinke man viel Milch, Oel und andere schleimichte Getränke. Davon kommt immer etwas Weniges in die Luftröhre, und macht die Schärfe unschädlicher. Man esse große Bissen Brodkrumen, ganz troken, und halb gekaut; trinke immer wieder zwischen durch, und halte sich so ruhig wie möglich. Die größte Gefahr ist dabei, wenn etwas Scharfes oder Spiziges in die Luftröhre gekommen ist. Man schike, so schnell man kann, zu einem Wundarzt, und lasse ihm sagen, warum er gerufen werde, damit er die nöthigen Sachen gleich mitbringen kann. Der Unglükliche muß sich die Lage aussuchen, in der er am wenigsten zum Husten und Erstiken gereizt wird. Er muß viel schleimichte, ölichte Getränke genießen, und so ruhig wie möglich den Wundarzt erwarten. Oft wird noch nach einigen Tagen der fremde Körper aus der Luftröhre herausgehustet. Oft kann der Wundarzt durch Oefnen der Luftröhre helfen; und der Unglükliche soll sich das ruhig gefallen lassen, weil die Wunde wieder geheilt werden kann, und meist Hülfe darauf erfolgt.

17) Gift. Wenn ein Mensch noch vor Kurzem, vor einer Malzeit oder vor dem Genuß irgend einer Speise gesund und wohl war, nachher aber schnell in Lebensgefahr kommt; so ist es höchst wahrscheinlich, daß er etwas giftiges genossen habe. Ist er wirklich vergiftet; so hat er starke Neigung zum Erbrechen, Beängstigung, heftige Leibschmerzen, oder ein Brennen, wie vom Feuer im Leibe. Manchmal erfolgt ein starker oder

blutl-

blutiger Durchfall; zuweilen ist er verstopft, kann den Urin nicht lassen, der Mensch liegt da in kaltem Schweiß und äußerster Unruhe; das Gesicht ist verstellt, aufgetrieben, oder blaß und blau; die Augen sind entweder ganz trübe, oder weit heraus getrieben. Oft zittert er am ganzen Leibe, hat Zuckungen, wird ohnmächtig, die Zunge schwillt ihm oft dik auf; die Lippen werden dik und schwarz; der Nabel wird entweder tief eingezogen oder stark heraus getrieben; manchmal schwillt auch der ganze Leib, und bekommt Flekken von mancherlei Farben. Manche verlieren das Gesicht, die Sprache, den Verstand. Viele sterben bald. Wenn man nur manche dieser Zeichen, besonders das verstellte Gesicht, Geschwulst an der Zunge, oder am ganzen Leib, entsezliche Schmerzen und Brennen im Leibe, oder gänzliche Betäubung zusammen sieht; so kann man vermuthen, daß ein Mensch Gift genossen habe, wenn man auch nicht wissen kann, wo. Nun giebts zwar vielerlei Gifte; aber die Vergifteten brauchen doch nur auf zweierlei Art behandelt zu werden, je nach dem sie ein scharfes oder ein betäubendes Gift genommen haben.

Wenn Jemand ein scharfes Gift verschlukt hat; so leidet er starke Schmerzen im Magen und in den Gedärmen. Es brenne ihm wie Feuer im Hals und im Leibe. Er ist voller Angst und Unruhe; hat eine dike Zunge, hervorstehende Augen, schwarze Lippen, geschwollenen Magen, Durchlauf, brennenden Urin. Kurz: Alle seine Zufälle sind heftig und schmerzhaft. So bald man einen Menschen so sieht, so läßt man ihn den Finger in Oel getaucht in den Hals stekken, oder man kizelt ihm in dem Hals mit einer ölichten Feder, um ihn zum Erbrechen zu reizen. So schnell wie

möglich schikt man nach einem Arzt, oder Wundarzt, und läßt ihm sagen, der Kranke habe ein scharfes Gift genommen. Er muß durchaus zum Erbrechen gebracht werden, damit, wo möglich, das Gift wieder von ihm gehe, ohne ihm die Gedärme zu verbrennen. Deswegen reget man ihm den Schlund mit dem Finger oder mit einer Feder. Nun läßt man ihm sogleich irgend etwas Breyichtes geben, was es auch seyn mag, und was am Ersten zur Hand ist. — Suupe, Mehl, Brei, Brodsuppe, dike Erbsen, Schmand, u. d. gl. — Weiß man, daß es Mäusegift war, so reibt man geschwind ein halbes Pfund weise Seife klein, thut sie in einen großen Topf, gießt 5 Ort kochendes Wasser darauf, rührts durcheinander, läßts noch etwas aufkochen, und giebts dann dem Kranken Tassenweise zu trinken. Ein Erwachsener muß in 2 Stunden Alles trinken. Ein Kind von 8 bis 12 Jahren braucht nur die Helfte. Ein Kind von 4 bis 8 Jahren nur ein Viertel. Das löset das Gift auf, daß es seine tödtende Eigenschaft verliert; sonst zerfrißt und verbrennt es die Gedärme. Es ist da kein Augenblik Zeit zu verlieren, wenn man einen Menschen retten will.

Hat Jemand ein betäubendes Gift genommen; so hat er wol auch Reizung zum Erbrechen, erbricht sich auch wol: aber er hat weder große Angst noch Schmerzen, sondern allenfalls etwas brennen und drüken im Magen. Er ist betäubt wie ein Berrunkener, schwach, schwindlich und still. Manchmal lacht er wol, und redet verwirrtes Zeug, manchmal ist ihm die Zunge schwehr und stammlend. Kurz: seine Zufälle sind durchaus nicht heftig und schmerzlich, sondern Ohnmacht und Verrükung. In diesem Fall wird der

Kran-

Kranke auch zum Erbrechen gereizt. Man giebt ihm warmes Wasser oder warme Buttermilch zu trinken; und schikt schnell nach einem Arzt oder Wundarzte. Man bereitet die Schweinsblase, wie ichs vorhin beschrieben habe, füllt sie aber mit Oel, Salz und viel Essig an, und sprüzt das dem Kranken in den Hintern. Man läßt ihn in küler Luft sizen, erlaubt ihm nicht zu schlafen, sondern muntert ihn zum Sprechen und Herumgehen auf. Tücher, in Essig getaucht, schlägt man ihm um den Kopf und den Leib; und wenn die Betäubung sehr gros ist, sezt man ihn in ein kaltes Bad. Man besprüzt ihn immer mit Essig, und läßt ihn daran riechen. Er muß lauter saure Sachen, Essig und Wasser, saure Milch, Gerstenbrühe mit Essig und dergleichen trinken. Will er etwas essen, so ist Sallat mit viel Oel und Essig das beste; auch kann Sauerampfer und Spinat mit Essig gegeben werden. Alle diese Mittel muß man so lange fortsezen, bis sich die Betäubung gänzlich verloren hat, oder bis ein Arzt kommt.

Masern. Bei den Masern bekommt das Kind ein Fieber, das dem Flußfieber ähnlich ist; einen trokenen Husten, öfters Niesen, so, daß man denken solte, es sey ein starker Schnupfen auf dem Wege. Es fließt ihm ein heises Wasser aus den Augen; die Augen werden davon entzündet und schmerzen, das Gesicht schwillt ihm auf, und der Hals thut ihm weh. Am dritten oder vierten Tage erscheinen auf der Stirne und im Gesicht kleine rothe Fleken, die röther als Flöhstiche und etwas erhaben anzufülen sind. Sie bedeken schnell das ganze Gesicht, es schwillt davon auf, und manchmal gehn so gar die Augen zu. Nun kommen sie auf der Brust und am Leibe zum Vorschein, wobei Kinder öfters

aus

aus der Nase bluten. Dieß ist ein guter Zufall, der die Augen und Halsschmerzen lindert. Auch erbrechen sich die Kinder, und man solte auch dieses gehen lassen, weil oft die Kinder dadurch erleichtert werden. Würde indeß das Nasenbluten so stark, daß das Kind davon kalt würde, und wie ohnmächtig da läge, so legt man ihm ein Tuch, in Essig getaucht, kalt auf die Stirne, in den Naken und zwischen die Beine an den Leib, sezt es in ein, nur laues Fußbad, läßt es Essig oder Brantewein in die Nase schnupfen. Wenn dieß eine Zeitlang fortgesezt wird, so läßt es gemeiniglich nach. Wenn Ihr diese Zufälle an Euren Kindern sehet, so müssen sie Fleischbrühe, Eier, Mehlspeise und Brantewein wie Gift meiden. Ihr gebet ihnen lauwarmen Haberschleim, und Thee von Hollunderblüten mit Milch auch lau zu trinken; sorget, daß sie nicht verstopft seien, und wenn sie verstopft sind, so lasset ihr ihnen ein Klystier geben. Wenn das nicht hilft, so schiket nach einem Arzt. In dieser Krankheit dürfen sich die Kinder nicht verkälten, aber auch nicht zu warm gehalten werden, und sie dürfen nicht ins volle Licht sehen, wenn auch die Masern schon fast abgetroknet sind, weil die Augen sehr dabei leiden. Eine Abführung macht sie meist besser.

18) Ohnmachten. Wenn Jemand auf Einmal ohne Empfindung dahin sinkt, nichts mehr zu sehen und zu hören scheint; wenn er wie eine Leiche aussieht, und die Glieder ihm kalt werden: so löse man ihm alle Kleider auf, sprize ihm oft, und recht dreiste kaltes Wasser ins Gesicht, lasse ihn an Knoblauch, Zwiebeln, verbrannten Federn, starkem Essig, an Brantewein oder ungarischen Wasser riechen; von lezterem gebe man ihm etwas mit kaltem Wasser vermischt in den Mund, und

lege

lege ihm Tücher, damit befeuchtet, in die Herzgrube. Wenn es nicht helfen will, so steke man ihm die Füße plözlich in Wasser, das etwas mehr als lauwarm ist; lasse ihn eine halbe Stunde darinnen sizen, und reibe ihn hernach mit warmen Tüchern. Ist bei der Ohnmacht das Gesicht roth, die Adern aufgetrieben, der Othem kurz und stikend: so muß man gleich nach einem Wundarzt schiken, daß er Ader lasse; und man giebt dem Ohnmächtigen keinen Brantewein und kein ungarisches Wasser zu riechen, oder in den Mund, sondern blos Essig und andere starkriechende Sachen. Wenn solche Menschen auch Tage lang so liegen; so muß man sie doch durchaus nicht für todt halten, und etwa gar begraben, sondern nach einem Arzt schiken, und mit den angeführten Mitteln immer fortfahren.

Quetschungen, Wenn sich Jemand stark gestoßen hat, geschlagen worden oder gefallen ist; so daß er einen Schmerz irgendwo empfindet, daß der Flek mit Blut unterlaufen, blau oder braun ist: so lege man ihm Tücher in kaltes Wasser, in lauen Essig oder Brantewein getaucht, auf, die man oft abwechseln muß. Ist die Haut zugleich wund, und die Quetschung stark; so muß man gleich nach einem Wundarzte schiken, weil dergleichen Schaden gefährlicher, als eine große Wunde sind. Dieß ist noch nöthiger, wenn Jemand nach einem schwehren Fall, Schlag oder Stoß betäubt und ohne Verstand da liegt, und das Blut zu Nase und Ohren heraus läuft, oder wenn er engbrüstig und sein Unterleib stark gespannt ist: dann ist ihm vermuthlich im Kopf, in der Brust oder im Unterleib Blut aus den Adern getreten. Man hüte sich ja, einen solchen Menschen durchhizige Sachen, als Wein, Brantewein,

tewein, ungarisches Wasser oder dergleichen ermuntern zu wollen. Sie sind ihm sehr schädlich. Auch taugen die Mittel zum Niesen, das Stoßen und Schütteln, nichts. Es muß ein Wundarzt herbei, und indeß werde man nicht ungeduldig, wenn er auch lange betäubt liegt. Das Einzige, was man thun kann, ist, daß man ihm Tücher, in eiskaltes Wasser getaucht, um dem Kopf schlägt!

Rose, Rothlauf. Es ist eine Entzündung in der Haut, meist nur an einem Gliede. Die Haut wird gespannt, rauh, roth und brennend heiß; das nimmt etwa drei Tage zu, steht ein Paar Tage still, dann schuppt sich die Haut ab. Zuweilen kommt ein Fieber dazu, man wird dann recht krank, und wenn die Rose am Kopf ist; so bekommt man unerträgliches Kopfweh. Man muß sich dabei alles Fleisches, der Eier und des Branteweins enthalten, dagegen einen nicht allzu warmen Thee von Flliederblumen oder Chamillen trinken. Aeußerlich kann man Flanell, in Flliederthee oder Kamillenthee getaucht, oder Tücher mit Buttermilch lau auflegen. Dabei muß man sorgen, daß der Kranke nicht verstopft sey, muß ihm deßwegen Obst zu essen, Buttermilch, und dike Milch zu trinken geben. Man kann sich Cremor Tartari in der Apotheke holen, und ihm alle 2 Stunden einen Theelöffel voll geben.

19) Ruhr. Die gewöhnliche, die gemeiniglich im Herbste anfängt, ist ein heftiger Durchfall mit schneidenden Schmerzen im Unterleibe, und öfterem Reiz zum Stulgang, wobei mehr weißer Schleim mit Blut vermischt als Unrath abgeht. Sie entsteht meist von Verkältung, von kaltem Trinken in der Hize, vom Schlafen oder Gehen im bloßen

Hemde,

Hemde, wenn es am Tage heis war und Abends kühl wird. Das Aergste, was man dabei thun kann, ist rothen Wein, Brantewein trinken oder gar Theriak nehmen. Ein wahres Gift, das schon viele tausend Menschen getödtet hat! Bei der Ruhr ist eine ätzende Schärfe in den Gedärmen, die abgeführt und unschädlich gemacht wird. Durch diese Mittel wird aber der Körper verstopft, und, wie das Sprichwort mit Recht sagt, der reißende Wolf in den Stall eingesperrt. Die Schmerzen vermindern sich freilich nach dem Theriak, aber die Ruhr des Kranken ist eine tödtliche Ruhr. Will man also nicht gleich zum Arzte schiken, welches das beste wäre; so muß sich der Kranke ruhig zu Bette legen, die Strümpfe auch im Bett anbehalten, um sich beim Aufstehen nicht zu verkälten. Er darf nichts essen, als Habergrüze, Wassersuppe von Reiß, Gerstengraupen, Kerbel oder Grieß, und recht oft, auch, wenn er keinen Durst hat, eine Tasse voll Kamillenthee trinken. Nun läßt er sich eine Abführung von Jalappen in der Apotheke holen, und nimmt sie auf 3 mal in Einem Tage mit Kamillenthee. Kindern giebt man die Helfte, und kleinen Kindern ein drittel von der Abführung. Ein Erbrechen, das etwa darauf folgt, schadet nicht. So fährt man 3 Tage nach einander fort. Sind die Schmerzen sehr heftig; so kann man Kamillenblumen in Milch kochen, ein Stük Flanell hineintunken und es lau auf den Leib legen. Nach 3 Tagen läßt man Leinsamen knirschen, gießt kochendes Wasser darüber, und trinkt von Zeit zu Zeit eine Tasse voll wie Thee. Doch darf keine Milch dazu, und überhaupt keine genossen werden. Wenn sich der Kranke dabei ruhig und warm hält, nichts als dünne Wassersuppen isset; und den 5ten Tag wieder eine mäßige Ab-

führung nimmt, so wird es um den 6ten Tag besser werden. Geschieht dieß aber nicht, so muß man durchaus zu einem Arzte schiken; denn es ist vermuthlich noch eine andere Krankheit dabei, oder es ist nicht frühe genug gebraucht worden. Es kann nun leicht der Brand in die Gedärme kommen. Reinlichkeit ist bei dieser Krankheit vorzüglich nöthig, weil sogar der Geruch ansteckend ist. Die Fenster müssen oft geöfnet, es muß mit Essig oder Wachholderbeeren geräuchert, und der Unrath der Kranken muß sogleich weggeschaft werden. Wer das alles thut, kommt gewis leicht durch.

Schlag, Schlagfluß. Wenn ein Mensch plözlich hinsinkt oder zu Boden stürzt, und dann Sinnlos wie im tiefen Schlaf liegt; so vermuthet man, daß ihn der Schlag gerührt habe. Dabei muß man nun zweierlei genau untersuchen. Ist ihm das Gesicht roth unterlaufen, die Adern am Kopf und Hals aufgetrieben; hat er Hize, einen vollen Puls, geschwollenen Hals, und ein Röcheln in der Brust: so schike man, so geschwind es irgend möglich ist, nach einem Wundarzt. Indeß bringe man ihn an die frische Luft, und löse ihm alle Kleider und Binden auf. Man lege ihn aufrecht, so, als ob er bequem säße; der Kopf bleibt unbedekt, die Beine hangen nieder, und werden über den Knieen mit breiten Kniebändern unterbunden. Wein, Brantewein und alle hizige Sachen sind ihm schädlich; auch darf man ihm nichts Starkes zu riechen geben, auch nichts, was ihn zum Niesen reizen könnte. Er muß nicht warm, sondern kühl, ruhig, ungerüttelt und ungerieben sizen. Geht es an, so kann man ihm Essig mit Wasser durch eine Schweinblase in den Hintern spritzen; ihm auch mit warmem Essig die Fußsolen reiben, und dann Sauerteig mit Senfmehl

mehl oder auch ohne Senfmehl auf die Fußsolen legen. So muß man ihn sizen lassen, bis der Wundarzt komme. Ist aber kein Zeichen der Vollblütigkeit da; das Gesicht nicht roth, sondern vielmehr blaß und kalt, das Athemholen ziemlich frei, und ein leichtes freiwilliges Erbrechen zu bemerken; so kann man dem Kranken etwas zu riechen geben, ihn mit Wasser und Brantewein waschen, ihn sanft mit warmen Tüchern reiben. Man muß aber schnell zu einem Arzt schiken, weil hier durchaus starke Abführungen nöthig sind, die der Arzt verschreiben muß. Wäre aber nicht so schnell ein Arzt zu erlangen; so hole man sich ein Paar starke spanische Fliegenpflaster in einer Apotheke, und lege sie dem Kranken auf die Waden, nachdem man vorher die Stelle mit warmem Essig gerieben hat, bringe zugleich etliche Abführungen von englischem Salz mit, die einen Tag um den andern gegeben werden. Am besten aber ist es, nach einem Arzt zu schiken, weil sonst leicht wenigstens eine Lähmung zurük bleibt. Wenn ein Mensch am Schlage gestorben zu seyn scheint, darf man ihn ja nicht begraben, bis er anfängt zu riechen. Es sind manchmal solche Todtscheinende nach einigen Tagen wieder zum Leben gekommen.

Schmerzen. Manchmal wird ein Mensch auf Einmal von so heftigen Schmerzen befallen, daß er sich kaum mehr besinnen kann. Um sich geschwinde zu helfen, trinke man viel laues Wasser, mit dem vierten Theil Milch vermischt, seze den Kranken in ein laues Bad, bewikele den schmerzenden Theil mit Flanell, oder wenn er Wärme vertragen kann, so bedeke man ihn mit einem warmen Brei von Semmelkrumen in Milch gekocht, und mit etwas Baumöl oder Leinöl vermischt. Zuweilen hilft es, wenn man in die Biegung des

Ellenbogens oder des Kniees, wo der Schmerz ist, gerlebenen Meerrettig oder Knoblauch in dünnem Leinwand legt, daß der Saft durchdringen und an die Haut kommen kann. Auch an den Kopf legt man's, wenn man den Schmerz am Kopf fült. Wenn dieß nicht hilft, so schike man nach einem Wundarzt, daß er eine Ader schlage, wornach sich gemeiniglich der Schmerz stillt.

20) Stikfluß — ist ein schneller Zufall von Engbrüstigkeit, wobei der Kranke gemeiniglich röchelt, keinen Othem hat und erstiken will. Man läßt ihn warme Essigdünste einathmen; oder wenn er dieß nicht kann, so gießt man oft Essig auf glühende Steine, daß die Stube voll von dem warmen Essigdampfe wird. Vor allem aber sucht man Erbrechen zu erregen, welches die Brust von dem vielen Schleim befreit. Man reizt ihn im Hals mit einer, in Oel getauchten, Feder, und läßt ihn Bier mit Baumöl oder laues Wasser mit ungesalzener Butter trinken. Man legt ihm gequetschten Meerrettig oder Knoblauch auf die Fußsolen und die Waden. Ist es ein Kind; so nimmt man gebratene Zwiebeln, mit Gänsefett oder Butter gerieben, und legt es eben dahin. Die Brust reibt man ihm mit warmen Tüchern, und sezt dieß Alles fort, bis der Kranke wieder ordentlich athmen kann. Man schikt aber auch gleich zu einem Arzt, weil oft der plözlichste und schrekklichste Tod auf einen solchen Zufall folgt. Auch solche Kranke, die an einem Stikfluß gestorben sind, muß man nicht begraben, bis sie riechen. Sie kommen manchmal auch nach einigen Tagen wieder zum Leben.

Toller Hundsbiß, oder Wasserscheue. Dieß ist eine so fürchterliche, unheilbare Krankheit, daß Jederman alles

alles Mögliche thun solte, um ihr vorzukommen. Man hat wol sonst geglaubt, es werde kein Hund toll, wenn man ihm den Tollwurm schneide; allein dieß ist falsch. Was man dem Hund heraus schneidet, ist kein Wurm, sondern eine Sehne an der Zunge, die ihm zum trinken nöthig ist; im Preußischen hat man die Sache untersucht, und es hat sich gefunden, daß viele Hunde doch wütend worden sind, denen der so genannte Tollwurm geschnitten war. Ein sicheres Mittel gegen die Wuth ist es, wenn man die Hunde für allzustrenger Kälte und Hize verwahrt, ihr Lager reinlich hält, und dafür sorgt, daß sie immer frisches reines Wasser zum trinken haben. So bald ein Hund traurig wird, sich niederlegt, als wenn er umfiele, und doch nicht schläft, sondern beim Liegen Unruhe zeigt, Schwanz und Ohren hängen läßt, mit trüben oder starren Augen umher sieht, und wenig oder nichts genießen mag: so muß man ihn entweder gleich tödten, oder ihn an eine starke Kette legen; und Jedermann muß sich hüten, daß er ihm nicht zu nahe komme, weil schon jezt ein Biß gefährlich ist. Ehe 24 Stunden vergehen, bricht die wahre Tollheit aus, die Jeder kennt. Hätte ein solcher Hund Jemand auch noch so leicht gebissen, nur die Haut aufgerizt; wäre ihm nur von dem Geifer, der eigentlich so ansteckend ist, etwas auf die Haut gekommen: so kann der Mensch toll werden. Auch das Fleisch und die Milch von Thieren, die ein wüthender Hund gebissen hat, kann ansteken; man muß sich also auch dafür hüten. In dem Augenblik, da ein Mensch gebissen wird, muß er die Wunde mit seinem eigenen Urin, und, so oft es möglich ist, in frischem Wasser waschen. Er muß aber sorgen, daß ihm nichts von dem Geifer an die bloße Haut komme;

noch vielweniger darf er sich die Wunde aussaugen. Auch das Linnen, womit er sie ausgewaschen hat, oder die Kleidungsstüke, die mit dem Geifer des Hundes beflekt sind, müssen weggethan und verbrannt, oder ganz tief vergraben werden, weil dieses Alles ansteken kann. Das Bluten der Wunde soll man durchaus nicht verhindern, sondern sie bluten lassen; indeß so eilig wie möglich nach einem Wundarzt schiken. Auf die Schnelligkeit der Hülfe kommt sehr vieles an; allein der Gebissene selbst darf nicht dahin eilen, weil ihm alle Erhizung sehr schädlich ist. Bis der Arzt oder Wundarzt kommt, nimmt man laues Wasser, thut in jedes Maas eine Handvoll Salz und 3 Eßlöffel voll braune Seife, und wäscht damit die Wunde öfters aus. Verzöge der Wundarzt über ein Paar Stunden, oder der Gebissene fült, daß die Schmerzen aus der Wunde nach dem Naken und Kopf ziehen; muß er öfters gähnen, und hat leichten Frost: so legt man zerriebenen Meerrettig oder gequetschte scharfe Zwiebeln auf die Wunde, um das Gift wieder dahin zu ziehen. Noch besser ists, wenn Jemand den Muth und die Liebe hat, die Narben der Wunde mit einem scharfen Messer, nicht tief, aber an recht vielen Orten aufzuritzen, so daß sie wieder recht zu bluten anfängt. Man stekt dann das verwundete Glied in laues Wasser, um das Bluten zu unterhalten, und wenn die Wunde ausgeblutet hat, so legt man braune Seife, dik auf ausgezupftes Linnen gestrichen, darauf, und läßt den Kranken viel warmen Thee trinken. Indeß darf der Kranke nichts Hiziges, keinen Branntewein, Wein, Kaffee oder dergleichen genießen, sondern nur Wasser mit Essig oder Milch, oder Haberschleim trinken; man muß ihn in eine kühle, luftige Stube bringen, ihm nicht bange, sondern

Muth

Muth machen; und wenn der Wundarzt kommt, so muß er pünktlich thun und leiden, was dieser für nöthig findet, wenn es auch noch so schmerzlich seyn solte. Wer wolte nicht lieber ein Paar Stunden Schmerzen leiden, als in der Gefahr bleiben, daß er in Hundswuth auf eine schreckliche Art sein Leben ende! Auch wenn eine Wunde schon geheilt war, und wieder schmerzt, jukt, oder der Ort aufschwillt; so muß man gleich zu einem Arzt oder Wundarzt schiken, weil das ein Zeichen ist, daß nicht alles Gift aus dem Körper herausgebracht ward.

Was ich Euch hier sagte, könnt Ihr noch ausführlicher in dem Anhang zu dem Fürstlich Lippischen Kalender von 1791 finden, in den es auf Befehl des Lippischen Landesherrn gemacht und eingerükt worden ist.

21) Wunden. Wenn große Nerven, Adern oder Sehnen zerschnitten sind, wenn sich Jemand stark am Kopf oder am Unterleib verwundet hat, so muß man gleich nach einem Wundarzt schiken, und die Wunde von diesem geheilt werden, wenn der Verwundete nicht den Gebrauch seiner Glieder oder gar sein Leben wagen will. Ist es aber eine Fleischwunde, so tief sie auch seyn mag; so kann sie sich Jeder selbst und leicht heilen. Er braucht dabei nicht einmal künstliche Pflaster und Salben, die gemeiniglich die Wunde nur schlimmer machen. Er lasse sie nur etwas bluten, drüke sie dann zusammen, lege ein Hefpflaster, allenfalls nur von Pech oder Leim darauf, und binde sie zu; oder er lege Zunder von verbranntem Papier darauf, und lasse es liegen, bis es abfällt; oder anfangs streiche er Honig ohne Mehl auf zusammen gelegtes Linnen, lege das auf die frische noch blutende Wunde,

ohne sie abzuwaschen, ohne irgend etwas daran zu thun; und mache alle 6 bis 8 Stunden, und dann alle 24 Stunden ein neues Pflaster darauf. Oft heilt sie blos davon völlig; besonders wenn der Verwundete sonst gesunde Säfte hat, und in gesunder Luft lebt. In ungesunder Luft werden alle Wunden gleich schlimmer. Wenn sich die Wunde entzündet, und das verwundete Glied sehr roth wird; so legt man einen Bret von Semmel, in Milch gekocht, warm über das Pflaster darauf, und wiederholt dieses des Tages etliche mal, ohne die Wunde zu berühren. Sind die Schmerzen gar zu stark, so legt man Tücher, in warmes Oel getaucht, darauf. Der Verwundete darf aber durchaus nichts Hiziges trinken, kein Fleisch, keine Fleischbrühe, sehr wenig Salz und keine Eier essen, sondern muß sich mit wenigem Gemüße und Gersten- oder Haberschleim behelfen.

Wurm am Finger. Es entsteht dabei ein starker Schmerz mit Hize, Röthe, Pochen und Geschwulst im Finger, der zuweilen den ganzen Arm einnimmt. Zulezt folgt ein Geschwür, das aufbricht, und wovon der Nagel abfällt. Wenn man den Schmerz merkt; so muß man viel Hize an den Finger bringen. Man stekt ihn in warmes, und manchmal einen Augenblik in ganz kochendes Wasser; man hält ihn den Ersten Tag immer über den Dampf von kochendem Wasser; man zerdrükt mit dem Finger große Bohnen in dem Wasser, worinnen sie gar gekocht sind, so oft und so heis, als man es irgend leiden kann. Man hält den Finger in eine sehr heiße Lauge von Weinrebenasche, so lang als möglich, und gießt immer heiße Lauge zu. Entweder verschwindet dann der Schmerz, oder es entsteht eine Blase, die man öfnet, damit das scharfe

Was-

Wasser heraus laufe; dann stekt man den Finger wieder in die Lauge, bis Alles herausgezogen ist. Es soll auch gut seyn, wenn man zuweilen weiße Feldrüben alle zwölf Stunden um den Finger bindet. Alles dieses muß aber in den Ersten zwei Tagen geschehen, wo man Schmerz empfunden hat; hernach ist es zu spät. Nach dieser Zeit ist es am besten, den Finger immer in warme Milch, mit Baumöl vermischt, zu halten. Kann man dieß aber nicht, so salze man einen Eydotter recht stark, rühre ihn so lang um, bis das Salz geschmolzen, und er recht flüssig ist. Dieß streiche man auf Leinwand, wikle es um den Finger, und lasse es 48 Stunden liegen, ohne es abzunehmen; bis sich der Eiter eine kleine Oefnung durch die Haut gemacht hat. Man drükt dann den Eiter heraus, und heilt den Finger mit Honig, oder mit einem Pflaster zu. Gelingt dieß nicht, so muß man sich ihn von einem Wundarzt aufschneiden lassen, und es nicht für eine Kleinigkeit ansehen. Vielen hat schon deswegen der Finger, und Manchen der ganze Arm abgenommen werden müssen.

22) Doch, die Vorsorge für Kranke muß nicht blos so lange dauern, als sie zu leben scheinen. Manchmal scheint ein Mensch wirklich todt, und ist es nicht. Man muß da wissen, wie man ihn wieder zum Leben bringt; und man muß darauf achten, daß ja Keiner lebendig begraben wird, wie man schon so manches schrekliche Exempel hat. Findet man einen erfrorenen Menschen, so hüte man sich um Gottes willen, ihn in eine warme Stube oder in ein warmes Bett zu bringen. Gefrorenes Obst verdirbt gleich, wenn man es ins Warme bringt, und ein starr gefrorener Mensch stirbt im Warmen gewis, wenn er auch noch nicht todt ist. Man scharre ihn vielmehr

mehr sogleich in Schnee, daß nur Mund und Nase frei bleiben, oder lege ihn in einen Trog, und gieße eiskaltes Wasser auf ihn, doch auch so, daß Mund und Nase nicht bedekt werden. Auf diese Art hat man Menschen wieder zum Leben gebracht, die seit 4 bis 6 Tagen erfroren waren. Hätte also auch ein Mensch schon lange gelegen, so lasse man doch dieß leichte Mittel nicht unversucht. Wenn der Körper eines solchen Menschen in dem kalten Wasser aufthauet, so legt sich eine Eisrinde um ihn her wie um gefrorenes Obst. Sobald diese Eisrinde wieder aufgethauet ist, so lasse man aber ja nach und nach Wärme an ihn kommen. Man bringt ihn langsam in eine, nicht allzukalte, aber ja nicht in eine warme Stube. Ueber 6 Menschen dürfen nicht in die Stube kommen. Ist Sonnenschein, so sucht man ihn so zu legen, daß ihn bei offenen Fenstern, wenn es nicht allzu kalt ist, die Sonne bescheinen kann. Der Kopf muß aber hoch, und die Beine sehr tief liegen. Jezt reibt man ihn stark mit wollenen Tüchern, die mit kaltem Brantewein angefeuchtet sind, man legt Pferdemist, Strohmist, mäßig warme Asche, oder so etwas um den ganzen Körper herum, nur daß der Kopf frei bleibt; gebakene Steine läßt man warm machen, umwikelt sie mit wollenem Zeug, und legt sie ihm auf die Fußsolen. Wenn dieß nach einer guten halben Stunde nicht helfen will, so fängt man das Reiben wieder an. Wenn sich ein junger gesunder Mensch bei ihn legte, und, so viel möglich, alle Glieder des Kranken berührte; so wäre das die beste Erwärmung. Kurz: man thut alles Mögliche, um ihn zu erwärmen, ohne die schädliche Stubenwärme, in der er nie wieder zum Leben kommen würde. Aber das ist nicht genug. Man muß

auch

auch suchen das Leben wieder aufzureizen. Man bläset ihm deßwegen mit einem kleinen Blasebalg oder durch eine hölzerne Pfeifenröhre Luft in das Eine Nasenloch, das Andere und der Mund wird indeß zugehalten. Wenn etwas Luft eingeblasen ist, so drükt ein Anderer sanft auf die Brust, um die Luft wieder heraus zu drüken, wie es beim Athmen geschieht. Man kocht eine Handvoll Rauchtobak mit einem guten Ort ($\frac{1}{4}$ Maas) Wasser, thut etwas Salz dazu, wenn es gekocht hat und lauwarm worden ist, so gießt manes in eine Schweinsblase, bindet ein hölzernes Pfeifenrohr fornen fest daran, beschmiert es mit Oel, steckt es dem Kranken in den Hintern und drükt die Tobakobrühe aus der Blase heraus. Man kizelt ihn in der Nase und in dem Halse mit einer Feder, die in Oel getaucht ist. Indeß muß das Reiben und Erwärmen immer fortgesezt werden; und man muß Alles, wenigstens 8 Stunden lang, fortsezen, wenn auch der Kranke noch kein Lebenszeichen von sich giebt. Fängt er an zu athmen; so bringt man ihn nach und nach in eine etwas wärmere Stube, die aber vorher rechts ausgelüftet worden ist. Man legt ihm warme Tücher mit dem stärksten Branteswein zwischen die Schenkel, giebt ihm auch wol ein Paar Tropfen Fleischbrühe, Wein oder Branteswein in den Mund.

Auf ähnliche Art behandelt man Erhängte, Erstikte und Ertrunkene. Es ist ein böses und äußerst schädliches Vorurtheil, daß der Teufel die Menschen getödtet habe, die blau und roth im Gesicht aussehen, denen wol die Zunge aus dem Halse hängt, und die Augen vor dem Kopfe liegen. Sie sind von bösen Dünsten, etwa vom Gewitter, von falschem Bierdunst oder vom Kolendampf erstikt. Wenn man

nur

nur um sich sieht, oder sich erkundigt, wo man die Unglüklichen gefunden hat; so wird man bald merken, wovon sie erstikt sind. Meist sind sie noch nicht todt, und man kann sie wieder zum Leben bringen, wenn man nur das Seinige thut. Eben so unrecht und unmenschlich ist es, einen unglüklichen Menschen nicht abschneiden, oder aus dem Wasser ziehen wollen, weil er Hand an sich selbst gelegt hat. Wenn ein Mensch im hizigen Fieber aus dem Bett sprünge, und sich ins Wasser stürzte, oder sich sonst ein Leid anthäte; wer würde nicht herbei eilen, um den Unglüklichen vom Tode zu retten? Warum solte man es denn nicht einem Menschen thun, der in ähnlicher Verrükung Hand an sich selbst gelegt hat? Wäre er aber auch nicht so verrükt, und wolte sich aus Verdruß das Leben nehmen; so thut er freilich Unrecht: aber ein Trunkenbold thut auch Unrecht, wenn er so viel Brantewein säuft, daß ihm etwa ein Flämmgen aus dem Halse schlägt, und man gießt ihm doch Milch oder Oel ein, und sucht ihm zu helfen. Das wird denn auch jeder gute, Chriſtliche Mensch bei Solchen thun, die sich erhängt oder sich selbst ins Wasser gestürzt haben. Man schneidet ihn gleich und recht sanft ab, oder zieht ihn aus dem Wasser, so bald man ihn findet. Beim Fortbringen darf man ihn wenig bewegen; man schneidet ihm die Kleider vom Leibe und macht ihm Alles los. So legt man ihn über ein wollenes Tuch auf die Erde, oder auf einen Tisch, mit der Brust und dem Kopfe etwas hoch. Jezt wird er behandelt, wie es vorhin bei den Erfrorenen beschrieben ist; nur daß man einen Erhängten, Ertrunkenen und Erstikten natürlich nicht in Schnee oder kaltes Wasser zu legen braucht, sondern gleich mit Reiben und langsamer Erwärmung anfängt. Nur bei Erstikten hat man noch ein treffliches Mittel, das schon sehr

oft

oft geholfen hat. Man erkennet sie daran, wenn das Gesicht braun und blau, und der Bauch aufgeschwollen ist; wenn die Adern aufgetrieben sind, und die Augen vor dem Kopfe liegen. Sie sezt man nemlich auf einen Stul, zieht ihnen die Kleider aus, und wirft ihnen unaufhörlich eiskaltes Wasser aus großen Gläsern oder aus Töpfen ins Gesicht und in die Herzgrube. Es ist gut, wenn dieß mehrere Menschen thun, damit das Begießen gar nicht aufhöre. Je kälter das Wasser, und je heftiger es geworfen wird, je eher hilfts. Das Reiben, Erwärmen und Lufteinblasen wird zwischen durch auch fortgesezt. Wenn auch der Kranke anfängt zu athmen, so darf man das Sprizen noch nicht unterlassen; denn man hat Beyspiele, daß man zu frühe aufgehört hat, und daß der Kranke wieder in seine alte Erstarrung gefallen ist. Wird aber Alles 8 bis 10 Stunden lang und unermüdet fortgesezt; so sind auf diese Art schon viele hundert Menschen gerettet worden, die man für todt hielt; und es muß ja unbeschreiblich wohl thun, einem Menschen, einem seiner Brüder oder Schwestern, das Leben gerettet zu haben.

23) Aber schon daraus sieht man leicht, daß ein Mensch wie todt da liegen, nicht mehr athmen, keinen Puls mehr haben, und daß doch noch Leben in ihm seyn kann. So ists denn auch in anderen Krankheiten, in Schlagflüssen, Gichtern, Krämpfen, Stikflüssen, starken Ohnmachten, und überhaupt in allen schnellen Krankheiten. Menschen können da manchmal 3 bis 4 Tage, wie todt, liegen; und sie haben immer gelebt, kommen auch wieder zum Leben, und haben wol gar in der Zeit Alles gehört, was um sie her geredet worden ist. Noch im Jahre 1791 starb der Pfarrer zu Jassorf, und man begrub

ihn

ihn sehr schnell. Verschiedene Leute hörten indeß ein Getöse in dem Grabe, zeigtens auch an, aber man lachte sie aus und öfnete das Grab nicht. Endlich aber, als es von Mehreren bestätigt wurde, öfnete man das Grab, und fand den Unglüklichen zwar todt, aber er lag auf dem Bauche. Dahin hatte er sich in der Angst gewälzt, um sich zu helfen. Ein Doktor in Bayern, der noch lebt, wurde in seiner Jugend zu Ingolstadt krank, und fiel auch in eine Erstarrung, daß man ihn für todt hielt. Er wurde wie ein Todter ausgekleidet, gewaschen, und auf ein Brett gelegt. Denket, wie es ihm seyn mußte, da er Alles hörte, sah und fülte, aber schlechterdings keine Bewegung machen und keinen Laut von sich geben konnte! Endlich in der Nacht vor seinem Begräbnißtage strengte er sich so lange an, bis er sich wieder rühren konnte. Er war nicht im Stande, seine Hände zu brauchen, die mit Wachs und einem Rosenkranze fest verknebelt waren. Endlich bäumte er sich doch so stark, daß er eine neben ihm stehende Lampe umstieß. Die Wächter kamen herein, erschraken, liefen fort, kamen aber doch wieder zurük; und endlich glaubte man es, daß er wieder lebe, und machte ihn von seinen Banden los. Man hat Beispiele, daß Menschen 6, 7 Tage lang so erstarrt, wie todt, da gelegen haben, und doch wieder lebendig worden sind. Viele Andere fand man zwar schon todt, weil man den Sarg zu spät öfnete, aber sie hatten sich das Gesicht zerkratzt, die Finger zerbissen, und in Augsburg hatte sich gar eine Jungfer alle Finger der rechten Hand abgebissen. Denket denn, wie schrekklich es wäre, seinen Mann, sein Weib, sein Kind, oder irgend Jemand, der uns im Leben nahe und lieb war, lebendig begraben zu lassen. Welch einen entsezlichen Tod muß so ein

armer

armer Mensch sterben, wenn er im Sarge wieder erwache, wo ihn Niemand hören kann, und er so recht langsam ersticken muß! Es würde sich Jeder der Sünde fürchten, einen ganz fremden Menschen zu ersticken; und wir solten das an den Unsrigen auf eine so grausame Art thun? Nein; das will gewis kein guter Mensch, kein Christ. Zwar ist hier im Lande eben deswegen die weise Verordnung gemacht, daß Niemand vor dem dritten Tage begraben werden solle. Aber auch nach dem dritten Tage, ja sogar am 6ten, 7ten Tage können Menschen wieder zum Leben kommen. Wenn Ihr also sicher seyn wollt, die entsezlichste aller Unmenschlichkeiten nicht an Einem der Eurigen zu begehen: so lasset das Gestorbene wenigstens 12 Stunden noch ruhig in dem Bette liegen, in dem es gestorben ist. Schon durch das Heraustragen, und das Liegen in der Kälte kann der Mensch sterben, wenn er auch noch nicht todt ist. Begrabet aber Keins eher, als bis es anfängt zu stinken, bis das Fleisch weich und teiglicht und der Unterleib aufgedunsen ist. In kleinen Häusern, die nur eine Stube haben, wird es freilich schwehr halten, so lange zu warten: aber vielleicht findet Ihr bei einem Nachbarn einen Plaz, wo Ihr indessen seyn und schlafen könnet. Es wacht denn nur Eins bei dem Todten. Vielleicht giebt ein guter Meyer seinem Einlieger ein Kämmergen, worinnen er so lange wohnt. Man kann auch zur Noth mit dem Todten in einer Stube seyn, ehe er riecht. Muß er durchaus begraben seyn; so lege man ihn in das Grab, aber man fülle es nicht mit Erde aus. Ueber die Oefnung des Grabes seze man ein kleines bewegliches Gehäuse, in der Gestalt eines Dachs. Das Gehäuse wird von 4 Bohlenstüken gemacht, die gerade in die Höhe stehen, und es muß in der Länge und Breite einen halben Fuß

über das Grab heraus stehen. In den 4 Ekken werden Pfosten festgenagelt, und in der Mitte 3 oder 2 Stege angebracht, damit sich das Gehäuse nicht verschieben kann. Auf dieß Gehäuse macht man von leichten dünnen Brettern ein kleines Dach, an dem unten und oben 2 Schieber sind, um genug Licht zu haben, wenn man nach dem Todten sehen will. Auf beiden Seiten wären 2 Traghölzer, die man durch 4 Kloben durch schiebt und es daran fortträgt; es würde schwarz angestrichen. Ein solches Gehäuse kann nicht viel über 2 Thaler kosten, und die Leute an einem Orte können leicht zusammen legen, um es sich anzuschaffen. Man sezte es auf das Grab; es versteht sich aber, daß der Dekel des Sargs recht leicht, und nicht fest zugemacht seyn müßte. Von Zeit zu Zeit gienge der Todtengräber oder die Nachbaren, die das Grab gemacht haben, hin, öfneten die Schieber, und sähen, ob sie keine Veränderungen fänden. Nach 4 bis 5 Tagen gienge Jemand in der Stille hin, und scharrte das Grab zu, wenn sich keine gefunden hätte. So kann sich doch der Begrabene helfen, wenn wieder Leben in ihm erwachen solte. Wenigstens ist Alles dieses besser, als daß man wagt, ihn lebendig zu begraben, und ihn so auf die allerentsezlichste Art erstiken zu lassen. Wer es weiß, wie oft dieß schon geschehen ist, und nur noch ein menschliches Herz hat; der übernimmt lieber die größte Beschwehrlichkeit, ehe er Eins der Seinigen dieser Gefahr ausseżt. „Was Ihr nicht wollt, daß man Euch thue, das thut auch Andern nicht;“ sagt Jesus. Und denket wie es Euch wäre, wenn Ihr lebendig in dem schwehren Sarge läget, und erstiken müßtet. Wer Ohren hat, zu hören, der höre! —

Das

Dritter Abschnitt.

Das Nöthigste vom Landbau und der Viehzucht.

Inhalt.

1) Von der Erde überhaupt, und deren verschiedenen Eintheilung, in Absicht des Akerbaues.

2) Von besondern Kennzeichen der verschiedenen Akererde, nach deren Gattungen und besondern Eigenschaften.

3) Eintheilung der Erdarten, in Ansehung der Verbesserungen.

4) Von Verbesserung der Erdarten überhaupt.

5) Und zwar der leichten mit Mergel und der schweren mit Erde.

6) Von Verbesserung der Felder mit Saide.

7) Von gehöriger Begailung der Felder.

8) Von guter Bestellung der Felder, besonders vom Akern und Pflügen.

9) Vom Säen und Eggen.

10) Von Vermehrung der Wiesen.

11) Von Verbesserung der Wiesen.

12) Von der Viehzucht überhaupt.

13) Von der Viehzucht insbesondere.

1.

Von den verschiedenen Arten des Landes oder der Erde.

Wenn man etwas bearbeiten will; so muß man es kennen, sonst versteht man nicht, wie man es bearbeiten soll. Für den also, der das Land bauen will, ist es eine Hauptsache, daß er sein Land kennt. Man theilt das Land auf verschiedene Art ein; entweder nach dem, was es hervorbringt, und da giebt es gutes, mittelmäßiges und schlechtes Erdreich. Oder nach den verschiedenen Theilen, woraus das Land besteht; und da giebts 1) gutes, tieferdiges; 2) leimiges, 3) sahles oder weißes, 4) mohriges, 5) thoniges, 6) kleyiges, 7) sandiges Land, 8) kalksteiniges Kleeland, und 9) leberfarbiges Kleeland.

Natürlich heißt gutes, mittelmäßiges und schlechtes Land nicht an Einem Orte das, was es an dem Andern heißt. In einer guten Gegend heißt das Land vielleicht mittelmäßig, was in einer schlechten Gegend schon gut heißt; aber überall nennt man doch das einen guten Aker, der alle Arten von Kornfrüchten, und vorzüglich nach dem Roggen oder Weizen auch gute Gerstet trägt. Ein mittelmäßiger Aker heißt der, in dem entweder der Roggen nicht recht fort kommt, oder der nach dem Brachroggen nicht allezeit sicher gute Gerste trägt. Unter dem schlechten Boden versteht man Land, in dem der Roggen nicht geräth, oder das nach dem Brachroggen gar keine Gerste, sondern nur Haser und Buchweizen trägt.

Die

Die zweite Eintheilung lehret uns den Aker nach den verschiedenen Erdarten kennen, woraus er, zwar nicht ganz, aber doch größtentheils besteht. So heißt derjenige Aker, dessen Hauptbestandtheile meist Leimen sind, und der wenig Sand oder andere Erdtheile enthält, ein leimiger, — der Aker, der meist thonige Erdtheile hat, ein thoniger — und der, der meist kleiige hat, ein kleiiger Grund, wenn schon etwas von andern Erdtheilen darunter ist. An dieser Kenntniß ist das Meiste gelegen, weil in den verschiedenen Erdarten der Grund von der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Akers liegt. Man muß also diese Erdarten recht kennen, und bestimmt von einander unterscheiden lernen, weil man sich in Bestellung seines Akers darnach richten muß.

2.

Kennzeichen der verschiedenen Erdarten.

Ein gutes, tiefердiges Land ist dasjenige, welches von sich selbst die Kraft hat, alle Arten von Früchten und Gewächsen in reichem Maas, bei geschehener gehöriger Bestellung, hervor zu bringen. Der Farbe nach ist es entweder schwarz, grau, schwarzbraun oder auch wol braunroth; doch muß man nach diesen Farben nicht allein urtheilen, weil es auch schlechte Erdarten von diesen Farben giebt; als die schwarze Mohrerde, der rothe oder bräunlichte Kley. Man muß die übrigen Kennzeichen dazu nehmen. Nemlich das gute Land muß von der Sonnenhize eben so wenig als nach dem Regen seine eigen-

thümliche Farbe verlieren; es muß sie behalten, und nach dem Regen muß sie sich nur etwas mehr erheben. Es muß bei trokenem Wetter nicht leicht aufreißen oder zerspringen, nach dem Regen nicht sogleich kothig oder schmierig werden, sondern vielmehr die Nässe einschluken, auch lange bei sich behalten. Wenn nach dem Regen warmer Sonnenschein folgt, so muß es einen angenehmen, erquikenden Geruch von sich geben; und in der Bearbeitung muß es milde, loker, fettigl und ein wenig sandig seyn.

Der leimige Boden ist, der Farbe nach, roth, gelb oder fahl, und je weniger er mit Sand oder andern guten Erdtheilen gemischt ist, desto schlechter ist er zu Erzeugung der Früchte. Doch ist der ganz rothe der kälteste, und der gelbe, so eisenschüßige Theile hat, welche wie Rostfleken dazwischen aussehen, der schlechteste, weil diese Eisentheile eine den Früchten schädliche Säure mit sich führen. Nach der Farbe allein kann man indeß nicht urtheilen, weil sich diese durch Düngen und Bau des Akers ändern kann: aber der leimige Boden wird bei trokener Witterung in der Oberfläche leicht bindend und hart, nimmt den Regen zwar auch leicht an, lässet ihn aber nicht gerne durch, und in den Grund ziehen, sondern er wird nach dem Regen leicht schmierig, und die Oberfläche wie ein Brey, wodurch es denn eben kömmt, daß auf solchen Leimenfeldern, so wol bei vieler Nässe als Dürre, die Früchte leicht mißrathen und der Baarfrost sie aufzieht. Uebrigens ist er in der Bearbeitung nicht schwehr, sondern fast zu allen Zeiten, wenn er nur nicht zu naß ist, leicht zu pflügen und zu eggen.

Der

Der sahle oder weiße Boden ist eine sehr leichte Erdart; gar nicht zähe oder gebunden, sondern sehr loker. Sie nimmt den Regen gerne an, er vertroknet aber auch bald wieder, weil der Boden zu lose ist, und also die Winde und Sonne ihn gleich durchdringen; darum thun auch die Baarfröste denen darin stehenden Früchten leicht Schaden, die Winde aber wehen die Erde von den Wurzeln ab, und die Winterfrucht, die nicht vom Baarfrost aufgezogen worden, fällt hernach größtentheils um, und vertroknet. Auch er macht in der Bearbeitung wenig Mühe.

Die mohrige Erde, ist der Farbe nach schwarz, und außer der Nässe, die mit ihr insgemein verbunden ist, hat sie alle üble Eigenschaften der vorigen Erdarten; nur mit dem Unterschiede, daß sie bei Regenwetter leichter schmierigt wird, die Feuchtigkeit aber auch länger in sich behält, als jene.

Das thonigte Erdreich hat verschiedene Farben; es sieht theils weißlichsahl, blau, grünlich, braun, röthlich, und schwärzlich aus. Diese Farben finden sich nicht Alle in allen Thonlanden; gemeiniglich sieht es sahl, blau und roth aus. Die Erde ist von Natur sehr fest und zähe, nimmt den Regen und überhaupt das Wasser sehr langsam an, troknet dagegen aber auch, wenn sie einmal naß geworden ist, sehr langsam aus; ist daher auch schwehr zu pflügen, zu eggen, zu stechen, zu graben und zu haken.

Wenn der Mergel mit anderer Erde vermischt ist; so gehört er auch unter das thonige Land, und hat die nehmliche Eigenschaften, wie es. Ist er unvermischt, so ist er eine Art von Stein und ganz unfruchtbar, wird auch nur als ein Mittel zur Verbesserung anderer Erdarten gebraucht.

Der Kleyboden ist eine zähe und feste Erdart, wie der Thon; nimmt deßwegen auch das Wasser eben so schwehr an, und troknet so schwehr wieder ab. Einige Arten desselben sind noch kälter, auch fast noch schwehrer zu verarbeiten als der Thon. Der kleyige Boden ist aber nicht einerlei, sondern viererlei Gattungen, und wird nach seiner Farbe in rothen, gelben, weißen und schwarzen Kley unterschieden.

Der röthliche Kley ist der zäheste und kälteste von allen Arten, und erfordert die meiste Bearbeitung. Der vermischte Boden über der Lage von lauter Kley, ist gemeiniglich von ziemlicher Dike. Dieses ist ein Glük für den Landmann, der ihn bearbeiten muß; denn es giebt ihm Freiheit tief zu pflügen, welches ein solches Land, mehr als ein anderes erfordert. Der gelbe Kley ist seiner Natur nach mit dem rothen näher verwandt als jede andere Art. Was von dem rothen gesagt ward, gilt meist auch von ihm. Der gelbe Leimenboden hat mit dem gelben Kley viele Aehnlichkeit, nur ist der gelbe Leimenboden eine vermischte Erde, welche aus etwas Kley, vielem Sande, und etwas anderer Materie zusammengesezt ist. Der gelbe Kleyboden aber ist eine Mischung vielen gelben Kleyes, mit einem größern oder geringeren Theile fruchtbarer Erde, der, die Farben ausgenommen, dem rothen Kleyboden sehr ähnlich ist, und keinen andern Sand bey sich hat, als das Wenige, was fast in jedem Boden zu finden ist.

Der gelbe Leimenboden ist also sandreicher, magerer und krümmelich, er fällt beym Pflügen in kleine Stüke oder Krühmen von dem Pflugeisen ab; der Kleyboden läßt sich aber in lange, zähe Streifen schneiden. Dieser gelbe Kley wird auch öf-

ters

kers reiner gefunden, als der rothe. Man erkennt dieses daran, wenn er im Grunde bey dem Umpflügen einen so dichten Streif hat, wie ein fester Teig, oder wie ein Brod, wenn es im Baken nicht gut gerachen ist, und auf der Unterkruste noch einen Wasser- oder Teigstreif hat. Dieß macht ihn bei nassem Wetter sehr zähe, und bei Trokenheit so hart wie ein Kieselstein, er ist also sehr schwehr zu verarbeiten.

Der weiße Kley ist von den vorhergehenden beiden Sorten darin unterschieden, daß er nicht so zähe und steif ist, als jene beiden. Er ist zärter, und bricht, so bald er vom Pflug umgeworfen wird, daher ist er leicht zu bestellen; dagegen muß er, wenn er Früchte tragen soll, weit reichlicher, als jene beiden Sorten gedünget werden. Vorzüglich ist ihm das Schaflager nüzlich. Der schwarze Kley ist der reichste und beste von Allen. Er besteht fast an den mehresten Orten aus einem Theil schwärzlichen Kleys, welcher mit einem Theile fruchtbarer Erde gemischt ist, und auch mehr oder weniger Sand enthält. Dieser Kley ist nicht so zähe, als der rothe und der gelbe; doch auch nicht so kurz und so krümlich, als der weiße. Schon seiner Natur nach giebt er also einen fruchtbareren Boden. Sand, den man anderen Erdarten erst beimischen muß, ist ihm schon beigemischt; und gute fruchtbare Erde enthält er auch. Ihm fehlt also nichts zur Fruchtbarkeit; er ist leicht zu bestellen, und trägt alle Arten von Früchten.

Unter sandigem Lande wird solches verstanden, davon der Hauptbestandtheil zwar Sand, aber nicht purer Sand, sondern mit andern Erdarten vermischt ist; denn purer, oder so genannter Flugsand, verdient gar nicht den Namen einer Erdart, weil er ein gepülverter oder in sehr kleine Theile

zerriebener Sandstein ist, der ohne Mischung mit anderer Erde nichts trägt. Jenes vermischte Sandland aber, das man auch Mengesand nennt, nimmt die Farbe der damit vermischten Erde an, ist bald grau, gelblich, röthlich oder weis. Je besser die damit vermischte Erde, und je mehr darunter gemischt ist; je besser ist solches Sandland. Das Schwarzgraue ist das beste, dann das Graue, und endlich das Gelbliche; das Weisliche und Röthliche sind aber die beiden schlechtesten Sorten, und das lezzere das allerschlechteste. Schon die Farbe verräth, daß entweder zu viel Sandtheile darinnen sind, oder daß die Erdtheile aus den schlechtesten und unkräftigsten Sorten bestehen. Alle Sandfelder wollen viel und gute Galle haben; denn sie wird durch die Hize des Sandes geschwinder wie in andern Feldern verzehrt. Sie sind leichter oder schwehr zu bestellen, je nach dem viel oder wenig Erde damit vermischt ist. Ein tieferdiges, mit Sande stark gemischtes Land wird schwehr, ein flacherdiges, minder sandiges Feld dagegen wird leichter bearbeitet.

Kalksteiniges Kleyland wird darum so genennt, weil viele weiße Kalksteine darauf sind; wie z. B. in einigen Gegenden des Amtes Sternberg und Varenholz, auf den Herrschaftl. Meiereyen Lopshorn und Oesterholz. Sind die Kalksteine wie grober Kies, so wird das Land auch wol Kalkerde genannt. Es ist aus Kley, etwas Leimen und Sand zusammengesezt. Die Akerrinde ist flach, die Unterlage insgemein von festem Thon.

Leberfarbiges Kleyland ist größtentheils in kalten Gegenden des Amtes Sternberg, Varenholz, auch bei Kohlstädt und Schlangen befindlich. Den Namen hat diese

Erd-

Erdart von den, auf solchen Ländern befindlichen braunen Steinen, die einer Leber an Farbe gleichen. Die Vermischungstheile bestehen in Kley und Leimen, auch etwas Sand. Die Oberfläche der Akererde ist nicht tief, die Unterlage meist eine feste, lettige Thonerde. Die Farben dieser, mit Kley vermengten Erdarten sind gröstentheils bräunlich. Und da alle Kleyarten sehr bindend sind, so werden auch diese in trokenen Zeiten leicht so fest und hart, daß sie gar nicht zu beakern sind, da man sie ohnehin nicht tief akern kann.

3.

Von Verbesserung der Erdarten überhaupt.

Will man eine dieser verschiedenen Erdarten fruchtbarer machen und noch außer gutem Dünger und guter Bearbeitung verbessern; so muß man natürlich erst den Fehler des Landes aufsuchen, und dann auf die Mittel denken, wie er verbessert werden kann. Die gute Erde hat Gott so glüklich gemischt, daß sie alle Arten von Früchten hervorbringt. Sie kann uns ein Muster seyn, wie wir schlechtes Land zu verbessern haben. Je ähnlicher wir es dem natürlich guten Lande machen können; je mehr haben wir es verbessert. Nun findet sich, daß die Fehler aller schlechteren Erdarten darinnen bestehen, daß sie entweder zu lose und zu leicht oder zu bindend und zu schwer sind. Das leimige, das fahle oder weiße, das moorige Land, und der fahle oder weiße Kleyboden gehören zu den Erdarten, die zu leicht sind; das thonige Erdreich,

der rothe und der gelbe Kley zu den Erdarten, die zu schwehr sind. Der schwarze Kley gehört zu dem guten Lande, und der Sand an sich zu keiner Erdart. Es kommt bei ihm darauf an, womit und wie stark er vermischt ist. Die Ursachen, warum das allzuschwehre und das allzuleichte Land nicht recht fruchtbar ist, und also beides einer Verbesserung bedarf, sind diese: Weil das leichte Erdreich zu lose und zu leicht ist, so leget die Erde nicht so fest an den Wurzeln der darin gesäeten Früchte, daß sie die, zum Wachsen erforderliche Nahrung genugsam aus derselben einsaugen können. Die Sonne und der Wind durchdringt leicht die lose Erde und troknet sie aus; der Frost zieht die Wurzeln leicht auf, Thauwetter und Regen spült die Erde davon; die Winde entblößen sie wol ganz von der Erde, reißen wol gar die Wurzeln aus, daß sie ganz verdorren müssen. Weil dagegen das schwehre Erdreich zu fest ist; so können sich die Wurzeln darin gesäeter Früchte nicht genug ausbreiten, und die darin liegende, fruchtbarmachende Kräfte also auch nicht in gehöriger Menge einsaugen. Aus der Luft werden dem Lande auch befruchtende Theile zugeführt; bei der Härte des zugeschlossenen Bodens fallen sie auch zwar auf die Oberfläche; aber sie dringen nicht ein, und die meisten verfliegen auch wieder in die Luft, ohne daß die Gewächse den gehörigen Nuzen davon haben. Wenn aber auch bei anderer Witterung die Nahrungssäfte in das Land eindringen, so geschiehet es zu langsam; es bleibt zu viel Wasser auf der Oberfläche stehen, und setzet zu spät durch. Die Wurzeln, die zu gehöriger Zeit der Feuchtigkeit bedürfen, erhalten sie nicht, und die Früchte mißrathen bei der besten Bestellung oft.

Diesen schädlichen Fehlern hilft man nun dadurch ab, daß man das zu lose und leichte Erdreich mit schwerem vermischt, und ihm also die erforderliche Schwere giebt, damit es den Wurzeln der Gewächse gehörig fest anliege, daß sie die Nahrung einsaugen können. Dadurch wird auch verhindert, daß die fruchtbarmachenden Kräfte durch die Winde ihnen nicht geraubet werden, der Baarfrost die Wurzeln nicht aufziehen, und Thauwetter, Regen und Wind sie nicht verderben könne. Das zu sehr bindende und zu schwere Land vermischt man mit leichtem Erdreich, und macht es dadurch loker und loser, damit die Wurzeln der Gewächse sich gehörig darinnen ausbreiten können, und nicht mehr so gepreßt, wie vorhin, darin stehen. Nun können die Nahrungssäfte aus der Erde und aus der Luft von den Wurzeln eingesaugt werden; die lezteren verfliegen nicht wieder in die Luft; das Wasser kann bald bis zu den Wurzeln durchseigen, und bleibt nicht mehr auf der Oberfläche stehen. So kann jede Fruchtart besser gerathen.

4.

Von Verbesserung der leichten Erdart mit Mergel.

Der Mergel ist für die leichten Erdarten und Felder das beste Verbesserungsmittel, weil er den schwereften Eidarten, vorzüglich dem Thon im Gewicht gleich ist, das leichte Land also noch

nothdürftig schwerer macht. Aber das nicht allein; durch den Mergel erhält das Land auch diejenigen Theile, die ihm zur Fruchtbarkeit fehlen; und er erstikt die Trespen, die sonst durch nichts ausgerottet werden können. Indeß hat der Mergel, wenn man ihn untersucht, nicht einerlei Wirkung, weil nicht aller Mergel aus Einerlei Theilen besteht, und weil auch das Land, das er verbessern soll, verschieden ist. Wenn daher eine gute Würkung erfolgen soll, so muß man folgendes bey der Ueberfahrung eines Lands mit Mergel bemerken.

1) Will man den Mergel versuchen, so werfe man ein Stük ins Wasser. Er wird Blasen und Rizen bekommen, und sich endlich auflösen. Löset er sich in Floken auf, so hat er mehr Kalkerde. Sondern sich aber Blätter ab, so hat er mehr Thonerde. Wenn mehr Thonerde darinnen ist, so taugt er am besten für ein lokeres, leichtes Land. Enthält er mehr Kalkerde, so ist er für einen schwehren Boden nüzlicher. Im Ganzen genommen hält man den gelben und fahlen Mergel für den besten, und den schwarzen für den schlechtesten; doch kommt es auf die Farben nicht an, weil man oft in Einer Mergelgrube vielerlei Farben dicht aufeinander findet.

2) Muß derselbe auf jeden Aker nicht in gleicher Menge aufgefahren werden, sondern man muß dabei auf die Eigenschaften des Mergels und des Akers sehen. Ist z. B. der Mergel ganz strenge, feste, hart, (grell), wie insgemein der blaue und rothe, von großen Steinen ist, der sich nicht leicht auflöset, sondern langsam zerfält und lange in Steinen liegen bleibet, der Aker aber nicht von der allerleichtsten Art; so darf nicht so viel davon aufgefahren werden, als wenn der Aker von der allerleichtesten Art wäre. Ob dieß ist, kann man an den vor-

hin

hin angeführten Zeichen, vorzüglich an der Würkung des Frostes auf den Aker, erkennen. Ist der Mergel aber weich und reich an Kalkerde, welches insgemein der weiße, gelbe und fahle ist; löset er sich durch Regen, Sonnenschein und Frost leicht auf, und zerfält bald in kleine Stüke: so brauche davon auch nicht so viel auf jeden Aker aufgefahren zu werden, als von grellem oder härterem Mergel; doch muß man dabei ebenfals auf die Eigenschaft des Landes und auf den Grad seiner Leichtigkeit sehen. Mit solchem weichem Mergel, der leicht zerfält, kann auch rother Kleyboden, in Ermangelung anderer Verbesserungsmittel verbessert werden, weil er denselben bricht. Nur ist es nicht gut, wenn der Mergel von der nehmlichen Farbe wie der Boden ist. Der grandige oder sogenannte Grutmergel aber, welcher nicht aus großen, sondern ganz kleinen Steinen, wie Wassergrand, bestehet, und grau, bläulich oder röthlich, auch wol gelblich aussieht, kann auf jeden Aker am dikksten aufgefahren werden, weil er schon viel beigemischte Erdtheile enthält, doch wird dabei auch darauf gesehen, ob das Land ganz leicht, oder weniger leicht ist. Je leichter es ist; je mehr Mergel kann es vertragen.

3) Muß auch die Gegend, wo gemergelt werden soll, und die Lage der Felder selbst in Betracht gezogen werden. Auf kaltes, gebirgigtes Land, und auf stark abhängige Felder muß auf ein Scheffel Saatland mehr Mergel gefahren werden, als auf warme, flache Gegenden, und auf eben liegendes Land. Die Ursachen davon sind, weil in gebirgigten Gegenden die Länder ihrer Natur nach mullelmigter und loser sind, als in warmen flachen Gegenden, folglich mehr Schwere erfordern; weil die Frühlingsfröste in gebirgigten Gegenden häufiger sind,

und

und mehr Schaden thun, und weil die gute Erde in gebirgigten und abhängigten Ländereien leichter abfließe, welches am besten durch die Schwehre des Mergels verhindert wird.

Man sieht aber leicht hieraus, daß es nicht gut allgemein und für alle Gegenden bestimmt werden kann, wie viel Fuder Mergel man auf einen Scheffel Lands fahren müste. Jeder Landwirth muß dieß nach den gegebenen Regeln und nach der Erfahrung mit Vernunft bestimmen. Gemeiniglich werden aber von der besten Sorte Mergel 6 bis 8 bis 10 Fuder auf mittelmäßig leichtes bis ganz leichtes, von dem andern und harten aber 12, 16 bis 20 Fuder auf die Scheffelsaat gefahren. In gebirgigten Gegenden aber, wo ohnehin die besten Sorten des Mergels sehr selten, die Leichtigkeit des Landes aber desto gröber ist, muß wenigstens ein drittel mehr, und also statt 20, 30 Fuder auf die Scheffelsaat gefahren werden. Einige Landleute in der Gegend von Biesterfeld und Rischenau haben wol 35 bis 40 Fuder auf die Scheffelsaat gefahren, und vorzüglich gute Früchte gezogen. Dagegen sollen von dem Wendlinghauser besten Mergel 6 bis 8 Fuder auf eine Scheffelsaat genug seyn.

Die Dauer einer solchen, mit Mergel geschehenen Verbesserung ist aber auch auf allen Feldern nicht gleich. Löset sich der Mergel früher auf; so dauert sie nicht lange; löset er sich spät auf, so dauert sie länger. Dieß Letztere geschiehet oft, wenn man ihn diker aufführt. In leichtem Lande endlich fällt er nach der Auflösung geschwinder durch, und setzt sich in den Grund. Mancher Mergel dauert daher 18, 20, 24 bis 30 Jahre, Mancher aber auch nur 12 bis 15 Jahre. Uebrigens trägt auch öfters Pflügen und fleißiges Eggen viel dazu bei, daß

daß ein gemergelter Aker recht fruchtbar wird. Doch muß in den ersten Jahren nach der Bemergelung das Pflügen nicht allzu tief geschehen, damit der Mergel vor der Auflösung nicht schon in den Grund gepflügt, sondern in der Oberfläche erhalten, und damit gemischt werde. Der Vortheil, den das vernünftige Bemergeln bringt, ist sehr groß, gewis wird man auch hier im Lande Beispiele und Erfahrungen davon haben. In der Churpfalz ist ein kleiner Ort, Namens Lubach, der Anfangs nur aus zwei Bauerhöfen bestand, und hernach in vier vertheilt wurde. Ehe der Mergel erfunden war, erndteten diese im Jahre nur so viel, daß sie das halbe Jahr durch ihr Brod hatten. Als aber der Mergel von einem dortigen Einwohner, Namens Simon Schnell, erfunden ward; so wurden die vier Höfe in neun vertheilt, und diese neun Bauern verkaufen jezt mehr Korn, als die vorigen überhaupt geschnitten hatten, und sind wohlhabende Leute worden. In den Gegenden, wo etwa kein Mergel aber Thon oder rother und gelber Klei sich befindet, und doch auch loses und leichtes Land ist, da nehme man solchen Thon oder Klei, und fahre ihn auf die leichten Felder, aber doch zu solcher Jahrszeit, wo der Frost oder die Sonne dieses schwere Erdreich recht durchdringet, troken und mürbe macht, wozu das Brachjahr das beste ist. Die Würkung davon wird eben so, wie vom Mergel seyn, nur daß es nicht so lange, und nur zwei Brachzeiten dauert.

5.

Von Verbesserung der schweren Felder mit Erde.

So wie der Mergel für die leichten und losen Felder das beste Verbesserungsmittel ist; so sind es für die schwehren Fel-

der als das thonigte, den rothen und gelben Klei, alle leichte vorhin beschriebene Erdarten, vorzüglich aber die vom abgestochenen und zusammen gelegten Rasen entstandene Erde, die Fluß-Sammel- und Walderde, die Höhen in Wiesen und Weiden, auch die darauf befindlichen alten Maulwurfs- und Ameisenhaufen; kurz jede Erde, die nicht Thon und Klei ist, und sich leicht pflügen, graben, hauen und stechen läßt.

Bei dieser Verbesserung des schweren Feldes darf man aber nicht Leimen auf leimigtes Land, und überhaupt nicht die nehmliche Erde auf ein Land bringen, woraus das Land besteht. Man thut wohl, wenn man dabei etwas auf die Farben achtet, und keine Erde von der nehmlichen Farbe auf ein Land fährt: aber ganz allein kann man sich nicht darauf verlassen. Man muß auf die übrigen, vorhin angegebenen Kennzeichen des Erdreichs achten. Die Menge Erde, die aufs Land gefahren werden muß, wird durch die Schwehre oder andere natürlichen Eigenschaften des zu verbessernden Landes bestimmt. Je thonigter, oder kleiigter der Aker ist, je mehr muß von loser Erde darauf gefahren werden. Weil aber mehr lokere Erde erfordert wird, eine feste zu entbinden und leichter zu machen, als man schwere Erde braucht, um die leichte Erde zu erschweren; so müssen hier auch in jedem Fall mehr Fuder Erde genommen werden, als man Mergel nimmt; 50 bis 60 gute Fuder, mit 4 Pferden gefahren, ist das geringste auf eine Scheffelsaat eines, nicht allzu schwehren Landes. Je steifer das Land ist, je mehr Fuder Erde müssen darauf gefahren werden. In gebirgigten Gegenden wirken die Frühlingsfröste bei losem Lande stärker, aber auch das schwehre Land leidet hier mehr davon, als in der Ebene. Es darf also auf bergigten Feldern

nicht

nicht so viel leichte Erde zur Entbindung der schwehren, als in warmen und flachen Gegenden, aufgefahren werden, weil sie sonst zu sehr entbunden wird, und die Fröste darauf beinahe wie auf leichtes Feld würken würden. Man nimmt auf jede Scheffelsaat wenigstens 10 Fuder weniger. Die Dauer dieser Verbesserung ist auch verschieden, und richtet sich am meisten nach der Lage der Felder, ob sie nemlich abhängig oder eben ist. Von hangenden Feldern wird die leichte Erde geschwinder abgespült, als von eben liegenden Feldern. Wenn dieß die Dauer nicht vermindert, so ist sie in den meisten Fällen der Bemergelung gleich.

Von dieser Verbesserung durch andere Erdarten ist das gewöhnliche Erdfahren verschieden, wenn man nemlich Teicherde oder Erde aus Erdfängen und von Ahnewänden auf den Aker bringt. Diese thut man entweder auf Erdlose Stellen oder auf einen Aker, wo die Erde abgeflossen ist, oder auch um den Aker statt des Düngers damit zu begailen. Es versteht sich, daß solche befruchtende Erde, wie Dünger, allen Aekern nüzlich ist.

6.

Von Verbesserung der Felder mit Sande.

Der Sand ist ebenfals ein herrliches Mittel, die schwehren Felder zu verbessern, denn Er bricht die Zähigkeit des Erdreichs gewaltig; das Wasser dringt dann leichter ein, und führt dem Erdreich Oel und Salz zu, fließt auch leichter ab, macht

den Wurzeln der Früchte Raum, sich auszubreiten, damit sie die, in dem Aker verborgen liegenden Säfte einsaugen können. Thonigtes Land sowol als rother und gelber Kley, und alle schwehre, zähe und gebundene Erdarten werden daher sehr vortheilhaft damit gemischt. Doch ist der reineste Sand der beste.

Der Sand ist auch nicht ganz unnüz, wenn er auf leichte, vorzüglich Leimenfelder gefahren wird, denn ob er ihnen gleich keine fruchtbaren Theile zuführen kann, so macht er sie doch durch seinen Druk schwehrer, und alsdann kann das Land die fruchtbaren Theile besser behalten; der Wind verwehet sie nicht so leicht. Der Nutzen, den er dadurch verschaft, kömmt bei weitem nicht gegen den, der dem schweren und gebundenen Erdreich dadurch wird. Die Menge des Sandes richtet sich nach der Schwehre des Erdreichs. Ein festes, zähes Land mürbe zu machen, und ihm seine bindende Kraft etwas zu benehmen, werden auf die Scheffelsaat 40. 50. bis 60 Fuder Sand erfordert; dagegen ein leichtes Feld zu erschwehren, 25. 30 bis 40 Fuder hinreichend sind. Alle Sandfelder können nun auch, wie man leicht begreift, mit Thon, Mergel, Kley, Leimen und anderm leichten Erdreich verbessert und fruchtbarer gemacht werden. Dieses geschiehet, wenn man auf solches Feld, das sehr sandreich oder fast purer Sand ist, 40 bis 50 Fuder Mergel, Thon oder anderes schwehres Erdreich auf die Scheffelsaat fährt und damit vermischt. Von Leimen und anderer leichter Erde muß man aber mehr, wol 60 bis 70 Fuder auf die Scheffelsaat fahren. Alle übrigen Sandfelder, die mit Erdtheilen ziemlich gemischt sind, und daher den Namen Mengesand verdienen, werden mit keiner leichten Erdart, sondern

nur

nur schwerer, als Mergel und anderer gurer schwehrer Erde befahren. Dazu nimmt man aber auch weniger Fuder, als zu strengem Sandlande, und man behandelt sie so, wie die Felder, denen sie nach ihrer Beschaffenheit und Farbe gleich oder ähnlich sind.

7.

Von gehöriger Begailung der Felder.

Wenn die natürlichen Fehler eines Akers nun auf diese Art nach aller Möglichkeit gehoben sind; so hängt dessen Fruchtbarkeit, soweit der Mensch etwas dazu beitragen kann, noch von einer gehörigen Begailung und guten regelmäßigen Bestellung ab.

In dem hiesigen Lande wird zwar von sehr vielen Landwirten der Aker recht gut gebaut, aber viele hangen auch noch an dem alten Gebrauch, der keinen Grund hat. Es ist also nöthig, das wenigstens zu bemerken, was noch nicht von Allen recht gemacht wird.

Der Mist, welcher von dem Auswurf aller Thiere und Unterstreuung Strohs, Heide, Laub, und dergleichen gemacht wird, ist das gewöhnliche, auch beste Mittel ein Land zu begailen. Er ist die Seele des Akers, und eben daher kann ohne denselben keine Mischung der verschiedenen Erdarten helfen. Viele Landwirthe glauben zwar durch den Mergel die Stelle des Mistes ersetzen zu wollen; allein in den meisten Fällen irren sie, weil der Mergel nicht die Theile von Erde,

Wasser, Salz und Oel, als die eigentliche Nahrung des Getraides enthält, wie der, bis zu einem gewissen Grade der Fäulnis gekommene Mist. Allerdings kann der Mergel, besonders wenn er reich an Kalkerde und Gipserde ist, den Aker fruchtbarer machen; man braucht einen solchen Aker weniger zu düngen, und kann mit dem dritten Theil Mist auskommen. Aber wenn ein gemergelter Aker gar nicht gedüngt werden solte; so wird Mancher schlechte Früchte tragen, und die Fruchtbarkeit wird nicht dauern. Wird aber zugleich etwas Mist darauf gebracht; so kann der Dünger seine Kräfte dann überall geschwinder verbreiten, und die Kosten werden richtig ersezt werden. Man muß aber den fetten und magern Mist sehr genau unterscheiden, und von dem leztern mehr als von dem erstern, auf die Scheffelsaat eines Akers fahren, oder der fette muß auf magere, schlechtere Länder, der magere aber auf Aeker, die noch etwas Galle haben, oder die etwas besser sind, gebracht werden. Vorzüglich aber muß bei dem Ausfahren des Mistes dahin gesehen werden, daß er den ersten Grad der Fäulniß erhalten hat. Hat das Stroh, Haide oder Laub noch seine natürliche Farbe, und bricht es bei dem Abstechen des Mistes mit der Mistgabel noch nicht; so müste solcher Mist noch nicht ins Land gebracht werden, weil er den Nuzen im Lande noch nicht leistet, den er leisten soll. Denn der Mist muß nicht nur seine Kräfte der Fruchtbarkeit dem Aker durch seine Verwesung mittheilen, sondern er muß das Mittel seyn, wodurch die Erde in eine gährende Bewegung, vorzüglich zur Brachezeit gesezt wird. Dadurch werden die verschlossenen Nahrungstheile in der Erde aufgelöset, mit den Bestandtheilen des Mistes vereinigt, und so wird des Akers Fruchtbarkeit für viele

Saa-

Saaten befördert. Ist der Mist aber noch roh oder schon ganz verfault, so kann er dieses nicht, und so wird die Landerde nicht aufgelöset, und die fruchtbare Kraft des Akers hört früher auf. Könnte es ein Landmann zwingen; so solte man den Mist immer erst im zweiten Jahre brauchen. Wenigstens soll man ihn so lange faulen lassen, wie es irgend möglich ist.

Auf großen Höfen ist es gut, wenn der Kuhmist, Pferdemist, Schaafmist ꝛc. Jeder allein gebracht wird; und dann bringt man den hizigen Mist, als Pferde und Schaafmist, auf thonigten und feuchten Boden, den kälteren, als Kuh und Schweinemist, aber auf trokenen und leichterdigen Boden, weil alsdann jede Mist-Gattung der natürlichen Beschaffenheit des Bodens entgegen gesezt ist, mithin dessen Fehler vermindert. Die Mistgrube muß nicht flach auf dem Grunde angelegt werden, sondern es muß eine ordentliche Grube seyn, sie muß an einem schattigten Orte, nahe bei dem Stall, und nicht unter der Dachtraufe angelegt werden; auch muß man sie mit Steinen ausmauern lassen, oder wenigstens den Grund und die Seiten mit festem Leim belegen; oben solte man sie endlich mit guter Erde bedeken. Alles dieses darum, damit nicht zu viel von der Mistjauche und von der fetten Feuchtigkeit, die das beste am Dünger ist, verloren gehe. Ganz unvernünftig wäre es also, wenn man das Mistwasser in einen Graben oder Bach leitete, wenn es etwa zu viel wäre. Man läßt sich dann den besten Dünger wegfließen, und behält das leere Stroh. Besser, man macht dann an der Mistgrube noch eine andere Kuhle, läßt das Mistwasser hineinfließen, dekt sie mit alten Brettern zu, und begießt die Mistgrube damit, wenn

sie zu troken werden solte. Auch kann man damit Akerland und Wiesen trefflich düngen, wenn man es darauf gießt.

Nächst dem Mist ist das beste Begallungsmittel der Länder für alle Saaten das Schaaflager; doch wird dieses am vortheilhaftesten im Herbst, zu dem Weizen, der nach Raufutter gesäet wird, und im Frühling zu Hafer verwandt, weil es beider Wuchs nicht allein in Ansehung des Strohs, sondern auch der Körner außerordentlich befördert.

Bei Mangel des Mistes und Schaaflagers sind die künstlichen Düngarten sehr nüzlich; als Kalk, Gips, gebrannte Erde, alter Leimen und Kalk von Gebäuden; die ausgelaugte Asche, bei Potaschensiedereien so wol als Glashütten, die Kohlstübe oder Erde von der Stelle, wo Kohlen gebrannt worden, und dergleichen. Sie sind aber für die mehresten Landwirthe zu umständlich anzuschaffen, auch hier im Lande nicht überall in Menge zu haben; deßwegen es am besten ist, wenn der Landwirth seinen Aker mit Mergel, Erde und Sand zu verbessern sucht, dann einen, seinem Akerbau angemessenen Viehbestand hält, dieses gut futtert und sich auf solche Art hinlänglichen Mist verschaft. So kann er die künstlichen Düngarten entbehren, und doch Nuzen von seinen Feldern ziehen; dasjenige aber, was sich davon in seinem Hause etwa findet, kann auf moosigte, schlechte Stellen der Wiesen gestreut, und diese können damit verbessert werden. Wer aber die Haube eines Kalkofens sammt dem Rißkalk und der Asche, oder die ausgelaugte Asche, oder die ausgelaugte Asche bei Siedereien und Glashütten in der Nähe haben kann, der fahre sie auf seinen Aker wie Mergel von der besten Art; fahre auch, wenn er bauet, den Abfall von alten Gebäuden, an Leimen und Kalk,

nicht

nicht wie öfters geschieht, in die Wege, sondern auf das Land; so wird er großen Nuzen davon in mehr als einer Brachzeit spüren. Die besten Landwirthe des hiesigen Landes haben es versucht und sehr vortheilhaft gefunden.

Das Düngesalz, das man auch hier im Lande haben kann, ist von den künstlichen Düngarten das vorzüglichste. Wenn man es auf Kley, Rauhfutter und Haber bei etwas feuchter Witterung übersäet, so bald diese Gewächse ohngefehr einen Finger lang sind; so thut es die vortreflichste Würkung. Zwar ist der Gips auf trokenen leichten Feldern, im Frühling auf die grünen Früchte gesäet, eben so gut; aber er ist nicht allenthalben zu haben.

8.

Von guter Bestellung der Felder, besonders vom Akern.

Unter guter Bestellung des Akers wird alle die Arbeit verstanden, die nach geschehener Verbesserung und Bedüngung, in einer ganzen Brachzeit zu allen Saaten durch Pflügen, Eggen und sonst, bis zu vollendeter Aussaat jeder Gattung, daran annoch geschehen muß. Daß diese Bestellung gut und regelmäßig geschehe, ist eben so nöthig, als die Verbesserung des fehlerhaften, und Bedüngung des magern Akers war. Die Bearbeitung des Akers geschiehet in der Absicht, um das zu fest gewordene Erdreich wieder aufzulokern, vom Unkraut zu reinigen, den Dünger oder Mist in die Erde zu bringen,

darinnen gleichförmig zu verbreiten, und das Land in den Stand zu sezen, daß es die fruchtbarmachenden Theile aus der Luft nach jeder Bepflügung an sich ziehen und einsaugen kann. Wird sie also nicht ordentlich vorgenommen; so kann, wie Jeder leicht erfahren wird, die Verbesserung und Begailung des Akers nicht recht wirken, und also auch keine vollkommene Fruchtbarkeit erfolgen. Hier werden also einige Regeln gegeben, die bei der Bestellung vorzüglich zu beobachten sind, und doch nicht allgemein von jedem Landwirth beobachtet werden.

Ob es zwar keinem einzigen Lande gut, sondern vielmehr schädlich ist, wann es im Nassen gepflügt wird, so darf doch vor allem

1) kein kleyichter Aker und kein anderer, der die Nässe sehr hält, weder im Regen, noch wann er zu naß oder faul ist, gepflügt werden. Er bekommt sonst nach aufgehörtem Regen eine Kruste, und kann also keine fruchtbaren Theile aus der Luft anziehen und einsaugen.

2) So oft der, auch in guter Witterung gepflügte Aker anfängt grün auszuschlagen, oder durch starken Gewitterregen zugeschlagen und fest geworden ist, so daß er auch eine Kruste bekömmt; so muß er abgeegget werden, und wenn das Unkraut troken ist, so wird er von Neuem gepflügt, und dadurch in den Stand gesezt, daß die fruchtbaren Theile von neuem eindringen können.

3) Die aufgelöseten düngenden Theile im Aker, welche sich den Früchten nicht mittheilen, senken sich immer im Aker nach der Tiefe, weil sie die schwehrsten sind. Zu jeder Saat muß also Einmal, wenigstens so tief gepflüget werden, wie

der

der Aker im Brachjahr am tiefsten gepflüget worden ist, damit die gesenkten fruchtbaren Theile wieder in die Oberfläche gebracht werden und würken können.

4) Im Brachjahre muß entweder zum ersten oder zweiten mal, also vor der Begailung, der Aker, wo möglich, einen Zoll tiefer gepflügt werden, als sonst; und wenn auch etwas wilde Erde auf einigen Stellen mit herauf käme, damit alle gesenkte Erde und Mergel wieder heraufgebracht wird. Dieß ist vorzüglich bei dem leichten Lande nöthig, weil die schwehre Erde darin leicht durchfällt. Die wilde Erde aber, die etwa mit herauf kömmt, wird durch Bracke und Mist von selbst verbessert.

5) Muß der Mist in trokenem Wetter, wenn er auf dem Aker vertheilt ist, auch gleich untergepflügt werden, weil durch das lange Liegen die Winde ihm seine besten Kräfte rauben, und die gährende Kraft, die er der Erde mittheilen soll, schwächen. Sehr viele Landwirthe glauben, daß das lange Liegen auf dem Aker dem Mist gut sey, weil er brachte, und sich gut unterpflügen ließe: allein sie irren sich, das Brachen ist nur ein schädliches Austrokknen seiner Säfte, der mit dem Mist auf das Feld gekommenen Mistjauche (Adel). Daß diese aber die beste Kraft des Mistes sey, kann Jeder sehen, wenn man Leimen oder die schlechteste, lose Erde nimmt, sie mit Mistjauche begießet, und sie öfters umsticht. Durch diese Mistjauche wird aus der schlechten Leimenerde, endlich eine kostbare, schwarze Gartenerde, womit man Gartenfelder erhöhen, verbessern, düngen und alle Gewächse darin ohne andere Galle ziehen kann. Hat nun aber die Mistjauche eine solche bessernde Kraft, warum soll sie dann nicht mit dem Mist

ins Land gepflügt, sondern den Winden zur Vertheilung in die ganze Welt Preiß gegeben worden? Wer sich noch nicht davon überzeugen kann, der mache nur einen Versuch, lasse den Mist auf einem Aker gleich unterakern; sehe aber zu, daß der Mist nicht mehr zu frisch ist, und er wird sehen, daß der Aker besser als die übrigen gedüngt wird. Ein anderer Irrthum ists, wenn man auch im leichten Lande und bei flachem Pflügen immer 4 Pferde und zwei Menschen braucht. Dieß vermehrt die Kosten des Landwirths ohne Noth; denn in manchen Gegenden dieses Landes, und in den meisten andern Ländern wird mit 3, ja mit 2 Pferden und Einem Knechte gepflügt. So solten es alle vernünftige Landwirthe machen, und nur dann 4 Pferde und 2 Menschen brauchen, wenn schwehres, hartes Land es erfordert, oder wenn sehr tief gepflüget werden soll.

6) Das Pflügen des Landes in lauter einzelne Stüke, mit hohen Rüken, ist nicht auf jedem Grund und Boden gleich nöthig und nüzlich. Ist der Aker von Natur naß, sind Winterwellen darin, oder hat er einen solchen Untergrund, der das Wasser nicht durchläßt; so müssen einzelne Stüke mit rundem Rüken gepflüget, und diese immer schmäler gemacht werden, je nässer der Boden ist. Wo aber trokenes, gutes Land ist, in dessen Boden das Wasser gerne eindringt, oder leichterdige und Sandfelder; da müssen keine schmale aufgerükte Stüke seyn, sondern breite Stüke gemacht und solche Wechselweise zusammen und von einander gepflüget werden. Der Aker muß eben bleiben. Denn so vortheilhaft es bei schwehrem Lande ist, daß hohe Rüken und also einzelne Stüke gemacht werden, damit die überflüßige Nässe nach der Tiefe ziehe und da abgeführet

führet werde; so schädlich ist es, wann dieß in leichten und losen Feldern geschiehet, die die Feuchtigkeit ohnehin gerne verlieren. Bey trokener, hahler Witterung vergeht ihnen die erforderliche Feuchtigkeit desto eher, und die Früchte mißrathen leichter.

9.

Vom Säen und Eggen.

Es kommt sehr viel auf guten Saamen an; denn es ist ganz allgemein, was in der Bibel steht: was der Mensch säet, das erndtet er. Guter Saame muß vollkommen reif, troken, und so viel möglich, von fremden Körnern gereinigt seyn. Am besten ist es also, man nimmt zu Saamen nur den Vorsprung oder die Körner, die beim Dreschen zuerst und willig herausspringen; man läßt ihn aber unausgedroschen bis kurz vor der Saatzeit liegen, weil er sich in seiner wesentlichen Hülle am besten hält; und man siebet ihn, um ihn von fremden Körnern zu reinigen. Mit dem Saatkorn muß man aber alle drei bis vier Jahre wechseln, und frischen Saamen wenigstens etliche Meilen her holen. Solches fremde Saatkorn trägt weit mehr Frucht. Vielleicht war dieß auch eine Ursache mit, warum man zum Flachs Rigaischen oder Liefländischen Leinsaamen kaufte, ob es gleich ohnstreitig der beste ist. Man weiß itzo, daß jezt, daß dieser Rigaische Leinsaamen hauptsächlich darum so gut ist, weil man ihn dort 6 bis 7 Jahre alt werden läßt, ehe man ihn verkauft. Die Liefländer sollen sogar frischen

Saa-

Saamen in Deutschland aufkaufen, ihn so lange liegen lassen, und ihn dann mit großem Vortheil wieder verkaufen. Wenigstens erzälen glaubwürdige Leute, eine vornehme Frau habe Rigaischen Lein gegen den ihrigen vertauscht, und dem Kaufmann noch ein gut Stük Geld zugegeben. In eben der Zeit hatte sie ihren Ring verloren. Nach 6 bis 7 Jahren kaufte sie dem nehmlichen Kaufmann wieder Lein ab, und findet darinnen ihren Ring. Sie sah nun deutlich, daß ihr der Kaufmann ihren eigenen Lein wieder verkauft hatte, in dem ihr Ring verloren gegangen war. Die Sache verdiente wenigstens, daß der Landmann es versuchte. Es könnte dadurch viel Geld erspart werden.

Das Säen, abwechselnd mit beiden Händen, wo zum Beyspiel der Säemann mit der rechten Hand den Wurf hinauf, und mit der linken wieder herunter thut, ist das sicherste, und auf großen Feldern ganz nothwendig. In kleinen Stüken mag Jeder bey seinem Gebrauche bleiben und mit Einer Hand säen, wann nur jeder Wurf oder Gang 3 Schritte breit, so wie sie der Säemann auf dem Aker thut, genommen wird, und der Wurf nicht zu niedrig, vor sich, oder zu spiz, sondern gleichsam im Bogen geschiehet, weil durch den Bogenwurf das Korn sich besser theilen kann, also gleicher auf den Aker fält. Einige Landwirthe rühmen die so genannte Thausaat, besonders für Lein und Erbsen, sehr. Man säet nemlich den Saamen Abends nach Sonnenuntergang, läßt ihn über Nacht liegen, und bringt ihn Morgens noch vor Sonnenaufgang unter die Erde. Die Vögel sollen alsdann keinen Schaden daran thun. Als ganz gewis kann man es noch nicht angeben; aber es wäre doch leicht und der Mühe werth, es

zu

zu versuchen. Außer dem gleichen Säen ist aber auch auf gutes Eineggen des Korns zu achten. Dieses geschiehet, wann ein Aker nach dem Säen fleißig, aber auch mehr quer als lang geegget wird; doch muß leichtes Land nicht so fein geegget seyn als schweres. Die Ursachen sind allgemein bekannt.

10.

Von Vermehrung der Wiesen.

Es ist ein Glük für den Landwirth, wann der Akerbau mit dem Wiesenwachs in einem richtigen Verhältniß steht. Dann kann auch ein, dem Akerbau angemessener Viehstand für die Seele desselben gehalten, und jedes Land mit dem nöthigsten Dünger zu allen Zeiten besser versehen werden. Das sieht Jeder ein, der es weiß, daß man ohne Vieh den Mist nicht in Menge schaffen, das Vieh aber ohne Welden und Wiesen nicht mit Nuzen halten kann. In dem hiesigen Lande kann indeß keine beträchtliche Wiesenvermehrung vorgenommen werden, so lange die Gemeinheiten nicht getheilet und besser, wie bisher, genuzet werden. Die Einzige thunliche Vermehrung ist, wenn Einer ein Stük von seinem Privateigenthum, das für den Akerbau zu naß ist, zur Wiese machte, das ist aber sehr wenig. Ein solches Stük Land muß aber vorher fleißig von einander gepflügt und geegget werden, damit es den hohen Rüken verlieret und eben wird. Dann säet man Klee- und Heusaat, auch etwa andere Futterkräuter, entweder unter Korn, oder, welches am besten ist, im Monath August auf das, bis dahin

rein

rein gebrachete Land, und walzet es ein; denn das Eggen darf nach dem Säen nicht geschehen, weil der Saame sonst zu tief untergebracht wird und nicht alle aufgehet.

Wo aber auf eine Erweiterung nicht zu denken ist, da muß man auf seinen Wiesen bessere Grasarten hervorzubringen suchen, muß machen, daß sie dichter, höher und schneller wachsen; kurz, man muß seine Wiesen verbessern.

II.

Von Verbesserung der Wiesen.

So wie man in allen Ländern gute und schlechte Wiesen hat; so hat man sie auch hier im Lande. Eine gute Wiese ist die, auf welcher viele und gute Grassorten hoch und schnell aufwachsen. Eine schlechte Wiese aber die, auf welcher wenig oder gar keine gute, sondern schlechte und wenige Sorten aufkommen. So wie die guten in den Graden verschieden sind, so sind auch die schlechten den Graden nach verschieden. Eine gute Wiese artet aber öfters in eine schlechtere aus, so bald ihr von Säften, die zu Hervorbringung guten und vielen Grases erforderlich sind, etwas entgehet, oder diese unter sich das gehörige Verhältnis nicht mehr haben. Man kann also einen Theil der guten so wol als die schlechten verbessern, und das auf mancherlei Art. Dieses geschiehet, wann jede Wiese die Säfte und Theile, welche die guten Grasarten als ihre Nahrung fordern, würklich erhält, und ihr Boden in den Stand gesezt wird, solche gehörig empfangen und anwenden zu können.

Die

Die Wiesen, welche also zu verbessern sind, sind zweyerley: 1) die dürren oder trokenen, die billig zu der Klasse der guten gehören, aber so ausgeartet sind, daß sie sich an die schlechten anschließen, und 2) die nassen, sumpfigen und faulen Wiesen. Auf beiden wächst wenig und nur schlechtes Gras. Geschiehet es auch, daß in nassen Jahren die trokene Wiese mehr und besseres Heu bringt; so schlägt sie doch in allen trokenen Jahren fehl, und bringt dann nur ein wenig grobes Stengelheu; so wie die sumpfigte Wiese in trokenen Jahren wol etwas mehr wie in nassen bringt, aber doch nur schlechtes, saures, kraftloses Heu. Die trokenen Wiesen sind schlecht, weil ihnen die Bestandtheile, wodurch alle Gewächse ihre Nahrung haben, als Oel, Salz, Wasser und feine Erde mangeln, oder weil von dem Einen zu viel und von dem Andern zu wenig darinnen ist. Denn die trokenen Wiesen liegen gemeiniglich hoch und abhängig gegen die Sonne, oder in einer solchen niedrigen Ebene, die von keinem Wasser zu gewissen Zeiten des Jahrs überströmet und ihr dadurch Dünger zugeführet wird. Der Boden ist also zu sehr gehärtet oder gebunden, daß der Regen und Schnee nicht eindringen kann; und geschiehet dieses auch, so entzieht ihnen die so schnell troknende Sonne, und die Winde, die dadurch empfangenen fruchtbar machenden Theile bald wieder.

Sumpfigte Wiesen sind schlecht, weil ihr Boden so loker und mürbe ist, denn das ist er, wenn er nur troken wird. Die fruchtbarmachenden Theile dringen also zwar leicht hinein in denselben, sie verfliegen aber durch die aufsteigenden Nebel bald wieder, da die lokere Erde den Wurzeln nicht fest genug anlieget. Außerdem bleibt einer der Theile, das Was-

ser, in Uebermaas izurük, da die andern wieder entfliehen.

Bei der trokenen Wiese muß man also erst untersuchen, ob Wasser dahin zu leiten ist, und ob sie durch Wässern verbessert werden kann. Wenn man das Wasser vernünftig braucht, so kann dadurch eine Wiese recht gut verbessert werden; denn es hat die meisten Bestandtheile der Gräser und Kräuter in sich; es lokert die Erde, löset die Säfte auf und verdünnet sie. Sie erheben sie nun in die Saftkanäle des Grases, sezen sich an, und verschaffen ihm Wachsthum. Je mehr also ein Wasser diese Bestandtheile enthält, je nuzbarer ist es; je wenigere aber darinnen enthalten sind, je geringer ist sein Nuzze.

Das beste Wasser zur Bewässerung ist das, welches im Stehen gemodert hat, oder Wasser aus Pfüzen, worinnen das Vieh getränkt wird, und seinen Koth fallen lässet. Da aber das Regenwasser schon salzigte, öligte und erdigte Theile bey sich hat, so ist es ein herrliches Verbesserungsmittel, wenn es sich bei starkem Regen mit dem Wasser in den Pfüzen vermengt, und durch einen vernünftig angelegten Graben auf die Wiesen vertheilt wird. Wenn also eine Wiese unter Feldern und so lieget, daß der Abfluß der Felder darauf fält, so müssen am obern Ende tiefe und geräumig Kuhlen seyn, worin man das vom Felde abschießende Wasser auffängt, und daraus durch Graben auf die Wiesen vertheilet. Das von den Straßen abschießende Regenwasser, und das Wasser aus Bächen und Flüssen ist auch eine gute, fruchtbringende Düngung für Wiesen von jeder Art, wenn es durch Graben darauf geleitet wird; aber kaltes Quellwasser, welches mit keinen fruchtbarmachenden Theilen gemischt ist, kann zur Bewässerung der Wie-

sen

sen nie anders als im Sommer, bei warmer und dürrer Zeit, gebraucht werden. Es sey dann, daß es in einer Grube aufgefangen, und durch die Sonne zur Fäulniß gebracht wird, oder durch Feldzuflüsse mit andern Theilen vermischt worden sey.

Die beste Zeit, die Wiesen zu wässern, ist vom Frülling an, wenn es nicht mehr friert, den Sommer hindurch und im Herbst, ehe es frieret. Dagegen muß es im Winter, und so lange es friert, nicht geschehen, weil es alsdann Schaden thut. Deßwegen auch bloßes Schneewasser auf den Wiesen eher Schaden als Nuzen bringt. Ist nun die trokene Wiese, welche man verbessern will, so gelegen, daß auf die eine oder andere Art Wasser darauf zu bringen ist, und man sie bewässern kann; so ist sie dadurch am leichtesten verbessert. Gehet dieß aber der Lage wegen nicht an; so muß man ihren Grund untersuchen, und nach dessen Beschaffenheit andere Verbesserungsmittel ergreifen.

Ist der Boden von schwerer Erdart, als Thon, Mergel oder rother und gelber Kley; so ist derselbe seiner Härte und Festigkeit wegen unfruchtbar. Der Regen schießt darüber weg, und keine fruchtbare Bestandtheile können leicht eindringen. Hier ist das beste Mittel, die Wiese ganz umzubrechen, sie einige Jahre mit Hafer und andern Früchten zu besäen. So bald aber der Rasen zur Fäulniß übergegangen, und die daraus gewordene Erde mit dem festen Boden vermischt ist, welches gemeiniglich im 3ten Jahre geschiehet; so besäet man sie nicht dichte, sondern dünne mit Hafer, streuet Heusaamen von guten Wiesen nebst Kleesamen in vollem Maas darauf, und eggt dieses alles auf einmal mit unter. Wenn dann gegen Bartholomäi der Hafer abgeerndtet ist; so wird die

schönste Wiese hervortreten. Besäet man aber die umgebrochene Wiese länger als 3 mal mit Früchten; so wird die Kraft des Rasens ziemlich, wo nicht ganz ausgenuzt, und man muß zu der lezten Saat, worunter Klee- und Heusaat gesäet werden soll, auch wieder mit gutem Kuhmist düngen, damit die Grasarten, welche einen neuen Torf oder Rasen sezen sollen, dazu genugsame Kräfte haben. Kann die umgebrochene Wiese während der Zeit, da sie als Land benuzt wird, mit leichter Erde oder Sand, wie ein schwehres Land, und zwar die Scheffelsaat mit 20 bis 30 Fudern befahren werden; so ist die Verbesserung von größerm Nuzen und längerer Dauer. Ist der Boden aber von leichter Erdart, als Sand, Leimen, weiße, fahle Erde, so muß der Umbruch und die übrige Behandlung eben so geschehen; nur mit dem Unterschied, daß während der Besaamungsjahre mit Früchten jede Scheffelsaat mit 10. 15 bis 20 Fuder sich leicht auflösendem Mergel überfahren, zu der lezten Saat aber auch mit gutem Kuhmist gedünget wird. Geschiehet dieses; und der lezte Hafer wird nicht zu dik, Heusaamen von guten Grasarten und Kleesamen aber hinlänglich aufgesäet; so wird auch eine gute, verbesserte Wiese entstehen. Doch muß 1) die neue Wiese die 2 ersten Jahre frühe gemähet werden, nemlich wenn der Klee eben 8 Tage in die Blüte getreten ist, weil sonst die jungen Schößlinge der andern Gräser unterdrükt werden und ausgehen könnten. 2) Wenn der Klee sich nach 3 Jahren verlieren, und die andern Grasarten noch dünne stehen sollten, so muß man etwas Kleesamen dazwischen säen und die Walze darüber laufen lassen, daß er an den Grund kömmt; der Graswuchs ist dann für das folgende Jahr wieder vermehrt.

Die sumpfigte Wiese hat ihren Sumpf aus überflüßigen und stehenden Wassern, welche von nahen oder entfernten Quellen entspringen, und sich aus Mangel des Ablaufs in ihr verweilen, den Boden allzu sehr lokern, aufschwellend machen, und auf welcher die guten Grasarten fast ganz ausgerottet sind. Hier ist vor allen Dingen nöthig, die Quellen wo möglich zu entdeken, und ihnen durch einen Graben den Abzug zu verschaffen. Ist diese Entdekung nicht möglich, so mache man durch die ganze Wiese, durch die sumpfigsten Stellen einen tiefen, breiten Hauptgraben nach der niedrigsten Stelle der Wiese hin, und führe mehrere Gräben von 1 bis 2 Fuß breit und tief, aus allen nassen Stellen in diesen hinein. Man seze nun den Ausschlag an Torf, Erde oder Moder auf Haufen; so ziehen die überflüßigen Feuchtigkeiten in sämmtliche Graben, und werden aus dem kleinen in den größern und tiefern Graben, und aus diesem weiter fortgeschaft. Ist aber keine niedrige Gegend da, wie es sehr oft geschieht; so mache man nur die Graben tiefer und breiter, an einem Ende der Wiese aber, wo sich der Hauptgraben endet, eine tiefe große Grube, wie einen Fischbehälter, seze den Ausschlag daraus auch auf Haufen; so ziehet sich doch das bruchigte Wasser aus der Oberfläche in die Grabens, aus diesem aber in die Grube, und verseiget darin nach und nach gewiß, wodurch denn die lokere oder morastige Oberfläche mehr Festigkeit erhält. Wenn nun die, aus den Graben ausgeschlagene Haufen ein Jahr gestanden, durchgebrannt oder gebrachet haben, und meist zu Erde worden sind; so wird solche auf der Wiese auseinander gefahren, vorzüglich aber, wenn sie ungleich ist, auf die niedrigen Stellen. Um aber die Festigkeit zu vermehren, müssen

nothwendig solche sumpfigte Wiesen mit Mergelsand oder Grand hinlänglich und stärker, als die losen und leichten Felder befahren werden, und dann überstreue oder besäe man sie mit ordentlichem Kleesamen Er keimt sogleich in dieser, noch nicht umgebrochenen Oberfläche, wurzelt ein, und mischt sich unter die schlechten Grasarten zu ihrer Vertilgung. Kann man den Holländischen weißen Feldklee, (das ist eigentlicher wilder Klee) oder rothen Wiesenkleesaamen haben; so ist er zum Einäen in solche Wiesen vortreflich. Er dauert länger, wenn übermäßige Nässe ihn des Winters durch Frost nicht tödtet.

Bei keiner herrschaftlichen Meierey sind wol mehr solcher schlechten, sumpfigten Wiesen, als zu Brake, viele sind aber schon durch den jezigen Besizer derselben auf ähnliche Art verbessert; nur ist Grand und gute Erde statt Mergel oder Sand aufgefahren, und fremder Saame verschiedener Gras- und Kleearten eingesäet. Eine Wese, die weniger sumpfigt und durch Abzug-Graben troken gemacht, aber doch nur mit saurem Spizgras bewachsen ist, wird allemal geschwinder und besser umgeschaffen, wenn man sie herumpflüget, 3 Jahre mit Hafer, und dann nach obigem Vorschlag mit Klee und Raygrassaamen besäet, die Graben aber offen und in zugbarem Stande erhält; wie dieses überhaupt bei allen verbesserten faulen Wiesen mit aller Vorsicht geschehen muß.

Doch nicht blos die schlechten, sondern auch viele gute Wiesen sind noch immer einer Verbesserung fähig; denn allen Landwirthen ist es bekannt, daß ein an sich gutes Land durch guten Bau mehr Früchte trägt als bei schlechtem Bau. Eine Wiese, deren Boden sehr gut ist, die aber nie gewässert wird,

bringt

bringt nicht so viel, auch öfters nicht so gutes Heu, als eine von gleichem Grunde, die man wässert. Es ist also bei einer jeden, auch noch so guten Wiese vorerst dahin zu sehen, daß ihr zu gewissen Zeiten des Jahrs, wo möglich, Wasser mit fruchtbaren Theilen versehen, zugeführt werde. Macht das auch einige Kosten, durch Anlegung eines Stauwerks, oder eines Wassergrabens, der lange gezogen werden muß, so müssen Niemanden dergleichen Kosten abschreken; der Nuze ersezt Alles wieder. Denn das Wässern der Wiesen, wenn es nur zur rechten Zeit geschiehet, geht allen andern Verbesserungen vor. Könnte aber eine gute Wiese durchaus nicht gewässert werden; so muß man das zweite allgemeine Verbesserungsmittel, die Bedüngung, wälen, wodurch der Wiese alle fruchtbare Theile, die sie durch das Wässern erhält, ausgenommen das Wasser selbst, zugeführt werden können. Man kann mit gewöhnlichem und mit künstlichem Dünger düngen. Weil aber der gewöhnliche Dünger für die Kornfelder nöthig ist, und dem Aker nicht entzogen werden darf; so ist hier die künstliche Düngung am meisten zu empfehlen, auch am vortheilhaftesten. Die wirksamsten Düngungen sind:

1) Gebrannter, aber nicht gelöschter, sondern in Mehl zerfallener Kalk. Von diesem nimmt man auf einen Mäher einen Kalkscheffel oder so viel Mehl, als von einem Scheffel Kalk geworden ist, mischet solchen mit zwey mal so viel guter, trokener Gartenerde, und einem Kornscheffel Asche, sezet solches zusammen in einen Hauf, an einen trokenen Ort oder in die Eke einer Treschdehle, lässet es daselbst eine Zeitlang stehen, damit es sich miteinander vereinige, und beym Ausstreuen der

Kalk und die Asche nicht zu sehr verfliege. Damit übersäet man im Frühling, wenn das Gras hervor bricht, und man bald Regen vermuthet, die Wiese. In eine saure Wiese kann mehr gestreuet werden, weil der Kalk die Säure mildert.

2) Roher Gips, zu Mehl gestoßen. Von diesem werden 2 Himbten auf eine Scheffelsaat, auf trokne Wiesen Anfangs May, wenn man bald Regen vermuthet, aufgesäet, welches den Wuchs des Grases außerordentlich befördert. Die Gipsdüngung ist zwar hier im Lande nicht im Gebrauch, im Wellburgischen, an der Weser, im Braunschweigischen und Hannöverischen aber desto stärker, wo er auf alle Arten von Hülsenfrüchten, Wiesen und Kleefelder mit dem größesten Nuzen aufgestreuet wird. Es wäre also der Mühe werth, daß auch hier im Lande, an den Orten wo er ist, davon Gebrauch gemacht werde. Es soll in nassen Wiesen auch gute Würkung thun, doch müßten erst mehrere Versuche dieß bestätigen.

3) Das Düngesalz befördert auf trokenen Wiesen den Gebrauch ziemlich, wenn es Anfangs May bei abwechselndem Wetter aufgesäet wird, wo nach Sonnenschein bald ein Schauerregen folgt. Es gehören 2 Himbten oder Salzscheffel auf die Scheffelsaat. Seine Würkung auf Kleefelder ist außerordentlich, und haben erfahrne Landwirthe hier im Lande beim Esparsett noch im 2ten Jahr davon Nuzen gespürt. Auf nassen Wiesen soll es auch gute Dienste thun; doch müßte dieß noch durch mehrere Erfahrungen bestätigt werden.

4) Asche und Ruß aus den Schornsteinen. Daß dieß großen Nuzen bringe, wenn es im Anfang des Frühlings auf die Wiesen gestreuet wird; das ist wol jedem Hauswirth bekannt. Aber es geschieht so wenig, und der Ruß wird gar

nicht geachtet sondern meist weggeworfen. Und doch ist der Nuze von beiden groß, und bringt auf Wiesen gestreut mehr ein, als die Groschen, welche für Asche eingenommen werden; darum führe ich es hier an. Auf moosigten Wiesen wird beides für das beste gehalten, und ist auch darauf sehr gut. Wenn es aber recht nuzen soll, so muß der moosigte Grund tüchtig geegget und der Moos losgerissen, dann aber Heu und Kleesaat eingesäet werden. Die Asche und der Ruß befördern dann deren Wuchs durch ihre düngende Kraft, und der Moos vergeht von selbst. Denn Moos wächset nur, wo Grasarten fehlen, so bald aber das Erdreich zum Gras wieder tauglich gemacht ist; so sterben die Moose von selbst ab. Wenn aber Jemand von all diesen Düngungsmitteln nichts hat, so kann er sich selbst Eins machen, das eben so gut ist, und ihm keinen Pfennig kostet. Man wähle eine Stelle auf dem Hofe; kann sie nahe bei der Mistgrube seyn, wo die Mistjauche ausfließt, so ist es da am besten; hier bringe man einige Fuder Erde hin, mache bei dem Ausfluß der Jauche eine kleine Grube, worin sie sich sammlet, und gieße sie, wenn die Grube voll ist, über die Erde. Doch muß der Erdhaufen mitten niedriger als um die Erde seyn, damit die Jauche darauf stehen bleibt. Man bringe dann alle Unreinigkeiten des Hofes zusammen auf diesen Haufen; den Straßenkoth, der auf dem Hofe zu gewissen Zeiten aufgeschlagen werden kann, Hünermist, allen Ausguß in der Küche, die Asche beim Waschen, den Ruß, den Abfall von alten Lehmenwänden, von einem alten Bakofen ꝛc.; und fahre zur Vermehrung einige mal im Sommer, wenn der Haufe vorher fleißig mit Mistjauche begossen und einige mal umgesezt ist,

ein oder mehrere Fuder Erde darauf. Entweder Koth von Fahrwegen oder jede andere Erde, doch ist Teicherde die beste. Mit dem Aufgießen der Jauche fahre man von Zeit zu Zeit fort bis gegen den Herbst, dann mische man unter diese Erde Einen Scheffel Kalk, der an der Luft zerfallen ist, und alle vorräthige Asche, seze die ganze Masse in einen spizen Haufen, und deke diesen mit Stroh zu, bis auf den Frühling, da man ihn dann frühzeitig auf die Wiese fährt und diese damit bestreuet. Diese Verbesserung dauret verschiedene Jahre, und wer damit Jährlich fortfährt; behält gewis keine schlechte Wiese.

Es ist indeß nicht die Meynung, als ob der Landwirth alle diese vorgeschlagenen Verbesserungsmittel zugleich anwenden solle. Er soll nur herauswälen, was sich für ihn am besten schikt, und was er haben kann. Wenn er das mit Ueberlegung braucht; so wird er gewis den großen Nuzen bald spüren. Freilich kann der Mensch nicht Alles thun. Daß an Gottes Segen Alles gelegen ist; das sieht man auch hier. Wenn Einer z. B. Düngesalz auf seine Wiesen bringt, und es giebt ein trokenes Jahr; so schadet es mehr, als es nuzt. Die Wiese verbrennt bald; die Saftröhren der Graspflanzen werden durchgefressen. Giebt es aber ein feuchtes Jahr und mäßigen Regen; so ist der Nuze sichtbar. Keiner verwerfe also gleich das Mittel, wenn es etwa Einmal in einem schlechten Jahre mißrathen ist; sondern er denke, daß nicht das Mittel, sondern die Witterung schuld war. Was hier als Verbesserungsmittel der Wiesen vorgeschlagen ward, ist tausend mal versucht und gutgefunden worden. Darauf kann sich Jeder verlassen. Bleibt bei all diesen Verbesserungen noch Mangel an Wiesen;

so

so ist nichts besser und nöthiger, als der Anbau von Futterkräutern, vorzüglich der Kleebau; der aber hier im Lande so ordentlich getrieben wird, daß es unnöthig ist, etwas davon zu sagen. Vielleicht könnte nur in dürren, steinigten Gegenden mehr Esparcette gebauet werden, der zwar etwas Mühe erfordert, weil er in den beiden ersten Jahren sehr genau gegätet werden muß; der aber die Mühe reichlich verlohnt. Zu Valhausen, im Amte Horn, zu Rothenstek, und vielleicht an mehreren Orten, sind schon Versuche gemacht worden; und es hat die, die den Versuch machten, nicht gereut.

12.

Von der Viehzucht überhaupt.

Ohne einen hinlänglichen Viehbestand kann keine Landwirthschaft bestehen, und mit Nuzen getrieben werden. Um aber die Anzal und jede Gattung des Viehes zu bestimmen, muß vorzüglich auf folgendes gesehen werden.

1) Wie viel Land zu bestellen, und ob es leicht oder schwehr zu verarbeiten, auch was etwa auf Dienste zu rechnen sey, und

2) Wie viel Land Jährlich zu begailen ist.

Denn nach dem Erstern muß die Anzal des zu haltenden Zugviehes, nach dem leztern aber das übrige bestimmt werden, damit so viel Mist mit allem Vieh gemacht werde, als der Aker an Gaile Jährlich überhaupt erfordert. Der Landwirth, der keine Brauerey und Brennerey, auch keine

über-

überflüßige Weiden hat, wodurch er fettes Vieh machen könnte, darf der Kornfressenden Thiere, als Pferde und Schweine, nicht viel halten, sondern nur so viel Pferde, als er zum Akerbau nöthig hat, und so viel Schweine, als er mit dem Abfall vom Getreide und in der Haushaltung ernähren kann. Den Bestand des Rindviehes und der Schaafe, wenn er mit Schäferei versehen ist, muß er aber auf eine solche Zahl sezen, als es der für den Aker nöthige Dünger erfordert, und die Weiden und Futterungsmittel es zulassen. Man rechnet, daß zur Begailung eines Fuders Einsaat Landes an Pferden, Kühen und Rindern im Durchschnitt 6 bis 8 Stük gehalten werden müssen, nachdem einer gut weidet, futtert und streuet. Geschiehet dieses gut, so kann mit 6 Stük großem Vieh der erforderliche Mist gemacht werden; ist das Futter und die Streue sparsam, so müssen es 8 Stük seyn. Im ersteren Falle nemlich müsten etwa 2 Pferde und 4 Stük Rindvieh, im lezteren aber 2 Pferde und 6 Stük Küh und Rinder gehalten werden. Wird die Berechnung für eine große Landwirthschaft von 3. 4. 6. und mehrern Fudern gemacht, so kann, bei leichter Bestellung, und leidlichen Diensten an Pferden etwas von diesem Verhältniß abgehen und dem Rindvieh zuwachsen. Werden aber Schaafe gehalten; so rechnet man ihrer 10 Stük in der Sommer- und Winterbegailung gegen 1 Stük Rindvieh. Schweine werden nicht in Anschlag gebracht, sondern der davon und sonst fallende Mist für den Garten gerechnet. Hiernach wird also jeder Landwirth den für seinen Akerbau gehörigen Viehbestand bestimmen können; wenn er noch die besondern Umstände, die etwa mehr oder weniger Vieh erfordern, mit in Betracht ziehet.

13.

Von der Viehzucht insbesondere.

A. Von Pferden.

Es ist zwar ausgemacht, daß es vortheilhafter wäre, den Akerbau im kleinen ganz, und im großen wenigstens zum 4ten Theile, wo nicht zur Helfte mit Ochsen zu treiben, weil diese fast eben so viel Arbeit thun, mit wenigerm Futter erhalten, am Ende ihres Dienstes aber vortheilhafter benuzt werden können, als die Pferde. Aber hier im Lande können sie von den meisten Landwirthen wegen der Dienste nicht gut gebraucht werden. Die Pferde sind übrigens so wol in Ansehung ihres Preises als der Unterhaltung die kostbarsten Haushaltungsthiere; und es muß daher von jedem Haußhälter dahin gesehen werden, daß sie vorsichtig behandelt, und gut verpflegt werden, aber auch durch ihre Arbeit das Futter und die übrigen Unkosten, die Zinsen des Kaufgeldes, und das Kaufgeld selbst verdienen. Es versteht sich also von selbst, daß kein Landwirth mehr Pferde hält, als er durchaus nöthig hat. Wer so viel übrige Weide hat, daß er darauf einer Stute mit dem Fohlen während dem Säugen die erforderliche Weide zur Ruhezeit geben, auch etliche Fohlen darauf gehen lassen kann; der thut besser, daß er alle Jahr ein Fohlen, und also seine Pferde selbst zuziehet, als daß er sie kauft; die selbst gezogenen werden besser an Arbeit und Futter gewöhnt, und schlagen also sicherer ein, als die fremden; auch sind bei dem Kaufen gar zu viel Gefahren und Betrug. Muß man aber durchaus seine Pferde kaufen; so sehe man vorzüglich auf gerade, reine Schenkel, aber

starke

starke Knochen und guten Huf, eine breite Brust, ein gutes, inwendig rein und frisches Maul, nebst gesunder, röthlicher Zunge, gesunde große braune helle Augen, ein gutes gewölbtes, aber nicht hangendes Kreuz, und daß das Pferd kurz abgerippt sey, auch die lezten Zähne noch zu wechseln habe. Wer ältere Pferde kaufen muß, der kaufe von seinem Nachbar oder andern bekannten Leuten, so entgehet er am ersten der Hintergehung fremder Roßhändler. Uebrigens ist sorfältige Wartung des Pferdes, reines, gesundes Futter in mäßigen Portionen, Entziehung des Wassers auf eine Stunde bei Erhizung durch schwere Arbeit, ein reinlicher, luftiger Stall, und bescheidene Anstrengung zur Arbeit, der beste Roßarzt für den Landwirth.

B. Vom Rindvieh.

Das Rindvieh ist in der Landwirthschaft das allernüzlichste und gar nicht zu entbehrende Vieh, theils wegen der Milch, Butter und Käse, theils wegen des für den Aker so nöthigen Düngers, und dann auch, weil so wol das Junge als das Alte beim Verkauf immer gut Geld gilt, wenn man sich nur an eine gute Art hält.

Der Anzug ist in einer Landwirthschaft vortheilhafter als der Ankauf, weil man dieses Vieh meist mit Stroh und Heu, auch dem Abfall beim Treschen und mit Gemüse unterhalten kann. Bauet man viel Gemüse, vorzüglich Rüben und Kartoffeln, daß man des Winters dem Melkevieh davon klein gestoßen mit Wasser über das Futter geben kann, so braucht man nicht viel Korn darauf zu verwenden. Je besser man es inzwischen futtert, je größer und stärker wird es, und je mehr Nuzen hat man in allen Fällen, so wol an Milch, Galle als

beim

beim Verkauf davon. Besser Ein oder ein Paar Stüke weniger gehalten, und das Wenige gut gefuttert, als viel Vieh halten, das halb hungern muß. Die gute Futterung ist aber jedem Landwirth leicht möglich, durch den Kleebau, und wenn er Rüben und Kartoffeln im Brachfelde dafür zieht. Der jährliche junge Anzug muß etwa den vierten Theil der milchgebenden Kühe ausmachen; zum Beispiel, wenn der volle Bestand der Melkekühe 12 Stük seyn muß und ist, so müssen jährlich 3 Kälber aufgezogen werden. Zu den Anzugkälbern muß man von den besten Milchkühen nehmen, und solche wählen, die recht munter, gesund und stark von Knochen sind, vorzüglich eine breite Brust, schwarze Lippen, als ein Zeichen der Festigkeit, und keinen diken Nabel haben. So bald sie troken sind, müssen sie von der Kuh abgenommen, in den Kälberstal gebracht und dann in ordentlichen Mahlzeiten getränkt werden. Dieses geschiehet auf zweierlei Art; entweder man führt sie Morgens, Mittags und Abends zur Kuh und lässet sie saugen. Wenn die Kuh gut milcht (von andern solte man billig keine Kälber aufziehen), so lässet man das Kalb die ersten 14 Tage die halbe, die zweiten 14 Tage drei Theile, und die lezten 14 Tage die ganze Milch trinken; oder man milchet die Kuh, und giebt dem Kalbe die erste Zeit jede Mahlzeit eine Kanne, nach 14 Tagen eine und ein Viertel Kanne, hernach die lezten 14 Tage ein und eine halbe Kanne. Das ist seinem Alter gemäs. Nach den ersten 14 Tagen giebt man dem Kalbe ein wenig gut Heu in seine Rause, und sezt ihm etwas frisch Wasser in einem Gefäß dabei, das Gefäs muß aber alle Tage rein ausgescheuret und frisch Wasser hinein gethan werden, damit es keinen übeln Geruch bekömmt. Reinlichkeit ist überhaupt

bei

bei dem Vieh so gut wie ein Theil des Futters. So lernet es nach und nach fressen, und Wasser kennen. Nach 4 Wochen wird ihm täglich eine Handvoll Futter von fein geschnittenem Hafer und Grumet in eine kleine Krippe gegeben, und so lernt es auch dieses fressen. Nach Verlauf von 6 Wochen hört aber alles Milchgeben und saugen auf, und man giebt dem Kalbe alsdann weiter nichts als dieses Futter, gut Heu und reines Wasser. Die Kälber, auf diese Art aufgezogen, geben die gesundesten und festesten Kühe. Erfahrne Landwirthe hier im Lande haben viele hundert Kälber so aufgezogen. Bei dieser Anziehungsart muß man sich aber darnach richten, ob die Kälber im Sommer bei die Kühe auf den Kamp oder allein kommen. Im ersten Fall dürfen sie nicht saugen, weil sie es sonst im Sommer in der Weide auch thun; im leztern Fall aber ist beides gleich, und man kann die Art wählen, die am besten gefält. Alles warme Tränken mit allerhand gekochten Sachen taugt nicht. Es giebt weichliches Vieh, und weil sie das Getränke nicht immer von gleichem Grad der Wärme erhalten, so erzeuget diese Futterart viele Krankheiten. Wer aber ein Kalb aufziehen und ihm die Milch nicht geben will oder kann, der nehme statt Milch gekochte Habergrüze, sorge aber dafür, daß sie nicht sauer wird, und immer einerley Wärme wie die Milch hat. So gedeihet das Kalb davon auch sehr gut. Wer keinen guten Kamp für die Kälber hat, der behalte sie wenigstens bis zur Erndte, wo nicht den ganzen Sommer im Stalle, gebe ihnen obiges Futter und Heu, so lange er kann; und wenn der Klee erst Blüten hat, so gebe er diesen mit vermengtem Heu, hernach aber Heu und Klee wechselsweise. Das giebt auch schöne Kälber. Ueberhaupt aber muß sich

derjenige, der gute Kühe haben will, nachfolgendes bemerken. Er muß einen guten Zuchtochsen von fremder Art halten, der stark von Knochen, breit von Brust und gestrekt ist, auch ein breites plattes Kreuz hat; er muß zu Zeiten wechseln und nie einen Ochsen nehmen, der von seinem Vieh gefallen ist, damit er starke Kälber bekomme. Die Kälber müssen im ersten Jahr gut gefuttert werden, daß sich ihre Knochen zum guten Wuchs bilden. Im zweiten Jahr müssen sie satt fressen, damit das gute Kalb fortwachse und kein Krüppel werde; und wenn sie gleich im dritten Jahr eine härtere Weide wie das zweite Jahr vertragen können, so müssen sie doch keinen Hunger leiden, auch in keinem Winter durch schlechtes Futtern den Muth verlieren, den sie im Sommer erhalten haben. Alles dieses kann der vernünftige Landwirth schaffen, wenn er will; denn was die Weide nicht hat, kann man durch Kleebau und dessen Sommer- und Winterfutterung ersezen. Wenn im Winter wenigstens in der Woche zweimal Salz über das Futter gegeben wird, so reiniget dieses das Vieh, macht ihm Lust zum Fressen und Saufen, und bewahrt es für vielen Krankheiten.

C. Vom Schaafvieh.

Der Landwirth, welcher mit Schäfereigerechtigkeit und einer gesunden, trokenen Hude versehen ist, hält dieses Vieh ebenfals mit großem Nuzen. Am Schaf ist alles brauchbar; die Wolle aber ist der vorzüglichste Nuze, den nur dieses Thier und kein anderes dem Haußhälter liefert. Bei einer Schäferei muß man deßwegen hauptsächlich auf gutes, gesundes Winterfutter, und auf die Zucht fein-wolliger Schafe bedacht seyn. Fehlt es an guten, süßen Wiesen, oder zieht man nur eben

so viel Heu, als für Kälber und die Kuh nach dem Kalben nöthig ist, so muß man etwas Land von der Brache mit Klee besäen, denselben in der vollen Blüte mähen und zu Heu machen, damit die Schafe nicht Diebe von dem Kühefutter werden.

Diesen Klee kann man dann auch, wenn die Hude schlecht ist, nach dem Mähen bis zur Stoppelzeit hüten, und dadurch dem Schafvieh, oder, wenn dieses es nicht nöthig hat, dem Rindvieh mehr Nahrung verschaffen, es auch gesund erhalten. Wie dieses alles geschehen müsse, zeigt der Unterricht vom Kleebau, der vor einigen Jahren im Lippischen Intelligenzblat bekannt gemacht wurde.

Fein-wolligteres und auch überhaupt besseres Vieh erhält man dadurch, wenn man gute, feine Wolle tragende Böke, die von Spanischer Art gefallen sind, sich anschaft, und das Vieh den Winter über gut futtert; vorzüglich aber, zu der Zeit, wenn die Lämmer erst fallen, und bis diese sich draußen ernähren können.

D. Von der Schweinezucht.

Bei großen Landgütern, welche mit Brauereyen oder Brennereyen versehen sind, ist die Schweinezucht sehr nüzlich und zu empfehlen, indem die jungen Ferken, wenn sie 6 Wochen alt sind, schon etwas von dem Branteweinsgespühl unter ihren Trank bekommen, und so nach und nach daran gewöhnet; die jährigen Schweine aber ganz davon erhalten, endlich auch gemästet und mit Zumischung wenigen Schrots ganz fett gemacht werden können. Bei einer kleinen Landwirthschaft aber, wo das fehlt, und Alles mit Korn geschehen muß, man aber doch für die Haushaltung Schweine zu ziehen nöthig hat: da muß

sie

ste nicht stärker seyn, als mit dem Abfall vom Getraide und vom Molkenwerk unterhalten werden kann. Im Sommer und bis zur Erndtezeit ist geschnittener Klee, in den Trank gegeben, ein sehr gutes Futter für junge und alte Schweine. Die jungen Schweine wachsen und gedeihen darnach vorzüglich gut. Da nun dieses Futterkraut, der Klee, für alles Vieh das nahrhafteste Futter ist; so muß man dessen Anbau auch jedem Landwirth, ohne Unterschied, auf das beste empfehlen. Blos dadurch kann auch der Viehbestand so weit gebracht werden, daß er dem Akerbau angemessen ist. Durch einen solchen Viehbestand aber erhält der Aker erst hinlängliche Gaile, und erst dann kann der Landmann all den Nuzen aus seinem Lande ziehen, der möglich ist. Auch hier heißts: Thue nur das deine; so thut Gott das Seine!

Vierter Abschnitt.

Etwas vom Gartenbau.

Ihr zweifelt wol kaum daran, daß dieser Unterricht über den Gartenbau für Euch ein höchst wichtiger und nüzlicher Unterricht sey. Wisset Ihr es ja Alle ganz gut, daß man das ganze Jahr hindurch von Gartengewächsen auf den Tisch etwas braucht. Brod allein, das uns die Felder liefern, isset man ja nicht; sondern täglich muß auch etwas Gemüse da seyn. Nun bedenket, wie klein Euer Garten gegen das Feld ist. Von diesem kleinen Gartenplaz müsset Ihr für Menschen und Vieh so viel ziehen. Es ist auch Alles, was darauf wächst, so unentbehrlich. Desto mehr Sorgfalt müsset Ihr also auf die Bearbeitung desselben verwenden. Mancher thut es auch wol; und thut es gerne. Aber er hat doch den Nuzen von seinem Garten nicht, den er davon haben könnte, weil er es nicht auf die rechte Art anfängt. Hier solt ihr darum eine Anweisung bekommen, wie Ihr es anfangen müsset, um recht groben Nuzen von Einem Garten, wohlschmekendes gutes Gemüse auf Euren Tisch und vielen Abfall für das Vieh zu bekommen. Alles, so wie es hier beschrieben wird, ist erst mehrere Jahre hier im Lande versucht, und gut und nüzlich befunden worden. Ihr könnt Euch also sicher darauf verlassen, daß es Euch auch

geräth, und besser als sonst, wenn Ihr es nur eben so macht, wie hier die Anweisung gegeben wird. Freilich mögen vielleicht viele Hausväter und Hausmütter, wenn sie diese Anweisung gelesen haben, sagen: „Das mag wol recht gut seyn, aber es erfordert auch mehr Mühe und Aufsicht auf den Garten, als bey der Art, wie wir ihn bisher bearbeitet haben. Und dazu haben wir die Zeit nicht. Wir müssen mehr auf den Akerbau sehen; Gartenbau ist uns nur Nebensache." Freylich; wenn man bei vielen Gärten hier im Lande vorbeykommt, so sieht man es, daß die Besizer davon so denken. Wie klein stehen darin die Gartengewächse! Wie ist Alles mit Unkraut durchwachsen, daß es Einer jammern muß! Und doch ist der Einwurf zum Theil falsch. Denn wer nur erst seinen Garten in Ordnung hat, den kostet er bei weiten nicht so viel Mühe und Aufsicht, als wenn er schlecht und nachläßig behandelt wird, und man doch etwas daraus haben will. Gesezt aber, der Garten kostet auch mehr Mühe; wo wird Einem diese wol reichlicher vergolten als eben hier? Und so manche Arbeiten darinnen, wenn er erst umgegraben ist, lassen sich in Nebenstunden thun, wenn man andere Arbeit doch nicht thun kann. Ihr, die Ihr auf dem Lande wohnt, habt gewöhnlich den Garten nicht weit vom Hause. Wie kann er da so treflich bearbeitet werden, wenn Ihr auch nur in den Nebenstunden hineingehet, die Gewächse behaket, und sie von Unkraut reiniget! Wie viel kann da in einer Stunde geschehen, wenn man nur erst den Garten etwas in Ordnung hat, und das Unkraut nur nicht zu weit um sich wuchern läßt! Wie vieles kann von Kindern und alten Leuten gethan werden, wenn man es ihnen nur gezeigt hat! Und welche Arbeit giebt wol mehr Vergnü-

gen, als eben diese, weil man so sichtbaren Nuzen davon verspürt!

Um Euren Garten gut zu bauen, müßtet Ihr 1) auf einige allgemeine Erinnerungen Acht geben; und dann 2) lernen, wie einzelne Gewächse zu behandeln sind.

Zu dem Ersten gehört:

1) Die Anlegung eines Gartens und Verbesserung des Gartenerdreichs.

Alle Vorschriften, einen Garten gut zu bestellen, würden unnüz seyn, wenn das Erdreich des Gartens nichts taugte. Wenn Ihr also einen neuen Garten anlegen wollt, so suchet, wo möglich, einen solchen Plaz auf Euren Gütern aus, wo ihr ein schwarzes Erdreich findet. Aber freilich ist nicht alles Erdreich, das schwarz aussieht, deswegen auch schon gut. Auf Moorlagen sieht die Erde auch schwarz aus, und taugt doch nichts. Leicht kann man es aber probiren, ob die schwarze Erde eine gute sey oder nicht; wenn man nemlich ein Stük davon an die Sonne leget und troknet. Bleibt die Erde, wenn sie auch troken ist, dennoch schwärzlich und eben so schwehr, wie vorher, so ist das ein gutes Erdreich. Machet ihr hingegen ein Stük von der schwarzen Erde einer Moorlage troken, so wird das Stük weißlich und leicht. Jedesmal, wenn also dieses geschieht, taugt die Erde nichts. Kann man ein solches Stük zum Garten wählen, das nach der Mittagsseite hin ein wenig herabhängt, so ist es auch gut. Die Mittagssonne scheint alsdann darauf, und die Früchte werden früher reif und wohlschmekender.

Aber

Aber grösstentheils braucht man darnach nicht zu fragen, sondern man muß mit einem Gartenlande vorlieb nehmen, wie man es nun eben hat oder kriegen kann. Taugt denn das Erdreich in dem schon habenden Garten nichts, so muß man suchen, es zu verbessern, wenn die Früchte gut gerathen sollen. Sähe zum Beispiel das Erdreich des Gartens gelb aus; wäre es also leimigt oder hart und thonigt: so muß man etwas Sand in den Garten bringen, damit die Erde mürbe und milder wird. Oder man muß vermoderten Mist von Pflanzen, oder gewöhnlich vermoderten Dünger etwas mehr wie gewöhnlich hineinbringen, damit das Erdreich schwärzer, also besser werde. Wäre hingegen das Gartenland zu sandig, so muß man es mit Fluß- oder Deicherde vermischen. Kann man indessen diese nicht haben, hat aber Gelegenheit von den öffentlichen Wegen im Dorf den Schlamm aufzuschlagen, in Haufen zu sezen und in den Garten zu bringen, oder Torf von Angern und Brüchen zu stechen, ihn etwas in Haufen durchbrennen zu lassen, und so in den Garten zu bringen; so wird man davon großen Nuzen bemerken. Wer ein gutes Schaaflager zu rechter Zeit in seinen Garten bekommen kann, der wende nur ja die Kosten daran, und versäume es nicht. Es bringt großen Nuzen, vorzüglich bey Sandlande.

2) Vom Umgraben des Küchengartens.

Auf das Umgraben des Gartens kommt sehr viel an. Bey aller Mühe und Fleiß, die man oft in der Folge auf die Wartung der Pflanzen wendet, gerathen sie nicht. Die Ursache davon ist blos, daß schlecht gegraben worden ist. Hier zu Lande ist man in dem Punkt hin und wieder recht nachläßig.

Man läßt im Frülling seinen Garten umpflügen; und gräbt ihn allenfals noch einmal leicht um. Dabei bleibt die Erde an vielen Orten hart. Und wie kann in solchem harten, schlecht gegrabenen Lande irgend eine Pflanze gut gerathen? Ein guter Hauswirth sieht beim Umgraben des Gartens auf folgendes: 1) Ehe ein Stük Gartenfeld umgegraben wird, muß vorher alles Unkraut, das darauf steht, abgerupft werden. Das hält man gemeiniglich für eine Kleinigkeit. Man läßt es mit untergraben, in der Meynung, es vermodere in der Erde und dünge alsdann zugleich. Von dem Unkraute, welches sich nicht durch seine Wurzeln vermehret, ist solches gewissermaßen richtig, wenn es nemlich nicht tief untergegraben wird. Aber wenn doch irgendwo schon Saamen daran sizt, und dieser mit dem Busch in die Erde gegraben wird; so hat der Saame hier erst Schuz gegen die Verwesung. Er kommt nach einem oder ein Paar Jahren, wenn das Erdreich wieder umgegraben wird, hervor, und bedekt das Land mit Unkraut. Eben so ist es mit dem Gras. Wenn es recht tief untergegraben wird, so verweset es wol. Wenn es aber nicht gar tief liegt, so kommt es in Kurzem wieder hervor, und wuchert desto mehr um sich herum. 2) Das Gartenland muß recht tief, wenigstens Ein oder Ein und einen halben Fuß tief gegraben werden. Sollte das Gartenerdreich nicht so tief gut seyn; so muß man es nicht in einem Jahr zwingen wollen, so tief umzugraben. Es würde zu viel wilde, schlechte Erde heraufkommen, worin die Gewächse nicht gerathen könnten. Man muß es nach und nach dahin zu bringen suchen, und Jedes Jahr nur ein oder zwei Zoll tiefer graben. Dann wird sich die schlechte Erde nach und nach mit der guten vermischen, edler werden, und man wird

binnen kurzer Zeit seinen Zwek erreicht haben. 3) Es müssen nicht große Kluten (Erdklöse) auf dem Lande liegen. Beim Umgraben muß nicht zu breit angesezt, sondern kurz abgestochen werden. Solte die Erde doch hin und wieder zu fest an einander hangen, sollen also Kluten liegen bleiben, so müssen diese mit der Schute durchgestochen werden. 4) Jede Wurzel von Unkraut, das sich besonders durch die Wurzeln vermehrt, muß sorgfältig ausgelesen werden. 5) Man muß nicht graben lassen, wenn es schneiet oder hagelt, oder zu stark regnet; auch dann nicht, wenn die Erde noch vom Regen zu naß seyn solte. Das Erdreich, das man unter solchen Umständen umgräbt, wird leicht schrollicht und unfruchtbar. Oft, ein Paar Jahre lang, kann man es an einem solchen Stüke merken, daß es nicht zu der Fruchtbarkeit gelangen kann, wie die andern, die zu einer bequemern Zeit umgegraben wurden. Auch bei gar zu großer Sonnenhize ist nicht gut zu graben, weil während dem Graben durch die große Hize alle Feuchtigkeit aus dem Lande ausgesogen wird.

3) Von der Nüzlichkeit des Herbstumgrabens des Küchengartens.

Dieses Umgraben des Gartenlandes im Herbst ist eine Arbeit, die hier zu Lande an den wenigsten Orten gebräuchlich ist. Sie bringt aber den ausgebreitetsten Nuzen. Vielen freilich kommt diese Arbeit unnüz, wenigen vortheilhaft, und den mehresten Menschen gar schädlich vor. Sie wissen die Gründe nicht, warum es anzupreisen sey; sie haben den Vortheil, der daraus entspringt, nie mit eigenen Augen gesehen. Hätten sie das, sie würden gewis anders urtheilen. Die Vortheile

des Umgrabens im Herbste sind diese: 1) Das Land wird dadurch weit geschikter, die nährenden Theile in sich zu ziehen, die durch Frost, Schnee und Regen ihm mitgetheilt werden. Das weiß doch gewiß Jeder unter Euch, daß durch Frost, Schnee und Wind die Erde wirklich Fruchtbarkeit erhält. Wenn das Land im Herbst nicht umgegraben ist, so ist es durch die Sonnenhize vom vorigen Jahre gleichsam wie mit einer Rinde überzogen; jene nährenden Theile, die durch Luft, Frost und Schnee ihr zugeführet werden sollten, können also nicht in dieselben dringen. Der Landmann weiß das auch so gut, daß er sein Feld jeden Herbst umpflügt. Wie weit nothwendiger wäre das also beim Garten, der ja noch mehr tragen muß, als das Feld! Und dabei geschiehet es nicht. Wie Unrecht! 2) Es dient sehr zur Vertilgung des Unkrauts. Wenn man etwas früh im Herbst hat umgraben lassen, so geht noch mancher Unkrautssaame im Herbst auf, und die junge Unkrautspflanze verfriert im Winter. Oder im Frühjahr kommt es bald hervor, und man kann durch Umharken oder Haken des Gartenstüks das Unkraut leicht vertilgen. Hat man hingegen im Frühjahr das Land erst umgegraben, so kommt das Unkraut später hervor. Die Pflanzen, die man darauf gesäet oder gepflanzet, sind auch herangewachsen. Ohne diesen zu schaden, kann man jenes alsdann oft nicht gut vertilgen. 3) Das Erdreich wird dadurch weit mürber, und die Pflanzen können also darin weit besser wurzeln und Nahrung aus der Erde herausziehen. Der gewöhnlichste und häufigste Einwurf, den man dagegen macht, ist der: Man habe im Herbst schlechterdings die Zeit dazu nicht; und wenn man es durch andere Leute solle thun lassen, so bringe es bei Weitem die Kosten nicht ein, die

man

man darauf verwende. Auch dieser Einwurf kommt zum Theil daher, daß man sich aus dem Garten gar zu wenig macht. Zu der Zeit, wenn man die Gartenfrüchte einerndtet, ist es bald geschehen, das Gartenland umzugraben, weil alsdann das Erdreich mürber ist, und ein Mann an einem Tage noch einmal so viel thun kann, als im Frühjahr. Man erspart also wirklich, wenn man der Kosten wegen besorgt ist, etwas. Denn im Früling braucht man das im Herbst gut umgegrabene Gartenland gar nicht wieder umgraben zu lassen. Doch dies gilt mehr nur vom Sandlande oder von solchen Gärten, die durch vieles Umgraben schon loker geworden sind. Bei diesen ist es vielmehr anzurathen, sie im Früling nicht wieder umzugraben. Es entspringt aus dem Herbstumgraben für diese 4) noch ein Vortheil. Die Feuchtigkeit erhält sich weit mehr in der Erde; die Pflanzen gehen eher auf; man erhält sie früher reif, als sonst. Man sehe z. B. nur ein Land mit Erbsen oder Bohnen bepflanzt, das im Herbst umgegraben ist, und ein anders, das im Früling beim Pflanzen der Erbsen umgegraben worden. Jenes wird immer schwarz und feucht aussehen, wenn dieses von den Frülingswinden, die meist recht herbe sind, ganz staubigt und dürre geworden ist. Die Erbsen werden also auf jenem im Herbst umgegrabenen Stük weit eher aufgehen, wie auf diesem, weil sie mehr Feuchtigkeit und Nahrung in der Erde finden und an sich ziehen können.

4) Vom Dünger für den Garten.

Eine Hauptsache bei dem Garten ist noch das gute Düngen; geschiehet das nicht, so kann nie was rechts im Garten wachsen. Die Gartengewächse ziehen sehr viele Frucht aus

der

der Erde. Auf viele Betten pflanzt man gar zweymal hinter einander im Sommer etwas. Sind nun durch Dünger dem Boden die nährenden Theile nicht wiedergegeben worden, so kann schlechterdings nichts rechts darauf wachsen. Gerade hierin fehlt man in diesen Gegenden auch häufig. Man bringt erst den Mist aufs Feld, und läßt dann nur dürftig für den Garten etwas übrig. Jenes ist nun recht gut. Hat man aber des Feldes zu viel, des Viehes hingegen zu wenig: so solte man lieber ein Stük Feld gar nicht besäen, und dafür dem Garten seine völlige Befriedigung geben. Denn was hilfts nun, wenn man auf denselben alle Mühe umsonst verwendet? Wenn man kleine, kümmerliche, elende Früchte einerndtet? Der unterste Mist aus der Mistgrube, der schon recht durchgebrannt und klein ist, taugt am besten für den Garten. Noch besser ist es, wenn man ein halbes Jahr vorher den Mist für den Garten bestimmen kann, ihn auf einen Haufen sezt, mit Erde bedekt, damit er recht durchbrenne, und ihn alle 6 Wochen umstechen läßt. Die Mühe, die man damit hat, oder die Kosten, die man davon haben solte, werden Einem reichlich ersezt. Mit dem frischen, langen Mist kommt nemlich erstaunend viel Unkrautsaamen in den Garten. Man bekommt alsdann den Garten nie rein von Unkraut. Mit dem Garten hat man tausendmal mehr Mühe, Schaden oder Kosten, als jene vorherige Behandlung des Mistes einem verursacht haben würde. Denn beim Durchbrennen des Mistes verbrennt der Unkrautssaame auch, oder wird beim Umstechen, wenn er eben im Aufkeimen ist, zerstöret. In jenem langen strohenem Mist halten sich auch leicht die Mäuse auf. Viele schädliche Ungeziefer erzeugen sich in demselben; und er schadet

auch sehr den Pflanzen, wenn sie gerade mit der Wurzel darin zu stehen kommen. Die Wurzel verbrennt; die Pflanze wird krank, die Blätter schrumpfen zusammen; werden gelb, und die Pflanze stirbt oft ganz ab. Freilich bleiben es so viele Fuder nicht, wenn er auf einem solchen Haufen gestanden hat; er fält zusammen. Das thut aber nichts. Diese wenigen Fuder kurzen Mists sind eben so gut, wo nicht noch besser, als jene mehreren Fuder langen Mists waren.

5) Vom Düngermagazin im Garten und von Vertilgung der Queken und Saudiesteln.

Um einen herrlichen Dünger, den man für den Garten haben könnte, bringt sich der gröste Theil der Gartenbauer selbst. So bald die Früchte aufgegangen sind, und man sie vom Unkraut unterscheiden kann, müssen sie vom Unkraut gereiniget werden. Was von diesem Unkraut fürs Vieh brauchbar ist, muß für diese aufgehoben werden. Das thut man auch. Das übrige aber bringt man als etwas ganz Unnüzes aus dem Garten heraus, und wirft es in den Weg. Eben dieses aber, wenn es aufgehoben und zusammengespart würde, wird ein herrlicher Dünger. Vorzüglich die kleinen Gewächse und Saamereien, z. B. Peterssilienwurzeln, Zellerie, Timian, Majoran ꝛc. wachsen außerordentlich gut darin; besser, als wenn man andern gewöhnlichen Mist darunter bringet. Man macht es mit dem Aussammlen dieses Unkrauts so: In einer Ecke des Gartens wählt man ein Plätzchen, gräbt auch wol eine kleine Grube. In diese Ecke oder Grube wirft man alles Unkraut, was sonst nicht zu gebrauchen ist, auch die durch den Winter stehen gebliebenen Wurzeln von braunem Kohl und weißem Kohl.

Gewöhn-

Gewöhnlich pflegt man sonst ein groſses Feuer im Frülling in dem Garten zu machen, um alle diese Sachen aus dem Wege zu schaffen. Man glaubt, man habe von der Asche alsdann eben den Dünger. Darin irret man sich aber sehr. Die besten, fruchtbarsten Theile gehen in dem diken Rauch, der von dem Feuer aufsteigt, verloren. Wenn man Gartenwege schabet und reiniget, so bringt man die losgemachte Erde auch in jenes Magazin; oder, liegt der Garten nahe beim Hause, auch den Unrath, der im Hause ausgekehret worden ist, Schutt von eingefallenen Wänden, Sagespane ꝛc. Man sticht diesen Haufen wol alle Vierteljahr einmal um, damit Alles desto besser durchbrenne, und Alles desto eher zu Erde werde. Nur zweyerley Unkraut darf man auf diesen Haufen nicht bringen; keine Queken und keine Saudiesteln. Brächte man diese dahin, und hernach die Erde in den Garten; so würde man ihn gleichsam damit übersäen. Denn beiderley Unkraut verweset in dem Haufen nicht, sondern breitet sich noch mehr aus. Mit Vertilgung dieses so schädlichen Unkrauts macht man es vielmehr so. Wenn die Queken beim Umgraben des Gartenlandes nicht recht ausgesucht sind; so hebt man sie mit der Hake gleich heraus, so bald die grünen Graskeimen davon hervorkommen. Man muß aber ja dahin sehen, daß man die ganze Wurzel herauszieht. Bricht sie ab und bleibt nur das Geringste davon in der Erde, so breitet sich dieses kleine Stükchen desto mehr wieder aus. Wo man also das ganze Jahr hindurch nur Queken-Gras hervorkommen sieht, muß man die Wurzel auszuheben suchen. Dieses Unkraut zieht sonst sehr viele Nahrung aus dem Lande heraus. Aus den Heken kann man sie nicht immer ganz herauskriegen, wenn sie da schon zu viel ein-

gewu-

gewuchert sind. Wenn das ist, so muß man lieber an der Heke einen halben Fuß breit einen leeren Raum lassen, damit man desto besser vorbeugen könne, daß sie nicht aufs Land selbst kommen. Die Saudisteln, die auch dem Lande sehr viele Nahrung nehmen, pflanzen sich auf eine doppelte Art schnell fort; durch die Wurzeln und durch den Saamen. Der Saame fliegt im Garten herum, weil er bei seiner Reife Wolle bekommt, und besaamet den ganzen Garten. Es hält schwer, die Wurzeln ganz aus der Erde zu kriegen. Man kann aber dieses Unkrauts los werden, wenn man im April ohngefehr 2 Zoll tief in der Erde die Wurzel abschneidet, daß die so genannte Dose, die alsdann heraus gekommen ist, ganz davon kommt; alsdann verblutet sich, wie man sagt, die Wurzel, und verdorret in der Erde. Hat man das versäumt, so läßt man die Distel aufschießen. Wenn sie so hoch ist, daß sie die gelbe Blume bekommen will, so stehet sie los in der Erde, und man kann sie mit leichter Mühe alsdann herauszihen. Nur muß man sie ja nicht erst so weit kommen lassen, daß sie Saamen hat; thäte man das, so würde alle Mühe, sie auszurotten, vergebens seyn, weil dieser sich so leicht herumstreut. Beides Unkraut bringt man, wie bemerkt, ganz aus dem Garten heraus, und ja nicht in das Düngermagazin.

6) Vom Behaken der Früchte.

Es ist sehr gut, wenn verschiedene Früchte, z. B. brauner Kohl, Bitsbohnen, Kartoffeln ꝛc., von Zeit zu Zeit behaket werden. Man gebraucht dazu die gewöhnliche Gartenhake, die wol jeder unter Euch gesehen hat. An der einen Seite ist sie eine platte Hake, an der andern Seite sind 2 oder 3 Zinken.

Diese

Diese dienen dazu, um Unkraut, das fest in der Erde sizt, los zu machen. Dieses öftere Behaken der Früchte hat mancherley Nuzen. 1) Es störet dem Aufkommen des Unkrauts. Es ist bald geschehen. Binnen einer Stunde kann man alles Unkraut auf einem großen Stük, das behakt werden kann, vertilgt haben. 2) Es lokert die Erde auf, und sezt sie in den Stand, daß Luft, Regen, Thau und Sonne, zu ihrer desto größern Fruchtbarkeit einen bessern Einfluß in dieselbe haben können. Nemlich die Sonne erwärmt dann desto eher die Wurzeln der Pflanze; Regen und Thau sammlet sich mehr darin; vorzüglich in dürrer Zeit ist es nüzlich. Ueberhaupt wird man finden, daß jedes Gewächs, welches behakt oder behaufet worden, beynahe zusehends wachse. Manche Arten von Geschmeiß schaden denn auch den Früchten nicht so sehr. Nur muß man dieses Behaken nicht zu einer Zeit thun, wenn es gar zu naß ist; sonst können dadurch die Früchte leicht in Fäulniß gerathen.

7) Vom Zuschlagen des Landes, worauf kleine Sämereien gesäet sind.

Dieses Zuschlagen des Landes, worauf man Wurzeln, Peterssilie, Timian, Majoran, überhaupt allerlei kleine Sämereien gesäet hat, geschiehet noch selten; und hat doch seinen großen Nuzen. Man gebraucht dazu ein dikes viereckigtes Brett, in dessen Mitte man einen Stok befestiget. Bei den Feldfrüchten sieht man dessen Nuzen ein; man läßt die Sommerfrüchte zutreddden, und eben den Nuzen hat es auch mit den Gartenfrüchten. Die Saamenkörner, die, ohngeachtet des Harkens, oben auf liegen bleiben, oder etwa unter einen

kleinen

kleinen Erdklumpen zu liegen kommen werden, fest gedrükt, und also doch mit Erde vermischt werden. Die fruchtbare Feuchtigkeit bleibt länger in der Oberfläche des Beets, und den etwa nur flach liegenden Saamenkörnern kann ihre Nahrung nicht so bald von Wind und Sonne entzogen werden. Auch gegen die so genannte Erdflöhe ist es gut. Man findet, daß Sämereien, die zugeschlagen sind, bei weitem nicht so gefressen werden, als die, bei denen es nicht geschehen ist. Die Pflanzen werden weit fester und gestempelter. Nur dieses Zuschlagen muß auch mit Unterschied geschehen. Geschieht es im Sommer, da das Erdreich nicht mehr naß und pakigt ist, so kann das Beet nicht leicht zu fest zugeschlagen werden. Geschieht es aber im Februar, Merz oder einem feuchten April, wenn der Boden noch sehr naß und feucht ist, so muß es freilich nur gelinde geschehen. Indessen würde man auch hievon keinen Nuzen haben, wenn man, nach Gewohnheit Einiger, die Sämereien gar zu dik säete. Das sieht anfangs, wenn der Saamen aufgeht, wol gut aus. Die Pflanzen werden auch bald gros; denn sie drängen sich einander in die Höhe, weil sie so nahe stehen: aber es ist gar keine Kraft darinnen. Und wenn man sie etwa verpflanzt; so haben sie lange Zeit, ehe sie recht zum Wachsthum kommen können. Hingegen, wenn sie dünne gesäet worden, und dann verpflanzt werden, so wachsen sie mit weit mehrerer Lust, und man bekommt eher etwas davon, als von jenen zu dik gesäeten.

8) Vom Begießen.

So lange es nicht höchst nöthig ist, unterlasse man das Begießen der Gewächse. Hat man es erst einmal gethan, so

muß man, so lange es troken ist, damit fortfahren; sonst hat man gewis Schaden davon. Man kann aber sehr oft die Erfahrung machen, daß die Pflanzen, die nicht begossen worden sind, frisch umgepflanzte ausgenommen, nicht leicht vetdörren, wenn es auch oft des Mittags so scheint, und daß sie in der Folge besser fortkommen, als die oft begossenen. Wenn man indessen begießt, so muß man so wenig, wie möglich, die Pflanze selbst begießen, sondern das Erdreich um dieselbe herum. Damit aber die Pflanze nicht dadurch losgespült wird, muß man sie des folgenden Morgens wieder fest drüken. Bei heissen Tagen muß dies Begießen des Morgens und Abends geschehen, und zwar mit fließendem weichen Wasser; Quellwasser taugt gar nicht dazu. Damit aber das Feld nicht dadurch zu fest werde; so muß es bisweilen aufgelokert werden.

9) Von der Eintheilung des Gartenlandes.

Daß man nicht alle Jahr ein und dieselbe Frucht auf ein Land säen oder pflanzen müsse, ist bekannt. Der Landmann weiß das auch bei seinem Aker. Er läßt nach der Brake auf demselbea eine Fruchtart mit der andern abwechseln. So muß es auch im Garten seyn. Wolte man alle Jahr, z. B. auf ein und dasselbe Beet im Garten Bohnen oder Erbsen pflanzen, so würden sie zulezt nicht gerathen. Denn eine jede Frucht zieht für sich gewisse Nahrungstheile aus der Erde heraus. Die Kartoffel zieht andere Nahrungstheile heraus als der Kohl. Hat also auf einem Felde Kohl gestanden, so hat er die Nahrungstheile herausgezogen, die für ihn waren; auf eben demselben können daher noch gute Kartoffeln gerathen, weil diese Nahrung aus der Erde bedürfen, die der Kohl nicht

herausgezogen hatte. Es bringt großen Schaden, wenn man diese Abtheilung nicht gemacht hat, wenn man etwa Pflanzen in sein Land sezt, das eben gedünget worden, und die nich gut in frisch gedüngtem Lande gerathen. Am besten ist es, wenn man seinen Garten in 4 Theile theilt. Ein Theil, den Jeder so groß oder klein nehmen kann, als er es nöthig hat, muß zu kleinen Gewächsen bestimmt seyn. Dieser muß alle Jahr von neuen gedünget werden, weil alle diese Früchte viele Galle bedürfen. Der übrige Garten würde also in 3 gleiche Theile getheilet. Ein Theil würde jedes Jahr nur recht gedünget. Auf diesen käme das eine Jahr brauner und weißer Kohl; denn je fetter der Kohl steht, desto besser geräth er. Im folgenden Jahr käme auf dies Land, ohne daß es gedünget würde, Wurzeln, Kartoffeln und auch wol Vitsbohnen. Im dritten Jahr, ohne daß also wieder gedünget würde, Erbsen, Bohnen und Vitsbohnen. Jedes Jahr würde also ein Stük im Garten recht stark gedüngt. Dies wechselte um, und nach Verlauf von 3 Jahren würde es erst wieder gedüngt. Nach 3 Jahren können also auch auf dasselbe wiederum dieselben Gewächse gepflanz werden, die vor 3 Jahren darauf gestanden haben.

10) Von Vertilgung mancherley Garten-Ungeziefers.

Es würde zu weitläuftig werden, von der Vertilgung aller Arten von Gartenungeziefer hier etwas zu sagen. Anhaltende Aufmerksamkeit und Fleis, sie bei ihrem ersten Aufkommen auszurotten, ist bei einem großen Theile desselben schon hinreichend, sie zu vertilgen. Nur von der Vertilgung einiger,

besonders schädlicher Ungeziefer, soll darum hier etwas gesagt werden.

Die Raupen kann man bei allen weitläuftig gesezten Gewächsen blos durch das öftere Behaken vertilgen. Nemlich durch dieses Behaken werden die Pflanzen immer in gutem Wachsthum erhalten. Die Schmetterlinge legen ihre Eier, woraus die Raupen entstehen, niemals auf gesunde Pflanzen; so bald sie aber im Wachsthum zurükbleiben, werden sie gleich mit den Eiern dieser Insekten besezt. Und so verhält es sich überhaupt mit den Pflanzen, daß sie selten von Insekten (Geschmeiß) angefallen werden, wenn sie gesund sind; wenn sie aber kränkeln, werden sie davon bald angefüllt, so daß also die Krankheit eine Ursache des Geschmeißes, nicht aber das Geschmeiße eine Ursache der Krankheit ist. Auch hilft das gegen die Raupen, wenn man aus einer etwa nahe liegenden Flachsrothe, die Gewächse mit faulendem, stinkenden Wasser begießen läßt, auch von dem auf dem Flachs gelegenen Stroh etwas auf das Feld legt. Der stinkende Geruch vertreibt sie. Wenn erst die kalten Nächte gegen Michaelis eintreten, so ist auch folgendes Mittel sehr gut. Man begieße gegen Abend die Pflanzen stark. Die Raupen fallen alsdann von den Früchten herunter, auf die Erde. An den nassen Pflanzen können sie nicht wieder heraufkriechen, und sterben in den kalten Nächten auf der Erde. Die Schneken thun oft den Erbsen vielen Schaden. Sie liegen des Tages bei den Wurzeln derselben in der Erde; kriechen des Nachts an dem Stengel herauf und fressen ihn kahl. Wo man aus Nachläßigkeit das Unkraut überhand nehmen läßt, findet man sie am meisten. Fleißiges Ausgäten des Unkrauts und Auflokern des Bodens mit der

Hake,

Hake, wodurch ihr Lager zerstört wird, hilft sehr viel gegen sie. Wenn in der Nähe des Gartens ein Gewässer ist, worin sich Frösche aufhalten, so hat man an diesen herrliche Hülfe zur Vertilgung der Schneken. Sie kommen des Nachts aus dem Wasser in den Garten, und fressen die Schneken.

Die Engerlinge schaden vorzüglich den Salatpflanzen. In manchen Jahren werden diesen die Wurzeln abgefressen und sie in die Erde gezogen. Hebet man die Erde alsdann ein oder zwey Zoll tief aus, so findet man einen 1 oder $1\frac{1}{2}$ Zoll langen Wurm darunter, der einem Holzwurm ähnlich ist, und eine schwarzgraue auch wol gelbe Farbe hat. Suchet man diese nicht heraus, so gehet der Salat auf der Reihe hin verloren. Und pflanzt man, wenn man sie nicht herausgesucht hat, auf dieselbe Stelle andere Pflanzen, so werden auch diese sogleich wieder aufgefressen.

Von dem Erdfloh oder Erdfliegen leiden besonders Mayrüben und Kohlsaamen sehr viel. Auch den Blüten der Saatrüben und Saatkohlstrünken ist er gefährlich. Man hat dagegen mehrere Mittel. Etwas hilft es, wenn man den auszusäenden Rüben- oder Kohlsaamen erst in Thran einweicht, oder das Feld mit Asche bestreut. Säet man diesen Saamen auf ein im Herbst umgegrabenes nicht gar zu fettes Erdreich, das etwas im Schatten liegt; so ist man auch etwas dagegen gesichert. Ist es ein, eben aus Torf umgebrochenes Land, so hat man nichts von Erdflegen zu fürchten. Das bewährteste Mittel dagegen ist indeß dieses. So bald man merkt, daß die jungen, aufgegangenen Pflänzchen davon angefressen werden;

oder wenn die Rüben beim Saamentragen Schoten ansezen wollen, und sie darauf fallen; so begieße man sie nur einige Tage hinter einander alle Paar Stunden recht stark, und sie verlieren sich alsdann gewis.

Gegen Mäuse vermische man Arsenikum mit gehaktem Fleisch und Zuker, und wirft es in Kugeln in ihre Gänge. Oder man wälzt kleine Würfel von Brod in dem Gift herum, damit das Gift in dessen Oefnungen falle, und legt ihnen solche in die Löcher. Nur muß man sich hüten, daß keine Hunde und Kazen dabei kommen. Am besten ist es, wenn man sie todtschießt. Man gräbt ihre Löcher auf und legt Salat vor die Oefnung. So bald sie kommen, um diesen herein zu holen, kann man sie leicht erschießen.

Maulwürfe richten oft auch in den Gärten große Zerstörungen an. Es giebt kein besseres Mittel dagegen, als ihnen aufzupassen, wenn sie werfen, und mit der Schute sie herauszuheben. Hat man an einem Tage einen gefangen; so fängt man den andern auch leicht, der zu dem Paare gehört, wenn man nur eine oder zwey Stunden an derselben Stelle stehen bleibt. Es ist übrigens nicht gut, wenn man die von ihnen aufgeworfenen Haufen niedertritt. Denn theils wachsen viel gesäete Früchte doch grösstentheils durch den Haufen durch; theils wenn es Früchte sind, die von dem Aufwerfen verderben; so werden nur durch das Niedertreten der Haufen noch mehr Früchte verdorben, weil der Maulwurf alsdann desto hizziger wird, und nur desto mehr neue Haufen aufwirft. So verderblich indessen die Zerstörung ist, die diese Thiere anrich-

ten, so sind sie doch dazu gut, daß sie die, den jungen Pflanzen so schädlichen Regenwürmer verzehren.

Alle diese, bis jezt gegebenen allgemeinen Erinnerungen über den Bau Eurer Garten, müssen jederzeit genau beobachtet werden. Den Nuzen davon wird Jeder binnen kurzem selbst erfahren, und alsdann keinen davon für unwichtig halten. Man erfährt es sonst oft zu seinem Schaden, wenn man in vielen Punkten das Seinige gethan hat, und versäumt es in Einem, daß eben dadurch aller Fleis und Mühe, die man sich gegeben hat, vergebens wird. Um zu wissen, was das ganze Jahr hindurch im Garten zu thun ist, darf man nur in jedem Monat in den jezt folgenden Gartenkalender sehen. Nach diesen Kalender folgt eine kurze Anweisung, wie Einzelne Gewächse zu behandeln sind, und Jeder kann es leicht finden, wie er ein Einzelnes Gewächs behandeln soll, wenn er nur nachsieht; denn die Gewächse sind nach dem A. B. C. gesezt.

Gartenkalender.

im Januarius.

Geschieht gewöhnlich im Garten nichts. Zu Haus sehe man nach, ob etwa an einem oder dem andern der im Keller verwahrten Gartengewächse Fäulniß entstanden, und puzt das Angefaulte aus. Bei gelinder Witterung öfnet man die Kellerlöcher bei Tag, und macht sie des Nachts wieder zu.

im Februar.

Bei anhaltender Winterwitterung wie im Januar. Aber bei aufgegangener Erde sind zu pflanzen Erbsen und Bohnen; zu säen Salat, Peterssilie, Körbel, frühe Carotten, Pastinak, Peterssilienwurzeln, Zuker- und Haferwurzeln, Spinat, Sellerie, Schnittkohl, früher Wirsing, weißer grosser Kopfkohl, hoher brauner Kohl, Zipollen, früher Blumenkohl, und Kohlrabi über der Erde.

im März

im März.

1) Sollte im Februar die Winterwitterung angehalten haben, so säet und pflanzet man in diesem Monat bei aufgegangener Erde, was im Februar bemerkt ward.

2) Bei guter, warmer Witterung kann man Sommerkartoffeln pflanzen.

3) Umgelegt oder umgepflanzt wird Timian, Sauerampfer, Schnittlauch, Raute, Salbey, Melisse, Lavendel.

4) Verpflanzt werden noch die übrigen Winterkohlpflanzen.

5) Behakt und gereinigt wird der im Herbst gepflanzte Winterkohl, Salat und Spinat.

im April.

Ist 1) zu säen: gelbe Wurzeln, Pastinak, Kresse, Timian, Portulak, Fenchel, Dill, Salbey, Raute, Melisse, Porre, Mayrüben, Radies, rothe Rüben, Bete, und wenn es nöthig ist, abermals hoher brauner Kohl.

2) Zu pflanzen, die lezten Kartoffeln, zum frühen Gebrauch: Gurken, Krupvitsbohnen, auch türkische Bohnen.

3) Zu reinigen vom Unkraut und zu behaken die aufgegangenen Erbsen und Bohnen. Besonders sind die Salatpflanzen wegzunehmen, so wie sie sich berühren.

4) Zu stiefeln oder zu stökern sind die ersten Erbsen.

5) Zu verpflanzen, die Salatpflanzen, die gegen Ende dieses Monats dazu die Größe haben.

6) Zu säen, Cichorienwurzeln, Mohn und Senf.

im May.

Ist 1) zu säen: später Blümenkohl, Stekrüben, Majoran, Gurken, Kürbisse, später brauner Kohl, Sommerrettig.

2) Zu pflanzen um alten Maytag, Vitsbohnen.

3) Zu verpflanzen die Pflanzen von allerley Kohl, die gegen Ende dieses Monats die Größe dazu haben; desgleichen von Bete, Salat.

4) Zu reinigen den Garten von den nun hervorwachsenden Sau- und Gänsedisteln, und solche in diesem und dem folgenden Monat oft tief abzustechen.

5) Allerley Pflanzenwerk zu gäten, und da, wo es zu dicht steht, auszuziehen.

6) Die Pflanzen, die von Erdflegen leiden, alle Paar Stunden begießen zu lassen.

im Junius.

Ist 1) zu säen um Johanni Winterendivien und Winterrettig.

2) Zu verpflanzen Porre, Stekrüben, Selleri, rothe Rüben, später Blumenkohl, Majoran.

3) Zu behaken, Kartoffeln, Selleri, Kohl, Porre, rothe Rüben.

4) Wenn die Saamenstauden vom Kohl Schoten ansezen wollen, gegen die Erdflegen begießen zu lassen.

5) Zu beschneiden: Salbey, Timian, Melisse.

im Julius.

Ist 1) zu säen: Herbstkarotten, Rüben, Winterkohl, Winterspinat.

2) Zu

2) Zu verpflanzen: brauner Kohl auf die ledigen Erbsen- oder Bohnenfelder, desgleichen Winterendivien.

3) Der erste braune Kohl zu behaken, so oft sich Unkraut dazwischen sehen läßt.

4) Aufzunehmen, Scharlotten, Johannislauch, Perlauch, Zipollen, so bald ihre Dosen umfallen. — Zu beschneiden, Thimian, Majoran, Salbey, so oft er gros genug dazu ist.

im August.

Ist 1) zu säen, Feldsalat oder Rapünzel, Winterssalat, Petersille und Körbel zum künftigen Gebrauch im Früling.

2) Zu pflanzen, Johannislauch und Perlauch.

3) Endivien von Unkraut zu reinigen und zu behaken; auch einige Stauden mit Bast aufzubinden, damit er frühzeitig gelb wird.

4) Zum leztenmal zu beschneiden: Thimian, Salbey, Lavendel, und Raute.

im September.

Ist 1) zu säen, Winterspinat, um ihn gegen Pfingsten zu gebrauchen; zu legen, Scharlotten.

2) Abzuschneiden, ohngefehr 8 Tage vor dem Aufnehmen, das Kraut der Wurzeln fürs Vieh.

3) Auszugraben am Ende dieses Monats bei trokenem Wetter: Wurzeln, Kartoffeln, Peterssilienwurzeln, Sellery ꝛc.; überhaupt alles, was bei einer trokenen guten Witterung um Michaelis schon reif ist.

4) Ist Sand in den Keller bringen zu lassen.

im Oktober.

im Oktober.

Ist 1) zu verpflanzen, Winterkohl, Wintersalat, brauner Kohl.

2) Zu säen, Körbel, Petersilie, Pastinak, zum Frülingsgebrauch.

3) Aufzunehmen bei trokenem Wetter: Alles was aus dem Garten nach Haus gebracht werden muß, außer braunem Kohl.

4) So bald die Früchte vom Felde herunter sind, es umgraben zu lassen; und wo möglich, den nöthigen Mist gleich unterzubringen.

im November.

Fortzufahren mit nach Hausbringen der Früchte und Umgraben des Gartenlandes, wenn es im Oktober noch nicht geschehen konnte; auch den braunen Kohl aufzuhauen, wenn man ihn nicht im Garten stehen lassen kann. Dies leztere vorzüglich am Ende dieses Monats.

im December.

Wenn alles Land im Garten umgegraben worden, so giebt es in diesem Monat keine Arbeit mehr darin; und hat man alsdann nur seine Sorgfalt auf Erhaltung der Früchte im Hause zu verwenden.

So gut man auch das alles im Kopf hat, woran dieser Kalender erinnert; so nöthig ist es doch, daß man ihn vom Februar bis Oktober vor Augen hat. Man vergisset sonst nur gar zu leicht, dieß oder Jenes zu besorgen, oder verrichten zu

lassen

lassen. Und dann hat man den Schaden, daß man dieses oder jenes Gewächs in diesem Jahr entbehren muß; oder es doch nicht zur rechten Zeit hat.

Die in diesem Kalender bestimmte Zeit, wenn ein Saame gesäet werden solle, ist nicht so schlechterdings nothwendig. Es muß nicht gerade zu Anfang, oder in der Mitte oder am Ende des Monats geschehen, wenn das Gewächs gerathen soll.

Ist die Witterung 6 oder 8 Tage vor der Bestellungszeit zu der Bestellung vorzüglich gut, so muß die Bestellung schon alsdann vorgenommen werden, weil zu befürchten ist, daß sie zu der gehörigen Bestellungszeit vielleicht schlechter seyn mögte. Eben so kann man auch gut 8 bis 10 Tage warten, wenn zu der gehörigen Bestellungszeit die Witterung zu naß oder zu dürre seyn solte.

Nun noch etwas weniges, wie Einzelne Gewächse behandelt werden müssen.

Bete, oder Mangold.

Die gelbe Bete ist besser als die grüne; man legt im April den Saamen in Furchen ohngefähr 2 Zoll von einander. Wenn die Pflanzen 6 Blätter haben, so verpflanzt man sie ohngefehr 2 Fuß ins Quadrat in ein sonnenreiches, fettes Land. Zwischen durch kann man Salat pflanzen, der schon verbraucht worden ist, ehe die Bete das ganze Feld mit den Blättern bedekt. Weil manchmal im Winter die Bete verfault oder verfriert; so muß man einige Pflanzen zu Haus gut aufbewahren, und sie bei guter Witterung im Früling wieder verpflanzen, um Saamen zu ziehen.

Bohnen.

Bohnen.

Die großen Bohnen werden gepflanzt, so bald die Erde aufgeht, und zwar in das magerste Land. Der Pflanzer, den man dazu braucht, muß 4 Fuß breit, seine Zaken müssen 4 Zoll lang und 1 Fuß weit von einander entfernt seyn. Bei den gewöhnlichen Bohnenpflänzern sind die Zaken zu nahe an einander. Man hat keinen Schaden dabei, daß bei diesen Pflanzen die Zaken 1 Fuß breit auseinander sind. Die Bohnen wuchern alsdann desto mehr. Es können wol 3 Halme aus einer Bohne kommen. Auch noch den Vortheil hat man bei diesem weitläuftigeren Pflanzen der Bohnen, daß man sie, so lange sie nicht zu gros sind, durch häufiges Behaken rein erhalten kann. Wenn die Bohnen zur Saat recht gesund sind, so braucht man nur Eine in jedes Loch zu werfen; sonst freilich wol zwei. Man pflanzt die Bohnen in Eins weg, ohne einen Weg dazwischen zu machen. Bis an das Ende des Mais können sie nur gepflanzt werden. Wenn sie anfangen zu blühen, schneidet man sie oben ab, damit der obere Theil der Blüten, und der fernere Wachsthum des Halms, wovon man doch nichts hat, der Frucht nicht zu viel Nahrung nehme. Es ist dieß auch ein sehr gutes Mittel gegen den so genannten Mehlthau. Das Geschmeiß sezt sich gewöhnlich erst oben an, weil es hier am zartesten ist; von da aus verbreitet es sich über Blumen, und den ganzen Halm. Wenn man nun oben den Kopf abgeschnitten hat, so kan es sich an den übrigen Halm nicht gut ansezen. Die Bohnen, die man zur Saat haben will, muß man gar nicht bepfliken; gut ist es auch, wenn man sie allein pflanzt. So bald ein Bohnenfeld leer ist, wird Kohl darauf gepflanzt.

Blumen-

Blumenkohl.

So bald die Erde aufgegangen ist, im Februar oder März, säet man den Saamen, wo möglich, an einen schattigten Ort. So bald die Pflanzen gros genug sind, verpflanzt man sie auf ein gedüngtes Land. Man macht mit der Hake eine Furche, und pflanzt ihn 1 Fuß weit auseinander hinein. Auf dem freien Felde geräth er oft besser als im Garten, weil mehr Luft auf dem Felde um ihn herumstreichen kann, als im Garten. Weil er im Garten mehr eingeschlossen steht, so kommt es daher, daß die Blumen eher durchschießen, und man sie also nicht so breit und gut bekommt. Will man ihn also im Garten pflanzen, so muß man ihn an den hellesten, luftigsten Ort pflanzen.

Carotten (oder gelbe Wurzeln.)

Die frühen Carotten müssen, so bald die Erde aufgegangen ist, gesäet und zugeschlagen werden. Man muß sie nicht gar [illegible]it und in ein Land säen, das im Jahr vorher gedünget worden ist. Auch kann man sie wol unter Bohnen säen, wenn das Feld schon so rein ist, daß die Bohnen nicht mehr behakt zu werden nöthig haben. Die Carotten, die man noch zu rechter Zeit im Winter haben will, säet man im Julius. Die gesundesten Carotten hebt man zur Saat auf.

Dill.

Wenn er im Garten nicht von selbst wächset, so säet man ihn im April in fettes Erdreich, wo er sich nachher von selbst fortpflanzen kann. Wenn man den reif werdenden Saamen nicht bei Zeiten abschneidet; muß man ihn im folgenden Jahr wie Unkraut ausgäten lassen.

Endtvien.

Der kleine, krause Endtvien ist der beste; doch hat man noch eine andere Art mit starken diken Blättern, die markigter ist. Man säet den Saamen ohngefehr um Johanni, ganz dünn, und schlägt das Land zu. So bald die Pflanzen gros genug sind, verpflanzt man sie auf lediges Erbsenland, oder dahin, wo frühreife Kartoffeln gestanden haben, Einen Fuß weit aus einander. Am Ende August, wenn die Blätter schon lang genug sind, bindet man einige mit Bast auf, damit er frühzeitig gelb und zum Genuß brauchbar werde. Wenn ein nasser Herbst eintritt; so ist dies Aufbinden auch dazu gut, daß er nicht so leicht verfault.

Erbsen

lieben einen trokenen Boden. So bald die Erde aufgegangen ist, muß man die frühreifen pflanzen. An der Blüte kann man sehen, welches frühreife oder spätreife Erbsen sind. Die frühreifen fangen von unten auf an zu blühen; die spätreifen von oben an. Man braucht zum Pflanzen einen Pflänzer, der 3 Fuß lang ist, und dessen Zaken 3 Zoll lang und 2 Zoll von einander sind. Eben so breit, wie die Pflanze ist, wird auch das Bett. Diese schmalen Beete haben den Nuzen, daß die Sonne desto besser an die Wurzel scheinen kann; man kann auch von allen Seiten desto besser hinzukommen und zerreißet an den Erbsen nichts. Die mitten stehenden Erbsen tragen dann eben so gut, als wie die an den Enden, weil Luft hinzukommen kann. Bei breiten Betten ist das nicht der Fall; da sizen nur die an den Enden am vollsten. Man pflanzt die Erbsen in die Länge des Stükes, 3 Reihen auf jedes Beet.

Man

Man kann sie alsdann mit der schmalen Harke, ehe sie gestiefelt sind, vom Unkraut reinigen. Bei dem sonst gewöhnlichen Pflanzen, wo sie in der Breite des Bettes nur nahe bei einander gepflanzt sind, geht dieß nicht an. Auf diesen nimmt darum das Unkraut oft sehr überhand. In Jedes Loch wirft man von ausgesuchten Erbsen 2, sonst auch wol 3. Es ist gut, daß man die Erbsen, die man zur Saat haben will, allein pflanzt, und nichts davon pflükt. Wenn auf den Betten mehrere Erbsen neben einander stehen, so arten sie leicht aus.

Fenchel.

Säet man im April in fettes Land. Er hält sich im Winter oft durch. Wenn man nur ein Paar Stauden stehen läßt, so bekommt man Saamen genug.

Gurken.

Ob der Gurkensaame gut sey, probirt man auf diese Art: Man schüttet ihn in ein Glas Wasser; die Kerne, die oben schwimmen, taugen nichts; die niedergefallenen sind gut. Man pflanzt sie in gutes gedüngtes Land, 6 Zoll auseinander. An der Seite pflanzt man Lattich. Das Unkraut wird, so bald es sich sehen läßt, mit einer Hake dabei weggescharrt. Eben so macht man es auch mit Kürbissen; außer, daß diese weit auseinander stehen müssen. Die zunächst an der Wurzel sizenden, behält man zum Saamen. Von 2 oder 3 kann man auf einige Jahre genug Saamen bekommen.

Haferwurzel.

Legt man am besten in eine Reihe am Bette hinaus; sie dienen alsdann zur Einfassung des Bettes. Man säet sie,

so bald die Erde aufgegangen ist. Sollten sie zu dik stehen, so zieht man so viele dazwischen weg, daß sie ohngefehr einen halben Fuß weit von einander stehen. Vor Martini kann man sie nicht gut brauchen.

Johannislauch.

Zwiebeln von diesem Lauch pflanzt man im Anfang Augusts in mürbes, aber nicht frisch gedüngtes Erdreich in Reihen, 3 Zoll tief und 1 Fuß weit auseinander. Im Früling behakt man sie; und wirft kurzen Mist dazwischen. Gegen Johanni ist das Lauch reif und muß aufgenommen werden, was vorher nicht gebraucht worden ist.

Kartoffeln.

1) Man muß nicht gar zu kleine Kartoffeln zur Saat nehmen; sie schlagen sonst aus der Art. 2) Man pflanzt sie in solches Land, das nach guter Düngung zum zweiten oder dritten mal trägt. Im frisch gedüngten Lande schießen sie zu viel ins Laub. 3) Man muß sie, wo möglich, auf ein Feld pflanzen, das freie Luft und Sonne hat. Im sandigten Boden gerathen sie am besten. 4) Die Zeit, wenn sie gepflanzt werden müssen, ist ohngefehr die Mitte des Aprils. Frühreife kann man wol etwas eher pflanzen. 5) Man pflanzt sie zwei Fuß weit auseinander, etwa eine Schuhe tief ins Quadrat. 6) In jedes Loch wirft man zwei, auch wol drei Saatkartoffeln; und drükt sie mit der Hand etwas fest. 7) Man harkt das Feld nicht gleich zu; sondern läßt es so liegen; 14 Tage oder 3 Wochen nach dem Pflanzen hakt man es. Alles aber aufgegangene Unkraut vertilgt man damit. 8) So bald das

Kraut

Kraut der Kartoffeln eine Handhoch ist, muß man sie behaken, und damit fortfahren, so oft sich Unkraut dazwischen zeigt. 9) Man muß ja das Kraut nicht davon schneiden, bis kurz vor dem Ausgraben. 10) Nicht zu oft müssen sie auf eine Stelle gepflanzt werden. Vor dem Winter gegrabenes Land ist ihnen sehr gut. Den Saamen, der in den Aepfeln ist, die auf dem Kraut wachsen, kann man dazu brauchen, um sich immer in einer guten Art Kartoffeln zu erhalten. Man schlägt die nicht reifen Saamenäpfel durch einen Durchschlag in einen Zuber mit Wasser; dann fält der Saame zu Boden. Diesen troknet man zwischen Löschpapier, und bewahrt ihn an einem luftigen Orte, bis aufs folgende Frühjahr. Alsdann säet man ihn ganz dünne, beharkt und häuft fleißig die jungen Pflanzen. Im Herbst macht man die neuen Kartoffeln aus, welche noch ganz klein sind. Man verwahrt sie in einer tiefen Grube im Freien, damit sie nicht auswachsen, und pflanzt sie im folgenden Früling. Dies giebt eine gute Art Kartoffeln.

Körbel.

Säet man am Ende Augusts oder Anfang Septembers, um ihn zur rechten Zeit im Früling zu haben, und stampft das Land zu. Er liebt etwas fettes Land. Von ein Paar Stauden, die man im Früling stehen läßt, kann man Saamen genug bekommen.

Kohl.

Es giebt davon, wie bekannt, eine doppelte Art: brauner Kohl und weißer Kohl (Kümst.) Den Saamen von beiden säet man, so bald die Erde aufgegangen ist; weißen Kohl-

saamen aber doch etwas eher, wo möglich, in schattigtes Land nicht gar zu dik, weil sonst die Pflanzen nicht stämmigt genug werden. Die dik gesäeten werden freilich eher groß, aber es ist keine Kraft darin, und sie stehen erst lange, wenn sie eingepflanzt sind, ehe sie zum Wachsthum kommen können. So bald die Pflanzen zum Umpflanzen groß genug sind, macht man auf dem dazu bereiteten Felde Furchen, 2 Fuß breit auseinander, und pflanzt darin die Kumstpflanzen; allemal 2 Fuß breit von einander ins Quadrat. Den Lattich pflanzt man nicht in die Furchen, sondern oben auf die Höhen, die zwischen die Furchen kommen. Wenn noch frischer, nicht verweseter Dünger im Felde ist, so bekommt der Kumst leicht Klumpen. Nicht leicht aber kann das Land dazu zu fett seyn. Wenn er 14 Tage gestanden hat, und die Pflanzen angelaufen sind, so fängt man an, die Furchen zuzuziehen; und fährt mit Behaken desselben fort, so oft sich Unkraut dazwischen zeiget. Wenn er Köpfe zu sezen angefangen hat, so thut man wohl, ihn etwas nach der Mittagssonne hinzubringen; dies dient zur baldigen Reife und besserm Fortkommen. Die besten Köpfe zieht man mit der ganzen Wurzel auf, um Saamen davon zu ziehen. So bald es etwas warm im Früling wird, bringt man die aufbewahrten Köpfe heraus. Der Saame, der gerade in der Krone ist, ist der beste. Man thut wohl, die Nebenschossen abzuschneiden, weil dann die Krone desto mehr Nahrung bekommt. Winterkumstsaamen säet man im Julius. So bald die Pflanzen gros genug sind, verpflanzt man sie; und zwar eben so wie Sommerkumst. Nur sezt man immer drei Pflanzen bei einander. Verfrieren zwei, so bleibt doch wol Eine. Sind sie alle im Winter gut geblieben, so versezt

man

man sie wieder im Früling. Man kann auch die Pflanzen auf dem Bette so lange erhalten, bis im Früling, und sie dann erst verpflanzen. Hier kann man sie durch Stroh besser gegen die Nachtfröste verwahren; denn das ist ihnen am schädlichsten, wenn die Sonne am Tage aufthaut, und es des Nachts wieder frieret. Den braunen Kohl pflanzt man nur Einen Fuß breit auseinander in Furchen, gleichfals in fettes Land. Man läßt ihn fleißig behaken. Die besten Strünke behält man zur Saat. Der Saame aus dem Herzen ist auch bei diesen der beste.

Kohlrabi.

Wird gleichfals, so bald die Erde aufgegangen, dünn gesäet; und so bald die Pflanzen gros genug sind, Einen Fuß weit auseinander in Furchen gepflanzt. Nach und nach zieht man diese Furchen, wie beim Kumst, zu. Nur muß man ihn nicht wie den Kumst anhäufen, weil er sonst gehindert wird, Knollen anzusezen.

Kresse

legt man dicht in Reihen. Einige thun dieß schon im Merz; besser aber ist es, wenn man es im April thut. Die Kresse bleibt alsdann zarter, weil sie geschwind gewachsen ist. Jene im März gesäete, die in der Kälte aufgewachsen, ist zu hart. Man kann sie auch auf gestampftes Feld ordentlich säen, dann hat man sie reiner zum Schneiden, als in Furchen. Wenn man eine einzige Reihe zum Saamen stehen läßt, so bekommt man Saamen genug.

Lavendel

braucht man zur Einfassung der Beete. Höchstens am

Ende Augusts, zerreißet man die zu dik gewordenen Büsche, und legt ihn von neuen; damit er sich noch vor dem Winter bestauden kann. Er kann dann ein hohes Alter erreichen.

Majoran.

Im Anfang des May oder wenn die Witterung kalt und naß ist, noch etwas später, wird der Majoran gesäet. Er verlanget fettes Land. So bald die Pflänzchen etwa 2 Zoll hoch sind, nimmt man 3 oder 4 zusammen und verpflanzt sie einen halben Fuß ins Quadrat. So oft er zum Abschneiden groß genug ist, wird er abgeschnitten. Im Winter stirbt er ab.

Merrettig.

Von ihm darf man nur oben die Dose abschneiden, und wieder in die Erde legen. Er pflanzt sich auf die Art fort. Nur muß man ihn in eine Eke des Gartens legen, weil er sonst durch sein Wuchern ein ganzes Stük verdirbt. Je fetter das Land ist, je schärfer wird er an Geschmak.

Mayrüben

werden am besten in der Mitte des Aprils, in ein feuchtes, schattigtes Land gesäet. Säet man sie zu früh, so schießen sie leicht durch. Säet man sie zu spät, so leiden sie zu viel von Erdfliegen.

Melisse

kann in einem Winkel des Gartens, an einen schattigten Abort gepflanzt werden. Im August legt man ihn um, und zerreißet die großen Büsche. Will man ihn neu anlegen, so wird der Saame im April gesäet.

Mellenkohl

säet man gewöhnlich unter die Bohnen. Dann wird man diese aber nicht behaken können. Besser ist es also, man säet ihn auf eine Eke des Landes, worauf man braunen Kohl pflanzen will.

Palstinak oder Palstenaken

Wünscht man schon um Johanni Pastinaken zu essen, so säet man den Saamen im Oktober oder Anfang Novembers. Diejenigen indessen, die zum Wintergebrauch des künftigen Jahrs seyn sollen, dürfen nicht früher als um die Mitte des Aprils gesäet werden. Man säet sie dünne und schlägt das Land nicht zu. Von 3 oder 4 Wurzeln, die man aufbewahrt, und im Früling pflanzt, kann man Saamen genug ziehen.

Petersilie

säet man, so bald die Erde aufgegangen ist. Den vom vorigen Jahre läßt man stehen. Man hat davon frühzeitig zum Gebrauch; und hernach zum Saamentragen.

Petersilienwurzeln

lieben mürbes, tiefgegrabenes Land, weil dann ihre Wurzeln desto gerader und länger werden können. Langer unverweseter Mist darf nicht im Lande seyn; sie bekommen sonst schwarze Fleken. Solten sie zu dik stehen, so muß man einige dazwischen wegziehen.

Porre oder Burree.

Muß nicht zu früh, sondern erst in der ersten Hälfte des Aprils gesäet werden. Im Anfang des Junius ist er zum Theil so weit, daß man ihn verpflanzen kann. Man macht dazu 5 bis 6 Zoll tiefe Furchen, Einen Schuh aus einander.

Mit einem Pflanzstok pflanzt man sie darin einen halben Fuß auseinander, so tief als sie vorher in der Erde standen. So bald sie herangewachsen sind, zieht man mit der Hake die Furchen zu, und fährt damit so lange fort, bis die Blätter des Porre es nicht mehr erlauben. Der Saame taugt nur Ein Jahr. Man muß also ja dahin sehen, daß man keinen alten Saamen bekommt.

Portulak

wird in der ersten Hälfte des Aprils nur ganz flach an einem Ort gesäet, den die Morgensonne erquikt. Gegen Johanni wird er einen halben Fuß von einander verpflanzt. So bald man in den Kapseln braune Kerne gewahr wird, muß man ihn abschneiden, und in der Sonne nachreifen lassen.

Radies und Rettig.

Ist man ein Freund davon, so muß man von guten Monatradiesen vom Anfang Aprils bis Jakobi alle 14 Tage oder 3 Wochen etwas säen. Man wird alsdenn nie Mangel daran haben; besonders, wenn man den Saamen dünn säet, daß jede Pflanze so viel Raum bekommt, als die Wurzel dik zu werden pflegt. Den Winterrettig säet man um Johanni, weil er sonst in Saamen schießt.

Rapünzel oder Feldsalat

kann man zwischen das Johannislauch oder auf ein Etchen des Feldes säen, worauf im kommenden Jahr Kohl gesäet werden soll. Man säet ihn am Ende Julius. So bald man weiße oder grüne Saamenkörner unter einer Rapünzelstaude liegen sieht; so muß man den Saamen abschneiden, wenn er auch noch unreif zu seyn scheint. Er reifet nach. Wenn es

nicht

nicht geschieht, verdirbt er das Land; man muß ihn das folgende Jahr als Unkraut ausgäten. Der einjährige Saame ist am besten zum Säen; der ganz frische geht nicht bald auf.

Raute

geräth gut im nassen Lande. Im Herbst oder Frühjahr kann man die diken Büsche auseinander reißen, und ihn dadurch vermehren.

Rüben, Herbstrüben,

säet man auf die ledig gewordenen Erbsenfelder. Die beste Zeit zum Säen ist die, wenn es vorher geregnet hat. Man schlägt das Land fest zu. Gegen die Erdfliegen begießt man sie alle Paar Stunden. Von Unkraut muß man sie recht rein halten, und, wenn sie zu dik stehen solten, etwas dazwischen ausziehen.

Runkelrüben

säet man ganz dünn im April, und verpflanzt sie, wenn sie gros genug sind, in recht fettes Land, Einen Fuß von einander ins Quadrat. Sie sind eine trefliche Futterung für Rindvieh.

Salat, — Lattig.

Man säet ihn, so bald die Erde aufgegangen ist, und fährt damit alle 14 Tage oder 3 Wochen bis im Junius fort, damit man immer junge Pflänzchen zum Verpflanzen hat. Man macht Furchen, einen guten halben Fuß breit auseinander, und pflanzt ihn in eben der Weite in die Furchen. Nach und nach zieht man die Furchen mit der Hake zu, und behauft ihn, so lange es angeht. Es muß fettes Land seyn, worin er gepflanzt wird. Auf die Köpfe, die man zum Saamen stehen

läßt, giebt man Acht; so bald sich Wolle auf den Kapseln zeigt, pflükt man sie einzeln ab. Dies ist der beste Saame. Wenn man ihn erst alle reif werden lassen, und dann nach Haus bringen will, so ist der beste ausgefallen, oder die Vögel haben ihn weggetragen. Den Saamen zum Wintersalat säet man im August. Man muß ihn an einen solchen Ort verpflanzen, wo er bis gegen Mittag keine Sonne hat. Sonst thauet ihn die Morgen- oder Mittagssonne auf. Kommt denn wieder gegen Abend Frost, so verfriert er. Aller Mühe ohnerachtet wird es in strengen Wintern nicht damit gelingen. Man muß aber dadurch seinen Muth nicht sinken lassen. Solche Winter kommen nicht immer. Vorzüglich ist der Wintersalad zum Saamenziehen sehr gut. Es fält das Reifen des Saamens gerade in die Zeit, wenn es sehr warm ist.

Salbey

legt man zur Einfassung um die Betten herum. Zieht man ihn aus Saamen; so säet man den Saamen im April. Man kann ihn aber eben so gut durch Zerreißen der großen Büsche, und Umlegen im Früling oder Herbst vermehren.

Sauerampfer

dient auch zur Einfassung der Betten. Alle 3 Jahr muß man ihn im May umlegen, oder man kann es auch im Herbst im Oktober thun. Die großen Büsche reißt man auseinander. Auf die Art kann man ihn, wenn man will, bald vermehren.

Sellerie.

Der Saame davon bleibt 3 bis 4 Jahr gut. Man säet ihn, so bald die Erde aufgeht. Man darf aber den Saamen

nicht

nicht tief unter die Erde bringen, weil er sonst nicht aufgeht. So bald die Pflanzen zum Umpflanzen gut sind, läßt man ein Bett reolen, das heißt, 2 Fuß tief die unterste Erde zu oberst sezen. Dieß ist nothwendig, damit die Erde loker und mürbe sey, und der Sellerie desto bessere Knollen ansezen kann. Man macht Einen Fuß breit von einander Furchen in das Land, und pflanzt darin die Pflänzchen in eben dieser Entfernung. So lange es angeht, zieht man fleißig mit der Hake zwischen durch.

Senf

säet man, wenn man nicht viel ziehen will, auf das Wurzelfeld. Nur muß man nicht zu viel Büsche darauf stehen lassen, weil sie sonst das Feld zu sehr beschatten.

Scharlotten

verlangen ein etwas sandiges, fein gegrabenes, aber nicht frisch gedüngtes Erdreich. Man nimmt zum Verpflanzen die kleinsten Zwiebeln. Man kann sie im Merz und im September pflanzen, wenn man sie im Winter im Keller bewahrt. Wenn der Garten nicht sandig genug ist, so kann man unter jede Zwiebel, die man einen und einen halben Fuß von einander pflanzet, ein wenig Sand legen. Gegen Jakobi, wenn das Laub gelb zu werden anfängt, nimmt man sie auf.

Schnittkohl

wird, so bald die Erde aufgegangen ist, in Reihen Einen Fuß weit von einander gesäet. Der Saame muß nur nicht zu dik eingestreut werden. Will man diesen Schnittkohl gleich im Anfang des Frülings haben, so muß man ihn um Jakobi schon säen.

Schnittlauch oder Kleinlauch.

Im Winter wird er unsichtbar, kommt aber bei aufgehender Erde, besonders im April, wieder hervor. Man legt ihn alle 2 Jahr von neuem um, indem man die alten Büsche in ganz kleine zerreißt. Soll er recht frisch wachsen, so muß man ihn Einen Fuß weit von einander sezen, auf den Plaz, wohin jede Pflanze gesezt wird, eine Hand voll Sand mit etwas Erde vermischen, und ihn hernach oft mit der breiten Harke bescharren.

Spinat.

Winterspinat säet man im Julius, oder etwas später. Gleich im Früling muß man ihn vom Unkraut reinigen, die los stehenden Pflanzen festdrüken, und mit der kleinen Harke die Erde zwischen durch auflokern. Den Sommerspinat säet man, so bald die Erde aufgegangen ist, in etwas fettes Land. Einige Büsche sind zum Saamentragen hinreichend.

Stekrüben oder Kohlrabi unter der Erde

säet man nach vorhergegangenem Regen in der Mitte des Mays, in kein frisch gedüngtes Land, etwas dünne. Im Anfang Julius werden sie alsdann ein und einen halben Fuß aus einander in Furchen mit einem Pflanzstok ganz gerade ins Quadrat in die Erde gesezt. Sie müssen recht fest gedrükt werden. So oft es nöthig ist, werden sie beharket; und ohngefehr 14 Tage oder 3 Wochen nach ihrer Umpflanzung damit angefangen, die Furchen zuzuziehen.

Timian.

Die vorigjährigen Pflanzen desselben werden im Merzmonat verpflanzt; und zwar nach der Schnur, einen halben

Fuß

Fuß weit; die Reihen selbst aber, um ihn gehörig behaken zu können, Einen Fuß weit von einander. Will man ihn aus Saamen ziehen, so muß man ihn im April an einem warmen Tage säen.

Vitsbohnen.

Man hat besonders 2 Hauptarten: Krupvitsbohnen und Stokvitsbohnen. Von jeden giebt es wieder mancherley besondere Arten. Wenn man sicher gehen will, daß sie nicht verfrieren sollen; so pflanzt man sie um alten Maytag. Hat man aber Aussaat genug, daß man einige daran wagen kann, so kann man auch wol einige etwas früher legen. Das Land, worin sie gepflanzt werden sollen, wird vorher recht fein umgegraben, damit es recht mürbe und staubicht wird; denn solchen Boden lieben sie sehr. Die Krupvitsbohnen legt man in Furchen, einen und einen halben Fuß weit auseinander; 3 oder 4 jedesmal auf einen Ort. Das Beet macht man so breit, daß 3 Reihen darauf stehen können. Sie müssen nicht zu tief in die Erde gelegt werden. Weil man sie sonst durch das Harken leicht herauf holen könnte; so harket man das Beet nicht zu, sondern schiebt mit dem Harkenstiel die Furchen zu. Die Stokvitsbohnen kann man auch so in Furchen pflanzen. Besser aber ist es, wenn man sich einen besondern Pflänzer dazu machen läßt. Es ist dies ein rundes, Ein Fuß breites Brett, worin an dem Rande 5 Zaken in gleicher Entfernung angebracht sind. In die Mitte kommt der Stok zu stehen. Man muß ja dafür sorgen, daß die Stöker gros genug sind; weil sonst ein großer Theil der obern Blüte verloren geht, wenn sie über die Stöker wegranken. Die Stöker oben zusammenzubinden, ist nicht gut. Kommt denn ein-

mal

mal ein Sturmwind, so kann das ganze Bette mit Bohnen niedergerissen werden. So oft es angeht, behauft man sie, damit sie ganz rein von Unkraut stehen.

Wirsing.

Den Saamen zu Winterwirsing säet man im Julius; zu Sommerwirsing, so bald die Erde aufgegangen ist. Man pflanzt ihn einen und einen halben Fuß weit von einander in Furchen, und behandelt ihn eben so, wie Kumst. Den Savoyenkohl auch so.

Wurzeln.

Das Feld, worauf sie gesäet werden sollen, muß recht tief gegraben seyn; sonst bekommen sie Zaken. Es muß nicht frisch gedünget seyn, und sie müssen dünne gesäet werden; oder wenn sie dik gesäet worden, müssen sie durchrupft werden, damit sie sich nicht einander drängen, und dünn und klein bleiben. Im Merz werden sie gesäet; und nach dem Aussäen wird das Land zugestampft. So oft sich Unkraut darauf sehen läßt, muß es rein abgegätet werden.

Zipollen.

Weil sie lange, oft 6 Wochen, in der Erde liegen, so muß man sie früh säen, und das Land zuschlagen. In einem feuchten Boden gerathen sie gut. Nachtfröste schaden ihnen nicht. Man muß sie, so bald es nöthig und so oft es nöthig ist, von Unkraut reinigen. Wenn sie zu dicht stehen, verpflanzen sie wol einige. Diese Verpflanzten gerathen aber selten. Sie sind reif, so bald die Schloten umfallen. Den Saamen, besonders wenn man ihn in den Kapseln läßt, kann man 2. 3. Jahre brauchen.

Zukerwur-

Zukerwürzeln.

Der Saame davon wird gegen das Ende des Oktobers, auch wol noch im November und December in Land, welches nicht frisch gedünget, jedoch fein und tief gegraben seyn muß, gesäet, und etwa einen halben Zoll tief eingeharket. Säete man ihn erst im Früling, so würde man in dem Jahr noch nichts davon haben können. Das Land muß aber im Früling recht rein von Unkraut erhalten werden, weil sonst die kleinen jungen Pflänzchen darunter erstiken würden. Solten sie etwa zu dik stehen, so verzieht, (durchrupft) man sie.

Fünfter Abschnitt.

Etwas von der Baumzucht.

Wer weiß es nicht, wie nüzlich das Obst ist? Auf den Höfen der Landleute ist so mancher leerer Plaz, wo so mancher guter Obstbaum stehen könnte, der dem Eigenthümer viel Geld einbringen würde, oder doch wenigstens eine recht volle Haushaltung verschaffen könnte. Diese Pläze blieben unbesezt. Bäume, die einmal angepflanzt sind, und im besten Flor seyn sollten, kränkeln und sterben ab, weil man sie nicht zu behandeln weiß. Mit Neuen kann man die abgestorbenen nicht wieder ersezen, weil man keine Stämme hat. Und es ist doch so leicht, sich diese zuzuziehen, wenn man sich nur ein wenig Mühe giebt; und auch so leicht sie vor Schaden zu bewahren. Es ist darum hier eine kurze Anleitung entworfen, wie man sich gute junge Stämme anziehen und seine Obstbäume im Stande erhalten kann.

Bey jedem Küster oder Schulmeister, der im Seminar gewesen ist, kann man sich in den Handgriffen beym Propfen, Okuliren ꝛc. unterrichten. Denn diese sind alle von einem der Sachen Verständigen darin unterwiesen worden, damit sie auch auf diese Art nüzlich werden können. Doch diese Handgriffe

griffe sind schon sehr vielen Landleuten bekannt. Wenigere aber wissen, wie sie eine Baumschule ordentlich anlegen, und die jungen Stämme behandlen müssen.

1) Von Anlegung einer Baumschule.

Will man gutes Obst haben, so muß man gute Stämme dazu haben; diese erhält man aber nicht besser, als wenn man sie selbst zuzieht. Man kann diese Stämme entweder aus Körnern ziehen, oder wilde Stämmchen dazu suchen. Ersteres ist aber offenbar das beste. Im Herbst und Winter sammlet man beim Verbrauchen des Obsts die Steine und Kerne, und bewahrt sie in einem Glase, an einem nicht zu feuchten und nicht zu trokenen Ort. Vorzüglich muß man sich in Acht nehmen, daß keine Mäuse zu den Kernen kommen; denn diese sind ihnen sehr gefährlich. Man bemerkt auch jedesmal, von welchen Obstarten die Kerne sind; dieß ist der Folge wegen gut. Wenn man von derselben Art wieder darauf propft; so wird das Obst desto edler. Z. B. ein Borstorferreiß auf ein Stämmchen gepropft, das aus einem Borstorferapfelkern gewachsen ist, giebt ganz edles Obst dieser Art; und so bei jeder andern Gattung. So bald im Frühjahr die Erde ganz vom Frost befreiet ist, bereitet man ein Stük Land dazu, um diese Obstkerne zu pflanzen. Um zu probiren, ob alle Kerne noch gut sind, schüttet man sie in ein Glas mit Wasser. Die oben auf schwimmen, taugen nichts mehr; die aber auf den Grund fallen, sind gut. Daß man die beschädigten, halb durchgeschnittenen u. d. gl. aussuchen muß, versteht sich von selbst. Hat man sie im Herbst schon pflanzen können; so ist dieß eben so gut, wo nicht noch besser, als im Frühjahr. Ehe man sie

pflanzt; sey es im Herbst oder Frühjahr, doch besonders im Frühjahr, weichet man sie ein wenig in Mistjauche ein. Das Stük Land, worauf sie gepflanzet werden sollen, muß aber nicht frisch gedünget seyn. Sonst ist gewöhnliches Gartenland recht gut dazu. Wenn es auch ein wenig mager ist; das schadet nichts, ja, es ist immer besser, als wenn es zu fett wäre. Wenn sonst die Bäume in der Folge in ein mageres Land kommen, als worin sie gestanden haben, so gerathen sie nicht gut. Kann man den Plaz zu dieser Baumschule so wählen, daß durch eine Mauer oder Haus die jungen Bäume gegen Nord- und Ostwind gesichert werden, so ist dieß sehr gut, nothwendig ist es aber nicht. Das Feld, worauf man die Kerne pflanzen will, läßt man, so weit die Schute hineingeht, so tief also als möglich, und recht eben graben und harken. Alsdann legt man die Gartenlinie an; pflanzt immer 2 Fuß von einander, oder auch etwas näher, einen Kern, Jede Sorte alleln, nur, daß sie in gerader Linie stehen. Man legt wol 2 Körner auf einen Plaz; damit, wenn Einer nicht aufgehen sollte, doch kein leerer Plaz bleibe. Gehen sie beide auf, so sticht man ein Bäumchen ab, oder rupft es aus. Im Sommer muß man diese jungen Bäumchens durch fleißiges Gäten und Behaken von allem Unkraut rein erhalten; denn nichts ist ihnen so schädlich, als eben dieß Unkraut. Hat man die Baumschule nicht nahe beim Hause; so muß man sie des Winters um und um recht fest zumachen, damit die Hasen nicht hinzukommen. Diese schälen sonst allen Bast ab, und die Stämmchens sind gleich verdorben. Wenn die Kerne so weit, wie eben angegeben worden, aus einander gelegt worden sind, so braucht man sie nicht von diesem Plaz auf einen andern zu verpflanzen,

um

um sie zu propfen. Das Umpflanzen würde sie nur im Wachsthum hindern. Man läßt sie dann da so lange stehen, bis sie gepropft oder okulirt worden sind. Damit sie nicht von dem Winde zu viel hin und her geschlagen werden; so schlägt man an beide Enden des Beetes, eben da, wo vorher die Linie angesteckt worden, einen diken Stok, legt dann von einem zum andern einen langen Stok oder eine Latte. Hätte man nichts so langes; so bindet man mehrere an einander. Weil nun die Bäumchens in jeder Reihe in gerader Linie stehen: so bindet man sie mit Weiden an diesen daran herausgelegten Stok. Damit aber der Bast nicht abgeschabt wird, muß Moos dazwischen gelegt werden.

Diese Art, sich Bäumchens zuzulegen, ist freilich Manchem zu weitläuftig und langwierig. Man will lieber gleich erwachsene Bäumchen haben. Und dazu ist es dann nothwendig, daß man Wildlinge wähle. Bey der Wahl der Wildlinge hat man dahin zu sehen, daß sie aus solchem Boden genommen werden, wie ohngefehr der Boden ist, worin sie verpflanzt werden sollen; nemlich aus nassem, wenn sie in nassen gepflanzt werden sollen u. s. w. Auch muß man sich hüten, nicht solche zu nehmen, die zu viel in diken Gebüschen gestanden haben. Kommen sie alsdenn an die Luft, so gerathen sie nicht gut, oder verderben gröstentheils. Zu alt müssen sie freilich auch nicht seyn. Das Alter desselben erkennt man nicht an der Dike des Stammes; denn eben, weil sie im mageren Lande gestanden haben, können sie oft schon 6 bis 8 Jahr alt seyn, und doch noch nicht einmal die Dike eines Zolles haben. Das sicherste Kennzeichen ist, wenn die Rinde des Bäumchens von unten bis oben hellgrün und glatt ist. Beim Her-

ausheben aus dem Walde oder aus den Gebüschen muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man sie nicht beschädige. Man sieht schon hieraus klar, daß das Aufziehen der Bäume aus Kernen diesem leztern weit vorzuziehen sey.

2) Von Veredlung der Bäume durch Propfen und Okuliren.

Wenn nun die Bäumchens in der Baumschule zu der Dike eines starken Fingers oder eines Zolls gelanget sind, so sucht man sie durch Propfen zu veredlen. Man muß dabey die Vorsicht beobachten, daß man Reiser von solchen Bäumen wieder aufsezt, wovon die Kerne waren. Das Obst wird dann weit edler werden. Beim Okuliren brauchen die Stämmchens so dik noch nicht zu seyn. Will man nun propfen; so schneidet man mit der Baumsäge den Stamm 3 bis 4 Schuh hoch von der Erde ab. Die von der Säge rauh gewordene Oberfläche schneidet man mit einem Messer glatt, man spaltet den Stamm in der Mitte, ohngefehr einen guten Zoll in die Länge. Man hüte sich aber ja, daß bei dem Spalten die Rinde des Baums nicht zakigt oder zäserich werde. Alle Mühe würde sonst vergebens seyn. Damit das nicht geschehe, helfe man mit der Spize des Messers dem Aufspringen der Rinde allmählich nach. Einen guten Propfzweig muß man schon bereit liegen haben. Man wählt diesen am liebsten von gesunden, an freier Luft stehenden tragbaren Bäumen, oben aus dem Gipfel und von der Mittagsseite. Die beste Zeit, wenn man diese Propfreiser bricht, ist der Februar. Man sey nur nicht besorgt, daß sie während der Zeit bis zum Propfen verderben. Man lege sie nur in den Keller zwischen zwei Ziegelsteine, an einem nicht

feuch-

feuchten, gegen Norden liegenden Ort, und bedeke die Steine mit Sand, daß sie völlig zugedekt sind; so werden sie gewis gut bleiben. Diesen Propfzweig nun schneidet man mit einem sehr fein schneidenden Messer auf beiden gegenüber stehenden Seiten zu, daß er einem Keil ähnlich wird, und an beiden Seiten einen Absaz bekommt, mit welchem der Zweig auf dem Stamm aufsizt. Das unterste Auge vom Propfreise muß dicht auf den Stamm nach auswärtshin kommen; ob viel oder wenig Augen übrigens an dem Zweige sizen; darauf kommt es nicht an. Die Rinde nach außen bleibt am Propfreise, wie sie ist. Die Rinde nach innen aber, so weit sie in den Stamm kommt, wird abgeschält, daß nur blos die grüne Rinde bleibt. Mit einem eisernen oder hölzernen Keilchen macht man alsdann den Spalt von einander, und sezt den Zweig so hinein, daß die braune Rinde des Zweigs mit der Rinde des Baums in völliger Gleichheit ist. Ist der Stamm dik, so kann man wol an beiden Seiten des Stamms ein Reiß aufsezen. Man kann in der Folge allenfals eines abschneiden, welches den schlechtesten Wachsthum hat. Sezt man aber nur Einen Zweig hinein, so kann man den Stamm schräg abschneiden, damit alles Wasser desto besser abfließe. Ist nun der Zweig oder die Zweige eingesezt; so bindet man die Wunde mit Bast gut zu, und beschmiert die Oberfläche mit Baumwachs, damit kein Regen hineinkomme. Es kann sonst der Baum leicht faul werden.

Außer dieser Art zu propfen in den Spalt, giebt es noch eine andere, die von vielen geliebt und vorgezogen wird. Sie ist aber bei weitem so zuverläßig nicht, als jene in den Spalt. Man säget nemlich auch 3 bis 4 Schuhe von der Erde

den Baum ab, macht mit einem scharfen Messer die Oberfläche des Stamms glatt, schneidet dann senkrecht, von oben angefangen, ein Paar Zoll hinunter in die Rinde, löset diese Rinde von beiden Seiten recht fein und sauber auf. Das Propfreiß schneidet man unten wie einen Zahnstocher; aber so, daß er einen Absaz bekommt. Von der noch stehenden Rinde der andern Seite löset man die braune Haut ab, daß die grüne unbeschädigt bleibt; und so stekt man ihn unter die 2 Flügel der abgelöseten Rinde des Stammes, bis er mit dem Absaz und dem untersten Auge dicht auf den Stamm zu stehen kommt, und die beiden Flügel über den eingesezten Zweig hervorragen. Die Wunde wird dann mit Bast verbunden und mit Baumwachs stark verwahrt.

So ganz genau kann man die Zeit nicht bestimmen, wenn beide Arten des Propfens geschehen müssen. Die allgemeine Bemerkung ist freilich die; es muß im Frühjahr geschehen. Nur Witterung kann machen, daß es zu einer Zeit früher, zur andern später geschehen muß. Es kommt da nicht auf 14 Tage oder 3 Wochen an. Von der Mitte des Märzes bis zu Anfang Mays ist die beste Zeit. Steinobst muß am frühesten gepropft werden, hernach Kernobst.

Eine andere Art der Veredlung der Bäume ist das Okuliren. Man kann zu zweyen Zeiten im Jahr okuliren. Das eine heißt: Okuliren mit dem treibenden, das andere: Okuliren mit dem schlafenden Auge. Jenes geschieht im Frühjahr, im April oder May; und es heißt deswegen mit dem treibenden Auge, weil noch in demselben Jahre das Auge treibt. Lezteres geschieht im August. Es heißt darum mit dem schlafenden Auge, weil es in dem Jahr nicht mehr treibt, sondern

erst

erst im folgenden Früling ausschlägt. Beide Arten von Okuliren geschehen auf Einerley Art. Man nimmt nemlich ein tragbares Reiß von einem gesunden Baume, schneidet mit dem Messer ein Auge in Form eines Schildleins von demselben ab. Man muß sich aber ja in Acht nehmen, daß die Sprosse im Auge nicht am Holz sizen bleibt, und also das Auge leer werde. In die Rinde des Stammes schneidet man alsdann senkrecht herunter, und oben macht man einen Querschnitt, so daß die Wunde in der Rinde diese Form T hat. Nun löset man oben bei dem Querschnitt an beiden Seiten die Rinde auf; schiebt das Schildgen, das man vom Zweige abgelöset, hinein, dekt die beiden Flügel des Stammes, die man abgelöset hat, herüber, und bindet es dann fest mit Bast zu. Nach 14 Tagen oder 3 Wochen lasse man den Band etwas los, damit der Saft desto besser in Umlauf komme. Man okulirt nicht in die höchste Höhe des Stammes, sondern eine Spanne von der Höhe herab, ohngefehr an die Mitte des Stamms. Propfen ist dem Okuliren weit vorzuziehen. Nur wenn das Propfreis nicht angegangen ist, so kann man an eben dem Stamm im August noch einmal das Okuliren versuchen. Das verstehet sich von selbst, daß man zu Zwergbäumen, Zweige von Zwergbäumen, und, zu Hochstämmlingen, Zweige von hochstämmigen Bäumen nimmt.

Will man durch Ablaktiren einen Stamm veredlen, so muß man den Stamm aus der Baumschule heraus unter einen Baum pflanzen, von dem man einen Zweig abziehen will. Man macht alsdann einen Spalt in den Stamm, zieht den Zweig herunter, und befestiget ihn in den Spalt. So bald er

angelaufen ist, schneidet man ihn ab, und trennt ihn also vom Baum.

Bei allen Stämmchens in der Baumschule siehet man dahin, daß sie keine Nebenschosse treiben. So bald man unten aus der Wurzel einige ausschlagen siehet, muß man sie mit einem scharfen Messer bald abschneiden. Oder, wenn ein Stamm gepfropft oder okulirt ist, muß man nicht zugeben, daß außer den Zweigen, die treiben sollen, noch wilde Nebenzweige aus dem Stamm ausschlagen. So bald man solche bemerkt, muß man sie auch abschneiden. Sollte sich Moos um die jungen Bäumchen sezen, so reibt man sie mit einem Strohwische ab, oder reiniget sie mit einem Holz in Form eines Messers. Denn das gewöhnliche Gartenmesser mögte nur die Rinde des jungen Baums beschädigen.

3) Von Verpflanzung der Bäume.

Zwey, drey oder vier Jahre nachher, nachdem die Stämmchen gepropft oder okulirt worden, kann man sie verpflanzen. Man kann die Zeit so genau nicht bestimmen. Je eher das Reis angelaufen und gros geworden ist, desto eher kann man den Stamm verpflanzen. Den Plaz, wohin der junge Baum gepflanzt werden soll, muß man gehörig vorher zubereiten. Ist es zu naß, so muß man Graben ziehen, damit das Wasser abziehe, oder lieber einen Aufwurf auf den Boden machen, worin man den Baum pflanzt. Bloße Thonerde taugt auch nicht. Die Wurzeln des Baums können sich darin nicht gut ausbreiten. Im Sandlande wird die Wurzel leicht beim starken Windsturm entblößt. Ein Steinartiger Boden ist zu hizig; fette Gartenerde aber zu nährend für den

Baum,

Baum. Man macht einige Zeit vorher eine Grube, worin der Baum gepflanzt werden soll. Viele bringen eine Menge Mist hinein, und glauben dadurch dem Baum großen Vortheil zu bringen. Sie schaden ihm aber mehr damit, als sie ihm nüzen. Am besten ist eine dazu verfertigte Erde. Diese macht man so. Unten legt man eine Lage Erde von Neubrüchen, auf diese einen halben Schuh hoch kurzen Schweinemist, dann eine Lage Flußsand ohne Steine, oder Gassenkoth, auf diesen eine Lage Schlamm aus Teichen, oben darauf eine Lage kurzen Kuhmist. Will man den Haufen recht hoch haben, so legt man auf den Kuhmist wieder eine Lage Erde aus Neubrüchen u. s. w. Dies alles läßt man recht durchbrennen, und mischt es oft durcheinander, damit es recht mürbe, kleine Erde wird; begieset es auch von Zeit zu Zeit mit Mistjauche. Das Loch nun, worin der Baum gesezt werden soll, füllet man mit dieser zubereiteten Erde an, und in dieselbe pflanzt man ihn. Hierin wird der Baum gutes Fortkommen finden; denn darin hält sich kein Ungeziefer auf, und die zarten Wurzeln des Baums können sich leicht und bald darin ausbreiten.

Die beste Zeit zum Verpflanzen der Bäume ist im Oktober und November. Gegen die Winterkälte muß man sie nur etwas mit Stroh verwahren. Alsdann kann der Baum im Herbst schon Wurzeln schlagen, und die Winterfeuchtigkeit bekommt ihm weit besser als alles Begießen im Frühjahr. Hat man indeß im Herbst nicht dazu kommen können, so kann man auch noch im März verpflanzen. Nur Sonnenhize und oft eintretende trokene Zeit sind ihnen dann sehr beschwerlich und am Wachsthum hinderlich.

Beim Ausheben des jungen Baums muß man indeß wol dahin sehen, daß die Wurzeln nicht beschädiget werden. Die ungesunden Wurzeln muß man sorgfältig ausschneiden; und besonders die Pfahlwurzel (d. h. eine Wurzel, die senkrecht in Einerlei Richtung mit dem Stamme in die Erde geht) diese darf durchaus nicht an dem Stamme bleiben. Die Wurzeln des Baums taucht man in Schlamm aus einem Teiche, damit die Erde desto besser daran kleben bleibe. Ist eine Pfahlwurzel daran gewesen, so legt man einen Ziegelstein darunter, damit diese Pfahlwurzel nicht wieder hervorwachse, sondern sich nun in Seitenwurzeln ausbreite. Man pflanze ja nicht den Baum tiefer, oder minder tief, als er vorher gestanden hat. Es ist auch gut, wenn die Seite des Baums, die vorher nach Norden stand, wieder dahin gekehret wird. Es thut indeß so viel nicht, wenn es auch nicht geschiehet. Man kann die Seite des Baums, die nach Norden gekehrt gewesen, leicht erkennen, weil sie rauher ist, als die andere. Damit der Baum vom Wind und Wetter nicht hin und her geschlagen und die Wurzel dadurch losgemacht werde; so setzt man eine Stange dabei, die wenigstens bis an die Krone des Baums reicht. Diese Stange muß aber ganz glatt seyn, weil sonst der Baum dadurch leicht wund werden kann. Man thut auch wohl, wenn man sie auf die Nordseite des Baums setzt, weil an der Seite die Rinde härter ist. Aber der Baum muß an dieselbe nicht unmittelbar angebunden, sondern erst zwischen den Baum und die Stange Moos gelegt werden. Auch da, wo die Weidenruthe den Baum umschlingt, und an die Stange befestiget, muß Moos untergelegt seyn; sonst würde die Ruthe in den Baum einschneiden. Man nimmt darum auch lieber zu diesem

Anbinden breiten Bast. Viele pflanzen die Bäume zu nahe, und glauben sich dadurch Vortheil zu verschaffen, indem sie sich mehr Obst versprechen. Aber man schadet sich offenbar dadurch. Es fehlet dann den Bäumen an Luft; die Aeste schlagen an einander und verwunden sich, entziehen sich auch einander die Nahrung. Wenigstens 24 Schuh müssen Aepfel und Birnbäume auseinander gepflanzt werden. Kirschen, Quetschen und Pflaumenbäume brauchen nur halb so weit von einander zu stehen. Will man den Plaz recht benuzen; so kann man allenfalls zwischen die Birn- und Aepfelbäume Kirschen oder Quetschenbäume pflanzen. Diese wachsen geschwind, und man hat bald Nuzen davon. So bald denn jene Aepfel und Birnbäume heranwachsen, muß man sie freilich wieder abhauen lassen.

4) Vom Beschneiden der Bäume.

Zu zwey Zeiten im Jahr kann das Beschneiden der Bäume geschehen; im Frühjahr, wenn es warm wird, oder bald nach Johanni bis beim Eintritt des Herbstes. Erstere Zeit ist aber offenbar die bequemste dazu. Am geschwindesten ziehet sich alsdenn wieder die Rinde über die gemachte Wunde. Nur muß man vorsichtig beim Beschneiden seyn, und nicht ohne Ueberlegung alles ohne Unterschied wegschneiden. 1) Muß man alles trokene, überständige, brandige, kranke Holz wegnehmen. 2) Alles überflüßige Holz, damit der Baum nicht zu viel ins Laub schieße. 3) Alle nahe an einander oder über einander gewachsene Aeste, damit sie sich nicht reiben und den Baum krank machen. 4) Alle zu hoch schießenden Aeste. 5) Alle kleine Aeste, die schon ein Paarmal Frucht gebracht

haben.

haben. 6) alle jährige Geschosse vorzüglich bei jungen Bäumen. Man muß nur 2 höchstens 3 Augen daran lassen. Nimmt man großen Bäumen einen Ast; so muß man nie den Stumpf stehen lassen, sondern die Stelle dem Stamme oder Ast, woran er gestanden, gleich machen. 7) Wasserschosse, (die kleinen Zweige, die aus dem Stamm oder den dikken Aesten hervorkommen) zu welcher Jahrszeit sie sich auch sehen lassen, müssen gleich weggeschnitten werden. Jeder begreift indes leicht, daß sich das Beschneiden nach der Größe des Baums richten muß. Bey allen Bäumen in der Baumschule schneidet man alle Nebenzweige weg, damit das Stämmchen eine Höhe erreiche; und zugleich auch den Gipfel des Stämmchens. Bäumen, die schon ihre rechte Höhe haben, müssen alle äußerste Spizen der kleinsten Aeste bis auf 2 oder höchstens 3 Augen abgestuzt werden. Fruchttragenden muß alles überflüßige Holz genommen werden. Alten Bäumen oft ganze Aeste. Zwergbäume müssen so geschnitten werden, wie man ihnen die Form zu geben willens ist.

5) Von der Krankheit der Bäume und deren Heilung.

Der Krankheiten der Bäume sind viele und Mancherley. Nur einige der hauptsächlichsten können hier angeführt werden:

Die Erste Krankheit ist der Brand. Diesen bemerkt man als eine dunkelrothe schwarzbraune Stelle am Stamm. Es entstehet dieser Schaden durch Werfen an den Baum mit einem Stein, durch Schlagen daran, oder andere Gewaltthätigkeit. Auch gar zu fetter, harter, thonigter Boden kann ihn

ver-

verursachen. Diesen Brand siehet man Anfangs nur an einer Stelle; aber er theilet sich nach und nach dem Baume mit. Davon ist unterschieden der laufende Brand. Man nennet ihn so, weil er entweder von oben herunter, oder von unten herauf den ganzen Baum entzündet; dabei nicht stille steht, sondern auch die Aeste angreifet. Die Ursachen sind dieselben, wie bei jenen. Vollsaftigkeit des Baums kann diesen aber auch verursachen. Jedes Frühjahr muß man genau darnach sehen, ob sich so etwas am Baume findet. Bemerkt man es, so muß man alles Brandige wegschneiden, und die Stelle mit einer Salbe von zwey Theilen Kuhmist und einem Theil Leimenerde beschmieren. Auch der ganze Baum kann damit bestrichen werden, weil es sehr kühlt.

Eine andere Krankheit ist der Krebs. Diesen bemerkt man, wo die Aeste sich theilen, oder wo, wie man sagt, eine Twelge ist. Man bemerkt da zuerst eine dunkelschwarze Platte. Nach und nach entsteht da eine Hölung, worin sich das Regenwasser sammlet; aber bald theilet sich das Uebel dem ganzen Baume mit. Das Laub wird an den Spizen schwarz, und, gegen den Stengel zu, gelb. Wenn das Uebel noch nicht um sich gegriffen hat, so muß man den ganzen schadhaften Theil ausschneiden, und mit eben jener Salbe beschmieren. Man gräbt auch den Baum bis an die Wurzel auf, und legt Teicherde darauf, krazt den ganzen Stamm ab, und schneidet ja alle Wassergeschosse ab.

Die dritte Krankheit ist das Faulen der Bäume. Ist es ein einzelner Ast; so haut man ihn ganz weg, zeigt es sich nur an einzelnen Theilen, wo etwa eine Oefnung gewesen,

so schneidet man alles Faule weg, und beschmiert die Stelle mit der genannten Salbe.

Viertens: das Aufbersten der Rinde entsteht von Vollsaftigkeit des Baums. Es ist aber an sich keine Krankheit, sondern eine Wohlthat der Natur, wodurch sich der Baum des zu vielen Safts entledigt. Allein es kann eine Krankheit des Baums daraus entstehen, wenn man nicht auf seiner Hut ist. Ameisen nagen gern in der Oefnung; Regen schlägt hinein ꝛc. Man muß darum die Oefnung gleich mit jener genannten Salbe zuschmieren.

Fünftens: Verfaulte Wurzeln erkennet man an dem frühen Laube, an der Unvollkommenheit und dem frühen Abfallen der Frucht. Es entsteht dieses Uebel, wenn gerade um die Zeit, wenn der Baum am vollsaftigsten ist, die Wurzel vertilgt wird. Dieses geschiehet, durch Würmer, Mäuse, Maulwürfe, Graben, Stoßen, Hauen u. d. gl. Hat der Baum einen solchen Fehler, so muß man ihn im Herbst aufgraben, ihm alle verfaulten Wurzeln nehmen, die zurükgebliebenen Stümpfe mit der genannten Salbe beschmieren und so den Baum wieder einpflanzen. Man sezt aber doch eine Stange dabei, damit er nicht vom Winde getrieben werde.

Sezt sich sechstens Moos und Schwamm an den Baum; so muß man das Moos mit der gewöhnlichen Baumkraze, die ja Jeder kennt, ganz wegkrazen, und die Schwämme ganz wegschneiden; dann aber den ganzen Stamm des Baums mit der vorhin genannten Salbe übertünchen.

Siebentens: Oft bekommt der Baum eine Pfahlwurzel, wenn er umgepflanzt ist, da er sie in der Baumschule

nicht

nicht hatte. Man bemerkt es bald. Das Laub ist klein, wird frühzeitig gelb und fällt ab. Der Baum trägt wenig oder gar keine Frucht. Das einzige Mittel dagegen ist, daß man den Baum aufgräbt, ihm die Pfahlwurzel nimmt, und beim Wiedereinpflanzen eine Ziegelplatte gerade unter die Wurzel legt. Alsdann ist er genöthiget, seine Wurzeln Seitwärts zu treiben.

Achtens: Das Faulen des Marks der Bäume ist eine Folge des fehlerhaften Propfens. Hat man nemlich oben den Spalt mit Baumwachs nicht genug zugeschmiert; so kommt Regen hinein, und das verursacht das Faulen des Marks. Gelbes Laub, rauhe Rinde, schlechte Früchte, sind Anzeigen dieser Krankheit. Das beste Mittel dagegen ist: Man bohret im Frühjahr mit einem Fingerdiken Bohrer ein Loch an der Stelle, wo der Baum gepfropft ist. Bemerkt man eine Fäulniß; so schneidet man das Loch größer, und nimmt mit einem Messer oder anderm Werkzeug alles Faule heraus. Die ganze Oefnung wird alsdann mit der gewöhnlichen Salbe mit Leimen und Kuhmist ausgefüllt. Sollte man keine Fäulniß beim Einbohren entdeken; so stekt man in die, mit dem Bohrer gemachte Oefnung einen Prepfen von Weißdornenholz, so gros ihn die Oefnung verlangt, schneidet ihn mit der Rinde egal und beschmiert die Stelle; dann schadet es dem Baume nichts.

Neuntens: Das Auflösen der Rinde hat dieselbe Ursache, wie das Aufbersten derselben. Nur ist es schädlicher als jenes. Ist der ganze Baum davon angegriffen, so kann man ihn schwerlich heilen. Ist es aber nur an einzelnen Stellen; so schneidet man die Rinde, so weit sie los ist,

weg.

weg. Unter derselben findet man den Stamm ganz naß und schwarz. Wenn man den Baum an verschiedenen Stellen umfaßt, und die Rinde läßt nach; so ist es ein Zeichen, daß sie aufgelöset ist. Die Stelle, wo man die Rinde weggeschnitten hat, schmiert man mit der gewöhnlichen Salbe wieder zu. Auch ist es gut, dem Baume einige Wurzeln zu nehmen, damit er nicht so viele Nahrung ziehe.

Zehentens: Abfallen der Blüte hat verschiedene Ursachen. Ist es Folge einer Krankheit des Baums, so muß man diese aufsuchen und heben. Ist der Baum aber sonst gesund, so kommt es von gar zu großer Trokene. Man seze alsdenn nur ein Gefäs mit Brunnenwasser und Salz darunter, damit dessen Ausdünstung in die Höhe steige. Es wird sich dann legen.

Elftens: Kann sich ein Baum auch, wie man sagt, zu Tode blühen. Hat man einige Jahre lang eine übermäßige Blüte bemerkt; so pflükt man in dem folgenden Jahr alle Blütknospen ab. Ueberhaupt ist es bei jungen Bäumen gut, daß man sie nicht zu früh sich ausblühen und Frucht anfezen lasse. Sie werden dadurch zu sehr entkräftet.

Zwölftens: Das Annagen der Hasen ist am allerschädlichsten. Junge Bäume werden von ihnen nur angenager. Vorsicht, Umwinden des Baums mit Stroh vor dem Winter, ist das beste Mittel es zu verhüten. Wäre dieß aber nicht geschehen, und man hat einmal den Schaden, so muß man Alles Angenagte wegschneiden, mit jener Salbe, die mit Gummi vermischt ist, die Stelle beschmieren; und ist es gar zu gros, einen linnenen Lappen um die Stelle herumbinden, damit sie nicht herabfalle.

Drei-

Dreizehentens: Bei starken Sturmwinden geschieht es wol, daß ein Ast eines Baums abgeschlagen, oder wol gar der Stamm selbst abgebrochen wird. So bald nur noch ein klein wenig von der Rinde übrig geblieben ist; so muß man den Ast oder Stamm in die zersplitterten Fugen ganz genau einpassen und einheben; Kuhmist und gestoßenen Gummi wohl untereinander mischen, mit dieser Salbe die Wunde bestreichen und mit Bast umwinden. Daß die Bäume durch Stüzen und Stangen aufrecht erhalten werden müssen, versteht sich von selbst. Ein geringer Wind würde ja sonst das alte Uebel wieder bringen. Das Wenige der Rinde, welches stehen geblieben ist, führt nun den Saft in den obern Theil des Baums, und ist auch zur Heilung der Wunde behülflich. Sollte der Baum ganz abgeschlagen seyn, daß gar keine Rinde stehen geblieben, so ist ihm nicht gut zu helfen. Sieht man es, so bald es geschehen, und also die Wunde noch frisch ist, so kann es oft glüken, daß man ihn noch erhält. Man verfährt nemlich eben so, als wenn noch ein wenig Rinde stehen geblieben wäre.

Vierzehentens: Bei hohlen, halb ausgefaulten Bäumen schneide man alles Faule, was man in dem Baume findet, weg. Man nehme alsdann einen Theil ungelöschten Kalk, drei Theile reinen Kuhmist, ein wenig Leimen und gestoßenen Gummi; vermische dieses zu einem diken Brey, und fülle damit die Hölung so an, daß sie der Rinde gleich werde. Nicht selten geschieht es, daß die Rinde wieder allmählich über diesen Brey herwächst; und dann ist dem Baume völlig geholfen. Denn die Rinde allein trägt fast alles zur Gesundheit und Wachsthum des Baumes bei, indem durch sie

die Säfte des Baumes in Umlauf kommen. Ob dann inwendig das eigentliche Holz, oder jene hart gewordene Salbe sey; darauf kommt es weniger an.

6) Von Thieren, die den Bäumen schaden.

Das Erste sind die Raupen. Von welcher Art diese auch seyn mögen; sie sind die gefährlichsten und schädlichsten Feinde der jungen und alten Bäume. Man hat so viele, theils künstliche theils abergläubische Mittel, die aber alle wenig nüzen. Hat man die Raupen erst Ueberhand nehmen lassen, so fällt es sehr schwehr, sie zu vertilgen. Will man sich daher von diesem Uebel befreit wissen, so muß man sie bereits in ihrer Brut zu tödten und wegzuschaffen suchen. Das sicherste Mittel dazu bleibt immer das Abbrechen der an den Bäumen sich zeigenden Raupennester im Frühjahr. Nur muß man dabei auch dahin sehen, daß die Raupennester nicht unter dem Baume liegen bleiben, sondern sie müssen zertreten oder verbrennt werden; sonst werden die Raupen wieder an dem Baume heraufkriechen und eine neue Verheerung anrichten. Geschieht dieses aber nicht von allen Gartennachbarn, so hat man auch wenig Vortheil davon. Sie kommen aus einem Garten in den andern herüber.

Ein anderes gutes Mittel dagegen ist folgendes: Man nimmt faules Holz, Pferdedünger, überhaupt alles, was nicht gerne brennt, sondern nur stark raucht. Dieses wird getroknet, so viel möglich zu Pulver gemacht, und mit etwas gestoßenem Schwefel und klein gemachtem Unschlitt vermengt. Alsdann wird bei ruhiger Luft in einem Gefäß ein schwaches Kohlfeuer genommen, und ein tüchtiger Rauch unter dem

Baume

Baume gemacht. Von dem Rauche werden die Raupen erstiken und herabfallen. Die etwa noch Lebenden kann man dann bald zertreten. Dies Mittel schadet dem Baume gar nicht. Sollte auch die Blüte hin und wieder ein wenig Schaden nehmen; so ist doch dieser Schade gering, gegen den, welchen die Raupen an dem ganzen Baum anrichten würden.

2) Ameisen. Das leichteste Mittel dagegen ist, wenn man den Baum mit Kalk übertünchen läßt. Indeß befreit ihn dieß doch nicht ganz. Ein anderes kostbareres, mühsameres Mittel ist dieses: Man verfertigt Rinnen von Thon oder Blech, die genau um den Baum passen, beschmiert die Rizen zwischen dem Stamme und der Rinne recht dik mit der Salbe von Kuhmist und Leimen, damit die Ameisen nicht zwischendurch kommen können. Die Rinnen hält man immer voll Wasser. Dann wird nicht leicht eine Ameise auf den Baum kommen.

3) Blattläuse. Wenn die Ameisen nicht auf den Baum kommen, wird man auch diese nicht leicht finden. Sollte man sie auf einem Baume verspüren; so wasche man ihn fleißig mit Seifenwasser; sie verlieren sich darnach.

4) Maulwürfe und Mäuse. Das beste Mittel ist bei erstern, ihnen aufzulauren und sie wegzufangen; bei leztern sie wegzuschießen, wenn sie sich sehen lassen. Man kann sie auch gut von einem Baume entfernt halten; wenn man Weidenpotten in Steinöl taucht, und diese in die Gänge steft, woher sie kommen. Den Geruch des Steinöls können sie nicht vertragen, und ziehen sich bald zurük.

Ein gutes Baumwachs, das zum Propfen ꝛc. so nothwendig ist, macht man auf folgende Art: Man nimmt gelbes

Wachs 1 Pfund, Harz (Colofonium) 2 bis 3 Pfund, Terpentin 1 Pfund, fein gestoßene Myrrhen und Aloe, von jedem ein Quentchen. Alles dieses wird in einem Tiegel zerschmolzen. Dann werden Stangen daraus gemacht, und zum Gebrauch aufgehoben. Die Myrrhen und Aloe kommen um der Bienen willen hinzu, weil sie sonst das Wachs forttragen.

Oder man macht es auch so: Man nimmt $\frac{1}{2}$ Pf. Harz, aber kein Pech, $\frac{1}{2}$ Loth gestoßenen Schwefel, 1 Eßlöffel voll Steinöl, eben so viel Leinöl, 2 Eßlöffel voll Terpentinöl, und eines Eies groß, ausgelassenes Schweineschmalz. Dieses alles läßt man in einem irrdenen Gefäß auf schwachem Kohlfeuer zerfließen; mengt es wohl untereinander, und läßt es dann kalt werden, um es nach und nach zu verbrauchen.

Sechster Abschnitt.

Etwas von der Bienenzucht.

1) Bienenzucht, wenn man sie nur recht betreibt, erfordert wenig Mühe, die reichlich belohnt wird. Nur muß man selbst Lust dazu haben, selbst darnach sehen; denn auf Andere kann man sich nicht immer dabei verlassen. Hier im Lande wird sie an manchen Orten schon recht stark getrieben; doch wird es nicht unnöthig seyn, noch Manches dabei zu erinnern. Die Beobachtung folgender Regeln wird bei der Anlage und dem Halten der Bienen grosen Nuzen bringen. — Wenn man Bienen ankauft, so fange man, wo möglich, mit mehr als Einem Stok an. Wenn der Eine sonst mißglükt, so verliert man nur zu leicht den Muth. Mit drey Stöken wenigstens sollte man anfangen. Dann wird man nicht ganz ohne Stamm bleiben, wenn auch im ersten Jahre, da man Bienen zu halten anfängt, ein schlechtes Bienenjahr eintreten sollte. Dieß ist wol der Grund von dem so unchristlichen Aberglauben, der hier im Lande bei so Manchen herrscht, und wornach leider nur zu ofe gehandelt wird: Wenn man Glük mit den Bienen haben wolle, so müsse man Einen Stok stehlen.

Einen sich schenken lassen, und Einen kaufen. Und wenn man einen Heller oder Pfennig an den Plaz hinlege, wo man den Korb wegnehme, so sey es für keinen Diebstal zu halten. — Man wolle auch nicht gar zu wolfeil kaufen, man kauft dann gewöhnlich schlecht. Bald nach der Schwärmezeit, im Monat Julius oder August, kann man freilich um einen wolfeilen Preis ankaufen. Aber dann ist der Stok noch mancherley Gefahren ausgesezt. Er kann im Herbst nicht honigreich genug werden; er kann im Winter umkommen, oder man muß im Früling den theuren Honig daran verfuttern, um ihn durchzubringen. Im Früling, ohngefähr um Petri, kauft man am sichersten. Durch das Gewicht kann man die Güte des Korbs so ziemlich beurtheilen. Wenn der Korb nicht gar zu schwehr gearbeitet ist, welches man an der Dike des untersten Randes sehen kann, so muß der Stok 24 bis 30 Pfund schwehr seyn. Volkreich muß auch der Korb seyn, auf dem Standbrett rein, und in den hintern Tafeln muß man den Honig sehen können. Man kaufe nicht an dem Ort seiner Wohnung, sondern, wenn es seyn kann, nehme man Körbe aus einer mageren Gegend. Endlich bemühe man sich, eine fleißige Art von Bienen zu erhalten. Von denen Körben, welche am muntersten ein- und ausfliegen, und am frühesten schwärmen, behalte man die jungen Schwärme zum Stamm; dann wird man nach und nach lauter fleißige Bienen erlangen.

Der Bienenstand braucht nicht prächtig zu seyn; die Bienen nehmen mit einer schlechten Wohnung vorlieb. Nur muß man ihnen gegen Wind und Regen Schuz verschaffen. Gut ist es dann, wenn der Stand gegen Norden und Westen durch Häuser, Mauren oder Heken gedekt ist. Er muß

von

von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags die Sonne haben. Kommt die Sonne des Morgens zu früh davor; so werden die Bienen herausgelokt. Ist es dann eine kalte Nacht gewesen, welches im Früling oder Herbst oft der Fall ist, so erstarren viele Bienen vor Frost auf den Blumen, von denen sie ihre Nahrung holen wollten. Steht aber die Sonne des Nachmittags zu lange vor dem Hause, so werden durch die beständige Sonnenhize die Körbe zu warm; der Honig schmilzt und fließt in allen Tafeln herum. Zwanzig Schritte vor dem Bienenhaus dürfen keine hohe Bäume stehen, sonst lernen die Bienen einen zu hohen Flug, und hängen sich beim Schwärmen zu gern an hohe Aeste, wo sie schwer einzufassen sind. Vor dem Stande muß es ganz rein gehalten werden. Man thut wohl, den Plaz mit weißem Sand zu bestreuen; desto leichter bemerkt man dann an dem ausgeworfenen Unrath, ob Krankheit im Korbe sey, ob viele Bienen sterben, die herausgetragen werden u. d. gl. Inwendig muß man den Bienenstand von allem Staub und andern Unreinigkeiten befreien, sorgfältig alles Spinnengewebe wegkehren, weil manche Bienen sich hierin fangen und von den Spinnen verzehrt werden. Das Standbrett muß aus Einem Stük seyn, und darf keine Löcher haben; fremde Bienen, Wespen und Ameisen können sonst eher in den Korb kommen. Wenn auch die Schwärmezeit nahe ist, drängen sich die Bienen durch solche Löcher durch, hängen sich unten wie eine Traube an, und werden am Schwärmen gehindert. Ueber 3 Stände dürfen im Bienenschauer nicht über einander seyn, sonst kommen die Bienen in dem obersten Stande zu hoch zu stehen, und gewöhnen sich an einen zu hohen Flug. Ueber jedem Korbe muß noch eine halbe Elle Raum

seyn, damit man den Korb in die Höhe heben kann. Die Körbe müssen endlich jedesmal ein viertel Elle von einander stehen. Die Bienen kommen sonst beim Vorlegen aus einem Korb in den andern. Und dabei kommt größtentheils der Weisel eines Korbes um. Die Bienenkörbe müssen nur 1 Elle hoch und drey viertel Elle weit seyn. In solchen Körben haben die Bienen bessere Lust zum bauen als in größern. Oben müssen sie spiz gearbeitet werden, damit nicht mehr als 1 Tafel angesezt werden kann. Bast von wilden Rosenstökern ist am besten zum Flechten der Strohkörbe; er hält am längsten. Aberglaube aber ist es, wenn man meynt, die Bienen würden dadurch zorniger und hiziger, die fremden Bienen abzubeißen, weil die Rosenstöker Stacheln haben. Außer dem Flugloch muß keine Oefnung im Korbe gelitten werden, und unten muß der Korb recht gerade gearbeitet seyn, damit er überall fest aufs Brett anschließt. Die Stöke oder Spillen, wie man sie nennt, die man in den Korb stekt, müssen nicht diker wie ein kleiner Finger seyn. Sind die Spillen zu breit und dik, so sezen die Bienen, wenn sie auf dieselbe kommen, ab, und unter der Spille von neuen wieder an; es giebt also getrennte Tafeln. Sind die Spillen aber zu dünn und schwach; so werden sie durch die Honig- oder beuterichen Tafeln heruntergezogen. Es fallen also die Tafeln in dem Korbe entweder an einander und verschmieren sich, oder sie fallen ganz heraus. Den Stok mit Spillen zu überladen, wie einige thun, ist auch nicht gut. Oben in der Krone, etwa eine Spanne herunter, werden zwei kreuzweis eingestekt; gerade darunter, über dem Flugloche, wie jenes Kreuz stehet, zwei andere, wovon man den Spillen, der über das Fluchloch eingestekt wird, einen

halben

halben Zoll vorne heraus stehen läßt, um daran den Korb bequem aufheben zu können. Neben diesem, gerade durch den Korb gehenden Spillen stekt man noch zwey andere, ebenfalls gerade durch zu beiden Seiten ein. Mögen dann die Tafeln von den Bienen entweder in die Länge oder in die Quer gebauet werden, es ist Holzwerk genug, Alles zu befestigen, und man kann immer ohne alle Hinderniß bis ans Flugloch losschneiden.

2) Die Ursachen, warum viele Bienen nicht schwärmen, sind verschieden. Entweder sind die Körbe zu gros, oder es ist Mangel an Volk und Honig im Korbe; auch kann die Witterung und ein unbequemer Bienenstand Schuld seyn. Es giebt bekanntlich vielerley Schwärme. 1) Vorschwärme. Bei diesen kann man am wenigsten die Zeit des Abfliegens wissen. Vermuthen kann man es indessen, wenn die untern Zellen der Weisel nur mit Maden und Gallert belegt sind, wenn die Bienen stark vorliegen, und schnell nach einander aus dem Fluchloch herauskommen. 2) Der Nachschwarm folgt gewöhnlich am 3. 7. 9. oder 14ten Tage nach dem Hauptschwarm. Man hört vorher, besonders am Abend vorher, ein Tüten im Korbe; und wenn nicht gar zu trübe, regnichte Witterung eintritt, so kann man am folgenden Tage auf einen Schwarm rechnen. 3) Nothschwärme sind solche, die wider Vermuthen sehr frühzeitig im April oder zu Anfang des Mays aus einem Korbe ausgehen, der noch nicht vollgebauet hat. Sie sind nicht allzustark, haben aber doch ihren Weisel; und wenn man es ihnen nicht an nöthiger Futterung fehlen läßt, so halten sie sich wol. Die Ursache dieser Nothschwärme ist

diese: Im Frülling geht oft der Weisel im Korbe verloren. Wenn die Bienen schon eine Zeitlang geflogen und bunt angesezt haben, so darf man darüber nicht besorgt seyn. Sie machen so gleich zu jungen Weiseln Anstalt, und um sicher zu gehen, geschiehet dieses nicht nur in einer, sondern in mehreren Zellen. Wenn sie Alle auskommen, müssen nach ihrer Ordnung die Ueberflüßigen getödtet werden; und es darf nur Einer als Regent bleiben. Oft geschiehet es nun, daß sich das Volk theilt und nicht einig werden kann, welcher es seyn soll. Ist der Anhang der überflüßigen Weisel zu gros, daß sie nicht getödtet werden können; so sind sie gleichsam gezwungen, auszuziehen. Einige nennen solche Schwärme auch wol Hunger- oder Bettelschwärme; aber mit Unrecht. Nur der Schwarm kann so genannt werden, der aus völligem Mangel an Nahrung an einem schönen Tage im Frülling aus dem Korbe auszieht, so daß der Korb ganz leer wird. Er leget sich oft wie ein anderer Schwarm an; doch wenn eine Bienenhütte in der Nähe ist, fällt er neben einem guten Korbe an, und suchet sich da einzubetteln, welches auch mehrentheils geschieht.

4) Nach Jungfernschwärmen, d. h. wenn eine in demselben Jahr erhaltene Biene, noch in dem nemlichen Jahre schwärmt, trachten so viele; sie sind aber nur schädlich und schwächen den Korb. Man solte darum durch Untersäze dies zu verhindern suchen. Man siehet also auch daraus, wie ungegründet die Meinung ist, daß man gewis Glük mit den Bienen haben werde, wenn man nur eines Jungfernschwarms habhaft werden könne. Und doch ist es eben diese falsche Meinung, wodurch Mancher sich zum Stehlen eines solchen Stoks verleiten läßt. — Die Handgriffe beim Einfassen

der

der Schwärme muß man durchs Sehen und eigene Uebung haben. Man gewöhne sich nur vor allen Dingen an Festigkeit im Halten des Korbs, und verrichte es mit aller Ruhe, ohne Geräusch. Die Geräthschaften dazu müssen deswegen vorher schon bei der Hand seyn. Nur brauche man den Federwisch nicht zum Einfassen, um sie damit von Aesten und Zweigen, woran sie sich gehängt haben, herunter in den Korb zu bringen. Schwärme, die sich ganz ruhig angesezt hatten, sind blos durch diese Behandlung so wild gemacht worden, daß sie sich sehr weit entfernt haben. Statt dieses Werkzeugs nehme man lieber einen hölzernen Löffel oder ein hölzernes Brettchen. Hat sich der Schwarm an einen etwas unbequemen Ort gesezt, so kann man die Bienen durch Wermuthstengel an einen solchen Ort herunterbringen, wo man besser im Stande ist, sie einzufassen. Unter den dikken Klumpen, unter welchen gemeiniglich der Weisel oder die Königinn sich befindet, hält man den Korb. Dieser muß vorher mit Spillen oder Stöken gehörig versehen, und mit Melissenkraut ausgerieben seyn. Den Geruch dieses Krauts lieben die Bienen sehr. Man schlägt alsdann unter oder über einen solchen Klumpen recht derb auf den Ast oder Zweig, woran sie hängen. Alle fallen sodann in den untergehaltenen Korb. Diesen sezt man angefüllt mit den Bienen auf einen hölzernen Stuhl oder ein Brett, in die Nähe des Orts, wo sie sich angehängt hatten. Damit der Korb nicht fest auf dem Stuhl oder Brett anschließe, legt man kleine Hölzer unter den Rand. Auf den Korb legt man einen alten schwarzen Hut, den die Bienen für den Schwarm halten. Hat man den Weisel glüklich mitgefaßt, so werden sich alle zerstreuten Bienen bald hinzusammlen, theils durch das Flugloch des Korbes, theils unter

dem

dem Rande her, kriechen sie zu den im Korbe befindlichen Bienen. Hat man aber den Weisel nicht mit in den Korb bekommen, so werden, ehe eine Viertelstunde vergeht, alle eingefaßten Bienen den Korb wieder verlassen haben, und sich ansezen, wo der Weisel sich befindet. Man muß es alsdann von Neuen versuchen, und desto genauer darauf sehen, den Weisel mit einzufassen. So bald alles im Korbe ruhig ist; bringt man ihn an den Ort, wo er stehen soll. Man darf den Korb nicht zu lange auf dem Stuhl oder Brett stehen lassen, weil die Bienen schon bald ausfliegen. Wenn dann der Korb weggebracht würde, so würden sich viele Bienen verlieren, weil sie den Korb nicht mehr an der verlassenen Stelle finden. Sieht man auf dem Standbrett abgenagtes Stroh liegen; so kann man sicher erwarten, daß der Schwarm bleiben werde. Von Einem Stok kann man nach dem Haupt- oder Vorschwarm oft noch 2. 3. oder gar 4 Nachschwärme erhalten. Jeden einzeln in einen Korb zu fassen, ist schädlich. Sie sind zu wenig volkreich, und die leztern kommen zu spät, als daß sie noch gehörig Vorrath sammlen könnten. Aber auch hierin fehlen sehr viele Bienenwirthe. Sie fassen jeden, auch den kleinsten Schwarm, einzeln in einen Korb. So trift es sich wol, daß einer von 4 Körben, die er durch den Winter gebracht, im folgenden Herbst, die alten mitgerechnet, 18 bis 20 Körbe stehen hat. Man glaubt dann recht reich an Bienen zu seyn. Dies ist aber nur eingebildeter Reichthum. Schlachtet man sie nemlich im Herbst ab; so ist der Gewinn an Honig und Wachs äußerst unbeträchtlich. Läßt man sie aber gar über Winter stehen; so muß man sie mit großen Kosten futtern, und hat doch keinen Vortheil, weil die Körbe nicht Volks genug haben.

Am

Am besten ist es also, wenn man fast alle lezten Schwärme, wenigstens immer zwey vereiniget. Dieß macht man so: Man faßt den Schwarm, den man mit einem andern vereinigen will, in einen Korb, ohne Hölzer oder Spillen. Abends, wenn es schon dunkel worden ist, sezt man ihn auf ein, etliche Zoll tiefes rundes Loch, und schlägt auf die Krone des Korbes. Alle Bienen fallen dann in das Loch. Alsbald nimmt man den ledigen Korb davon, und sezt den andern, worin sie jezt ziehen sollen, an seine Stelle. Das Flugloch muß aber verstopft seyn. In ein Paar Minuten ist die Vereinigung ohne allen Streit geschehen, und einer der Weisel von den beiden Schwärmen, die vereinigt sind, getödtet. Man kann den Korb, wenn man Stille darin bemerkt, noch des Abends an die Stelle bringen, wo er stehen soll. Oft trift es sich, daß ein Korb voller Honig und recht volkreich ist, und doch nicht schwärmt. Dies kommt daher: Hat der Bienenstok zeitig Weisel angesezt; und es kommt eine widrige Witterung, so reißen sie die Maden aus den Weiselzellen heraus. Ist das aber geschehen; so schwärmt der Stok in demselben Jahr selten. Die Bienen bleiben beysammen und auf den Körben liegen, so gut auch die Tracht wird, und so eine überhäufte Menge von Bienen auch entstehet, daß oft der Korb nicht mehr vor den darauf liegenden zu sehen ist. In dem verflossenen Sommer 1792. gieng es den meisten Bienenwirthen des hiesigen Landes so. Es ist aber höchstunangenehm, in einem ganzen Jahr gar keinen Vortheil von seinen Bienen zu haben, und den großen Honigvorrath von den Bienen wieder verzehren zu sehen. Darum hat man ein Mittel gefunden, den ganzen Honigvorrath einzuerndten, und von den Bienen des Stoks noch einmal

einen

einen Vorrath sammlen zu lassen, daß sie noch zur Fasel stehen bleiben können. Und dieß bewirkt man durch das Abtreiben, welches gar nicht schwer ist. Man wählet dazu einen warmen Tag, die Nachmittagsstunden von fünf bis sieben Uhr. Die meisten Bienen befinden sich dann noch im Felde, und die andern im Korbe sind mit Bauen beschäftiget. Wenn aber demohngeachtet noch eine Menge Bienen an dem Korbe liegen, den man abtreiben will, so wehet man von allen Seiten starken Rauch auf sie, doch ohne am Flugloche selbst zu räuchern. Dadurch treibt man sie in den Korb. Um die wenigen, die noch hin und wieder am Korbe sizen bleiben, kümmert man sich nicht. Sind die meisten Bienen im Korbe, so räuchert man auch am Flugloche, daß sie sich etwas tiefer in den Korb hineinziehen; und verstopft alsdann das Flugloch fest mit Gras, daß nicht der geringste Lichtschein hineindringen kann. Man läßt nun auch Rauch unter den Korb, damit sich die Bienen in die Krone ziehen; und keine unten mehr zu sehen ist. Wer Tobak raucht, kann dies alles leicht durch Tobaksrauch bewerkstelligen. Nun hebt man den Korb langsam auf; richtet sich aber darnach, wie die Tafeln gebauet sind. Sind die Tafeln in die Länge gebauet, so wendet man den Korb gerade auf sich zu, wie er in der Hütte stehet. Sind aber die Tafeln queer gebauet, so muß die Wendung nach einer Seite geschehen; sey es, welche es wolle. Gebraucht man diese Vorsicht in der Wendung nicht, so läuft der flüßige Honig aus den Zellen, die Bienen werden davon besudelt; die weichen Tafeln lehnen sich auch wol an einander, daß die Bienen nicht herausgehen können. Ein starker Mann muß den Korb aufheben, damit er nicht gerüttelt wird. Man sezt nun einen ledigen Korb an

die

die Stelle des weggenommenen; damit sich darinnen die vom Felde zurükkehrende Bienen sammlen. Man geht mit dem abzutreibenden Korbe an einen von der Hütte entfernten Ort in Schatten. Die Bienen werden immer ruhig darin bleiben. Aber ein einziger unbehutsamer Ruk oder Stoß kann sie rege machen, daß sie mit Gewalt herausfahren. An diesem Plaz hat man alle Geräthschaften zum Abtreiben der Bienen bereit, damit man durch nichts aufgehalten werde. Hat man keinen besondern Stuhl dazu, worin man den abzutreibenden Korb sezen kann; so schlägt man drei dike Pfeile ins Dreyek so in die Erde, daß der Korb ganz fest steht und gar nicht rüttelt, wenn man ihn dazwischen sezt. Einige pflegen wol ein Loch in die Erde zu graben, worin sie den abzutreibenden Korb mit der Krone stellen. Dieß ist aber deswegen nicht gut, weil man denn beim Abtreiben nicht unter die Krone des Korbs klopfen kann. Hat man den Korb festgestellt und bemerkt, daß sich durch das Tragen einige Tafeln an einander gelehnt haben, so legt man sie behutsam von einander, daß die Bienen zwischendurch kommen können. Auf den abzutreibenden vollen Korb wird nun ein lediger gestellt, den man vorher gehörig mit Spillen versehen hat. Er muß aber völlig gleichen breiten Rand mit dem andern haben; denn, wenn das nicht ist, so würden zwischen den dadurch entstehenden Oefnungen Bienen durchgehen. Das Flugloch muß in diesem ledigen Korbe nicht ganz fest zugemacht seyn; es muß der Lichtschein herdurch dringen können. Dann thut man wohl, dies Flugloch nach der Seite hinzukehren, wo das meiste Licht herkommt. Hat man die Körbe aufeinander stehen, so befestiget man sie mit hölzernen oder eisernen Klammern, daß sie recht fest aufeinander

stehen.

stehen. Zu noch mehrerer Vorsicht schlägt man um die Körbe da, wo sie aufeinander gefugt sind, ein Handtuch, daß keine einzige Biene sich hindurch drängen kann. Ist dies alles geschehen; so fängt man an, mit der flachen Hand oder mit kleinen Stöckchen den vollen Korb zu klopfen. Man klopft aber nicht so stark und unmäßig, daß dadurch die Tafeln erschüttert würden. Bei dem Klopfen richtet man sich ebenfals darnach, wie die Tafeln im Korbe stehen. Stehen sie in die Queere vor dem Flugloche, so klopft man nur von beiden Seiten, weder hinten noch vorne. Stehen sie aber in die Länge, so klopfet man hinten und vorne. Die Bienen steigen nun aus dem vollen in den ledigen Korb. Binnen 10 Minuten ist dieß gemeiniglich geschehen. Biswellen, aber nicht immer, hört man beim Aufsteigen des Weisels, aus dem vollen in den ledigen Korb, ein schwaches Tüten wie beim Abfliegen. Wenn man an dem starken Brausen der Bienen im obern Korbe merkt, daß genug hinaufgegangen sind; so kann man das zugestopfte Loch am untern Korbe öfnen. Befinden sich da keine Bienen mehr, oder nur noch einzelne, so kann man mit dem Klopfen nachlassen. Doch läßt man die Körbe noch ein Paar Minuten lang ruhig aufeinander stehen, daß sich die hinaufgegangenen fest an einander hangen. Alsdann nimmt man die Klammern weg, und trennt die Körbe von einander. Man hat nun in dem ledigen Korbe einen so schönen Schwarm, als nur immer ein Vorschwarm seyn kann. Will man den Korb, wovon man sie abgetrieben hat, auch noch zur Faßel behalten, so sezt man den neuen Korb nicht in die die Nähe von dem Plaz, wo jener gestanden hat, weil sonst viele Bienen beim Ausfliegen am folgenden Tage auf den alten Korb zurükkehren würden.

3) Sollte

3) Selten haben die Bienen im Früling, Sommer und Herbst an einem und ebendemselben Orte Nahrung. Um Jacobi bringt man sie deßwegen hier zu Lande in die Senne, entweder nach Lopshorn oder bei den Kreuzkrug. Man giebt dem Bienenwärter für jeden Korb 1 ggr. Sie müssen aber recht fest stehen, wenn man sie hinfahren läßt, und man muß darum viel Stroh zwischen die Körbe und an die Seite des Wagens steken, damit sie nicht gerüttelt werden. Man stellt die Körbe auf die Krone. Das Flugloch muß verstopft seyn, doch so, daß noch etwas Luft durchkommen kann. Unter die Oefnung des Korbes schlägt man ein ganz lose gewebtes grobes Stük Linnen, das zwar Luft genug durchläßt, wodurch aber die Bienen nicht dringen können. Trägt man die Bienen nach der Senne hin, so gebraucht man dieselbe Vorsicht. Sehr oft kommen viele Bienen erstikt in der Senne an. Und dies kommt blos daher, wenn das Linnen zu dicht und fest war, und also natürlich die Bienen keine Luft bekommen konnten. Das Fortbringen muß vorzüglich in warmen Tagen bei Nacht geschehen. Wenn man die Körbe Honigreich aus der Senne wieder bekommen will, so müssen die Körbe recht volkreich seyn. Sind sie das nicht, so sezen die Bienen in der sehr kurzen Zeit, die sie in der Senne zum Sammlen haben, nur Brut an, füllen aber den Korb nicht mit Honig. Für alle Mühe und Kosten, die man gehabt hat, bekommt man denn zwar Brutreiche aber Honigleere Körbe zurük, die zu nichts nuzen. Eben darum ist es auch ein Fehler, wenn viele ihre Körbe vorher so stark beschneiden. Nie solte man das thun, als blos in dem Fall, wenn unten schon breite Tafeln sind, und Ueberfluß an Honig da ist. Einen noch größern Vortheil würde

man an manchen Orten davon haben, wenn man im Frülings die Körbe in Gehölze brächte, wo viele Heidelbeeren stehen. Weil aber alsdann die Winde gewöhnlich rauh sind; so müssen sie nahe bei den Heidelbeeren stehen, weil sonst die Bienen erstarrt niederfallen, wenn sie beladen zurükkehren. Alle Körbe, die man nicht im Winter stehen lassen kann und will; und dahin gehören alle alte, lange gestandene Körbe, wenn sie nicht recht schwehr sind, oder wenn man sie für weisellos halten muß; auch alle junge Bienenstöke, die nicht wenigstens 20 Pfund schwehr sind, tödtet man im Herbst. Dieß wird auf folgende Art gemacht: Man gräbt ein gerades Loch, bald eine halbe Elle tief, und eben so weit im Umfang in die Erde. Die ausgegrabene Erde legt man in einen Rand um dasselbe her, der Korb muß innerhalb dieses Randes auf das Loch zu stehen kommen. Man schneidet von einem Baumaste eine Gabel, und stekt sie unten in das Loch auf den Boden. Auf diese Gabel werden sechs bis zehen Schwefelfaden zwey Fingerlang gehangen und solches von unten angezündet. Wenn sie über und über im Feuer stehen; so sezt man den Korb mit fest zugestopftem Flugloche darauf, und wirft geschwind rund herum die herausgegrabene Erde so fest an, daß nirgends etwas vom Schwefelrauche durchdringen kann. Hierauf thut man etliche derbe Schläge mit den Händen auf die Krone des Korbes, da denn die meisten aus den Tafeln herunter ins Loch fallen. In zwei Minuten sind sie alle getödtet. Man muß aber nun den Korb nicht sogleich wieder aufheben; denn in den ersten Augenblikken sind die Bienen nur in einer Betäubung, und werden wieder lebendig, wenn sie an die frische Luft kommen. Nach einer Viertelstunde kann man aber den Korb aufheben; dann sind

und

und bleiben alle Bienen gewiß todt. Jedem Korbe, den man stehen lassen will, und von dem man dem Gewichte nach zu urtheilen vermuthen kann, daß er nicht Honig genug bis auf den Frühling habe, muß man gleich im Herbst so viel geben, als er zum Durchkommen nöthig hat. Man macht diesen Honig, ohne die geringste Beimischung von Wasser, etwas warm, und legt auf den Napf, worin man den Honig unter den Korb sezt, wenige Stöker. Binnen einigen Stunden haben die Bienen allen Honig heraufgetragen. Im Frühling bedürfen sie dann keiner Futterung; und dieß ist gut, denn diese Frühlingsfutterung ist schädlich, vorzüglich wenn warme und kalte Tage abwechseln; man lokt dadurch auch nur Raubbienen herbei. Ueberhaupt kann aber nicht genug empfohlen werden, nur solche Stöke stehen zu lassen, denen wenig oder nichts gegeben zu werden braucht. Nur von solchen Körben hat man Freude für seine Bemühung und Vortheil zu erwarten. Alle künstliche Futterung mit Zuker, Birnsaft, Birnwürze u. d. gl. ist den Bienen eher schädlich als vortheilhaft, wenn man nicht recht vorsichtig dabei ist. Darum ist sie gar nicht zu rathen, wenn es nicht die höchste Noth erfordert.

4) Alles Künsteln in Ansehung des Verwahrens der Bienen im Winter, ist ebenfals eher schädlich als gut. Zu diesen Künsteleien gehört das Vergraben in die Erde, das Hineinbringen in dunkle Keller u. d. gl. Man lasse sie vielmehr ohne Zustopfen des Flugslochs an ihrem gewöhnlichen Standort stehen. Sollte man fürchten, daß dieser zu kalt liege, so wäre das Einzige, was man zu thun hätte, dieß: daß man die Seiten durch Stroh etwas gegen die Kälte verwahrte.

Man muß aber auch die Körbe im Winter nicht aufheben. Mit großem Fleiß haben die Bienen, um sich gegen Kälte zu verwahren, die Körbe fest auf das Standbrett angewächst. Ein Paar Zoll ziehe man die Körbe im Herbst ins Haus zurük. Auch über das Flugloch mache man eine Blende. Denn wenn bei hellen Wintertagen die Sonne durch das Flugloch in den Korb scheint, so machen sich viele Bienen heraus, und erstaren vor Kälte. Das Beschneiden der Bienen muß an einem trüben Tage in der Mitte Februars geschehen. Geschieht es später, so schneidet man schon eine Menge Brut mit weg. Man wählt darum einen trüben Tag dieses Monats, weil an einem hellen Tag die Bienen gar zu unruhig sind. Dieß Beschneiden ist vorzüglich darum bei alten Körben so nöthig, weil man ihnen dadurch die Mühe spart, Unreinigkeiten, die unten im Korbe sich angesezt haben, wegzubringen. Auch hindert man dadurch, daß der so genannte Bienenwolf nicht in den Korb kommt. Im Herbst sieht man nemlich oft einen Schmetterling vor den Bienenkörben herumfliegen. Er seze sich vor das Flugloch, und legt mit seinem Legestachel ein Ey unten in die Zellen. Im Früling kommt dieß Ey aus, wird eine Raupe, die ein großes Gespinste macht, und in Kurzem den ganzen Korb verderben kann. Beschneidet man nun den Korb zu jener bestimmten Zeit; so schneidet man dies Ey auch mit weg, ehe die Raupe ausgekommen ist.

5) Unter die Krankheiten der Bienen ist eine der hauptsächlichsten: Weisellosigkeit. Im Herbst bemerkt man sie daran, wenn die Bienen ihre Drohnen nicht tödten. Oft hat der Korb noch ziemliche Schwehre; diese rührt aber

nicht

nicht vom Honig, sondern von den Käulchen her, die sie eingetragen haben. Bienen sind gewöhnlich auch wenig darinnen, aber desto mehr Drohnen. Im Frülling kann man die Weisellosigkeit daran bemerken, wenn die Bienen bei einem hellen Tage nicht so munter aus- und einfliegen, wie die andern. Und wenn man Tobaksdampf hinein bläßt, so hört man ein langwährendrs Brausen im Korbe, dessen Eigenes man am besten bemerken kann, wenn man auch in einen andern Korbe Tobaksdampf einläßt, der noch seinen Weisel hat. Ist der Weisel schon im Winter umgekommen, so ist dem Korbe auch nicht leicht zu helfen. Geschah es aber erst im März oder April; so sey man außer Sorgen. Sie haben alsdenn schon Brut angesezt, und unter diesen auch Weisel-Brut, woraus bald wieder ein Weisel kommen wird. Bemerkt man indeß, daß die Bienen im Frülling Käulchen eintragen, so kann man auch ganz gewis seyn, daß sie einen Weisel haben. Faulbrut kann man dadurch entdeken, wenn man unten auf dem Standbrett eine Menge schwarzer Häutgen und kleiner Maden findet, die die Bienen heruntergeworfen haben. Diese Krankheit entsteht aus einem so genannten giftigen Mehlthau, wodurch der Futterbrey für die ganze Brut verdorben wird. Manchmal entsteht sie auch davon, wenn es den Bienen an Nahrung fehlt, und sie also die Jungen in den Zellen müssen umkommen lassen, die alsdann in Fäulniß übergehen; oder wenn ein feindseeliger Nachbar wegen der Raubbienen Honig, mit Säfte (Bierhefe) vermischt, ausgesezt hat. Im leztern Fall ist nicht gut zu helfen. In den beiden erstern Fällen hilft starkes Futtern der Bienen mit reinem, ohngemischten Honig im-

mer noch am meisten. Ruhr ist dann im Korbe, wenn man die Seiten des Korbes und die Zellen roth gefärbt findet. Das Futtern der Bienen mit Honig, der mit Wasser stark vermischt worden, ist meist an diesem Durchfall Schuld. Man unterlasse also nur dieß, und man wird auch von der Krankheit nichts verspüren. Ueberhaupt rühren die meisten andern Krankheiten und Uebel der Bienen von dem schlechten Futtern, mit so stark mit Wasser vermischtem Honig u. d. gl. her. Läßt man also nur schwehre Körbe stehen, die man gar nicht oder wenig zu futtern braucht; so hat man nicht nöthig, um mancherley Krankheiten der Bienen besorgt zu seyn, und Mühe auf ihre Heilung zu verwenden. Die so genannte Hörnerkrankheit, die so manchen Bienenwirth in Besorgnis sezt, verdient den Namen einer Krankheit gar nicht. Sie kommt meist alle Jahre; und man siehts vor Augen, daß die Bienen eben so munter und fleißig wie sonst sind, wenn ein Honigthau fällt, und sie etwas einzutragen finden. Die Büschel oder Hörner werden gerade zu der Zeit sichtbar, wenn die Baumblüte völlig zu Ende ist, und die Bienen wenig Tracht mehr im Felde finden. Sie machen alsdann Stillstand im Bauen, und nur wenige fliegen, bis der weiße Klee und die Kornblume zu blühen anfangen. Weil sie nun nicht munter fliegen, hält man sie für krank und matt. Sie sind aber nichts weniger als das, wenn der Korb einigermaßen gut ist. Wenn sie gleich nicht ausfliegen, so arbeiten sie jezt desto fleißiger im Innern des Korbes. Sie reinigen die Zellen von aller erstorbenen und verdorbenen Brut, beißen auch die sich unten angesezten Motten aus. Weil nemlich nach diesem Stillstand im Eintragen bald die

beste

beste Tracht im ganzen Sommer angeht, so machen die Bienen nun innerlich alles dazu zu rechte, damit sie hernach nichts am Eintragen und Bauen hindern möge. Es ist, als wenn der Landmann im Haus und in der Scheune Alles recht in Stand sezt, ehe die Erndte angeht.

6) Die Bienen haben viele Feinde. Im Winter den Specht, die Meisen und Käuzchen; im Sommer Schwalben und Rothschwänzchen, oder auch Schlangen, Eidexen, Kröten und Frösche. Diese alle, wie auch Ameisen, Mäuse, Wiesel, Hornissen, Wespen, große Hummeln und Spinnen werden den Bienen nicht leicht schaden, wenn nur der Korb gut gearbeitet ist, und fest auf das Standbrett anschließt; wenn sich außer dem Flugloch schlechterdings keine Oefnung findet, auch die Bienen Nahrung genug haben und stark sind. Es versteht sich übrigens von selbst, daß man einen solchen Feind von der Bienenhütte entfernt, so bald man ihn bemerkt. Auch Raubbienen und Motten schaden gewöhnlich nur den schwachen Bienen. Wegen der Erstern hüte man sich besonders, daß man beim Futtern keinen Honig verschütte, oder nicht den Honig, statt unter den Korb zu bringen, vor das Flugloch seze, damit der Honiggeruch sie nicht herbeyziehe. Giebt man den Bienen im Herbste gleich, so viel sie bedürfen, so hat man von Raubbienen keine Plage. Um gegen Diebstal die Körbe zu sichern; suche man lauter Körbe von einer Größe zu bekommen. Man lasse oben einen eisernen Ring hineinflechten, der also in allen Körben in gleiche Höhe herausteht. Durch diese Ringe steke man eine eiserne Stange, die man an

beiden Enden der Hütte gut befestiget. Will der Dieb den Korb herausreißen; so wird er wenigstens auch für ihn größtentheils unbrauchbar seyn.

7) Endlich ist auch davon noch etwas zu erwähnen, wie man den erlangten Seegen an Honig und Wachs zubereitet, um erstern vorzüglich auf lange Jahre aufbewahren zu können. Beim Auspressen des Honigs kommt es sehr viel auf Reinlichkeit an, die überhaupt dem Landmann und jedem Menschen so nöthig ist. Alle Gefäße, die man dazu gebraucht, müssen recht rein ausgewaschen seyn. Man schneidet die Tafeln Stükweise aus dem Korbe heraus. Diejenigen Stüke der Tafeln, die gar keinen Honig oder blos Brut enthalten, wirft man allein. Diejenigen Stüke aber, die voller Honig sind, wirft man ebenfalls in ein besonderes Gefäß. Der beste Honig ist nun der, welcher von selbst aus den Tafeln herausläuft, oder durch leichtes Pressen kalt herausgedrükt wird. Diesen faßt man in besondere Töpfe; denn er ist der kostbarste. Auf diese Art würde man aber nicht allen Vorrath von Honig aus den Tafeln herausbringen können; man muß ihn also auch durch Wärme von dem Wachs zu trennen suchen. Die leichteste Art, dieß zu bewerkstelligen, ist diese: Man rührt die in einem Topf geworfenen Stüke der Tafeln mit einer Kelle zu Brey; hernach sezt man die Töpfe ans Feuer, läßt sie erwärmen, und rührt fleißig um, so wird alles ganz dünne. Zum völligen Kochen darf es aber nicht kommen. Wenn man keine Stüken mehr darinnen bemerkt, so sezt man einen etwas großen Durchschlag, der nicht zu große Löcher hat, auf den Topf, in welchen man

den

den Honig bringen will. Man gießt von dem erwärmten Honig in den Durchschlag, und rührt so lange mit der Kelle, bis nur die Hülsen im Durchschlag übrig sind. So oft man einen erwärmten Honig in den Durchschlag gießt, thut man die Hülsen heraus in ein anderes Gefäß. Wenn dieser Honig einen Tag gestanden und kalt wird, so kommt das darin noch befindliche Wachs in eine dike Rinde oben auf. Man thut dieß, nachdem man es abgenommen, zu den übrig gebliebenen Hülsen. Nach ein Paar Tagen sezt sich wieder eine Rinde von Wachs und anderm Unrath auf den Honig. Man nimmt dieß wieder ab, und fährt so lange damit fort, bis der Honig oben ganz klar bleibt; füllt dann den Topf mit anderm reinen Honig voll, und bindet ihn mit reinem Papier zu. Solcher Honig kann wol 20 Jahre halten. Nur muß man ihn recht fest zubinden, weil ihm die Ameisen sehr nachstellen. Haben nur erst einige den Weg hineingefunden; so ist es bald um den ganzen Topf voll geschehen. Die vom Honig gereinigten Hülsen, und die mit keinem Honig versehen gewesenen Tafeln, muß man nicht lange liegen lassen; ein Paar Tage darauf muß man das Wachs auspressen. Jene Hülsen geräthen sonst in Gährung, in die Honigleeren Tafeln kommen Motten; durch beides gehet aber viel Wachs verloren. Am besten ist es, wenn man zum Kochen des Wachses einen solchen Kessel nimmt, in welchem auf einmal nur so viel Wachs gekocht wird, als in den Sak kommen soll. Jene Hülsen und Honigleeren Tafeln werden mit Wasser vermischt aufgekocht; aber ja nicht so lange, bis das Wachs braun wird.

Dieß miteinander Aufgekochte gießt man in einen nicht zu dicht gewebten Sak; bringt diesen unter die Presse und preßt das Wachs heraus. Die in dem Sak bleibenden Träber drükt man nochmals Handvollweise aus. Meist ist denn alles Wachs aus den Träbern herausgekommen. Man läßt es bis zum Kaltseyn in dem Gefäß stehen, und hebt dann die gegossenen Wachstafeln heraus. Bei dem noch immer steigenden Preis des Wachses, da das Pfund 12 bis 16 gute Groschen kostet, ist dieser Wachsgewinn der beträchtlichste von der Bienenzucht; denn von einem sehr guten Korbe kann man wol zwey bis drittehalb Pfund Wachs bekommen.

Sieben-

Siebenter Abschnitt.

Etwas Weniges für künftige Hausfrauen und Landwirthinnen.

1. Baken.

Das Brod ist eines der Hauptbedürfnisse des Menschen, davon wird am meisten gegessen; und es muß am meisten nähren. Jede Hausfrau hat also zu sorgen, daß gutes, wohlschmekendes Brod in ihrem Hause sey; gut aufgegangenes und ausgebakenes Brod ist das gesundeste. Des Abends vorher, wenn gebaken werden soll, wird gesäuert. Dieser sogenannte Sauerteig wird mit laulichtem Wasser und Mehl zu einem mehr flüßigen als festen Teiche eingeknätet. Der Sauerteig bekömmt leicht eine feste Schale oder Borke; diese muß abgeschält und zurükgelassen werden. Man zerheilt ihn darauf in dem Wasser mit den Händen, und macht ihn so klein, daß er völlig mit dem hinzugethanen Mehle zu einem Teig vermischt werde. Dieser erste mit dem Sauerteig geknätete Teig, macht nun etwa den dritten Theil gegen das übrige Mehl aus, welches den andern Tag hinzukommt. Der Erste Teig wird mit Mehl überstreut, auch wol die Nacht über zugedekt,

dekt, wenn es nicht warm genug in der Stube ist; und so läßt man ihn ruhig bis an den andern Morgen stehen. Des andern Tags früh, wenn der Sauerteig gut gewesen ist, wird der angeschuerte Teig recht hoch aufgegangen seyn, und die übrigen zwei Theile Mehls werden nun mit lauichtem Wasser dazugethan. Jezt kommt es aber darauf an, daß man die Hände und Arme nicht schone, um den Teig in Zeit von einer halben Stunde fertig geknätet zu haben. Wenn er zäh und lang geworden ist, so daß er nicht mehr an den Händen klebet; dann ist er gut. Man läßt ihn nun noch in dem Baktroge, daß er sich nach und nach heben oder aufgehen kann. Ein gutes Zeichen ist es, wenn der Teig zwar langsam, aber hoch in die Höhe treibt. Nun wird der Teig zu Broden abgetheilt, man legt die abgetheilte Brode auf ein Tuch oder auf Bretter, einzeln neben einander hin, und läßt sie aufgehen. Man darf nemlich die Brode nun nicht gleich in den Ofen schieben; man muß sie erst wieder etwas aufgehen lassen; doch auch nicht zu viel, sonst läuft der Teig auseinander, und das Brod bekommt keinen guten Geschmak. Salz verbessert nicht nur den Geschmak des Brods, sondern vermehrt es auch. Es troknet zwar eher aus, darum dauert es aber auch desto länger, und wird nicht so leicht schimmlicht. Es ist daher rathsam, Salz in den Teig zu thun. Zu frischem Mehl nimmt man weniger, zu älterem Mehl etwas mehr Salz. Thut man aber überhaupt zu viel Salz in den Teig, so geht er nicht so gut auf. Man thut das Salz in den Teig, wenn man zuerst den Sauerteig eingeweicht hat, und zum zweitenmal das Wasser, mit welchem geknätet werden soll, zugießt. Im Sommer nimmt man etwas weniger Sauerteig, und nicht so warmes Wasser; verarbei et

arbeitet aber den Teig desto besser. Im Winter darf man mehr Sauerteig nehmen, und auch wärmeres Wasser. Um gutes Brod zu haben, muß man den Grad der Hize des Ofens zu treffen wissen. Ist sie zu schwach, so kann das Brod nicht gut ausbaken; ist sie zu stark, so verbrennt es. Man erkennt die rechte Hize des Bakofens, wenn man so viel Mehl, als man mit drei Fingern fassen kann, vorne ins Ofenloch legt. Wird das Mehl gleich braun, so ist die Hize eben recht; wird es schwarz, so ist er zu heiß, bleibt es aber weiß, so ist er nicht heiß genug, und es muß Holz nachgelegt werden. Es kommt auf die Größe der Brode an, wie lange man sie im Ofen läßt. Ganz schwarzes Brod muß längere Zeit zum Ausbaken haben, als weißeres. Auch wenn der Teig weich gewesen ist, muß das Brod ebenfals länger in dem Bakofen stehen. Ein rundes, zwölfpfündiges Brod muß drei Stunden, ein achtpfündiges zwei, ein sechspfündiges eine Stunde, ein dreipfündiges 50 Minuten, und ein zweipfündiges wenigstens drei Viertelstunden, ein anderthalb pfündiges 35 Minuten, und ein halbpfündiges eine halbe Stunde im Ofen bleiben. Um es zu wissen, ob das Brod völlig ausgebaken ist, nimmt man ein Brod heraus, und sieht nach der Unterrinde. An diese wird mit einem Finger geklopft, giebt es eine Art Klang, so ist das Brod genug gebaken. Beim Einschieben des Brods in den Bakofen muß man es mit Wasser bestreichen; dieß thut man auch bei dem Herausnehmen aus dem Ofen. Man kann auch das Brod mit Bier bestreichen, die Farbe der obern Rinde wird davon dunkler. Man darf aber die Brode nicht, so wie sie aus dem Ofen kommen, in die kalte Luft bringen, sondern man stellt sie erst neben einander in den Baktrog, und

läßt

läßt sie nach und nach kalt werden. In Wohnstuben, besonders des Nachts, muß man kein warmes Brod stellen, man könnte leicht krank werden, oder gar von dem Dunste erstiken. Auf den Sauerteig kommt viel an, wenn das Brod gut werden soll. Man behält vom vorhergehenden Gebäke immer etwas Teig zurük, legt ihn in ein Gefäß, worin aber nichts fettes muß gekommen seyn, weil er sonst zusammenfällt. In 24 Stunden erlangt er seine völlige Gährung. Nun bekommt er leicht einen Schorf oder Borke; um nun das allzuschnelle Austroknen zu verhüten, muß man ihn mit ein wenig Salz bestreuen, ihn in den Keller stellen, und alle 24 Stunden wenigstens anfeuchten. Auf diese Art kann man ihn im Winter 14 Tage erhalten, und bekömmt wohlschmekendes Brod. Auf das Einheizen des Ofens muß man wohl achten. Ist das Holz naß, so muß öfter nachgesehen werden, weil sonst die Zeit der rechten Hize nicht getroffen werden kann. Brauche man des nassen Holzes wegen längere Zeit zum Heizen des Bakofens, so muß der Teig an einen nicht allzuwarmen Ort gelegt werden, damit er nicht übergährt und verdirbt. Ist aber bei trokenem Holz der Bakofen schneller ausgeheizet, als das Brod zum Einschieben fertig ist, so muß man die Kohlen an die Ründung des Ofens schüren, und das Ofenloch mit einigen kreuzweise auf einander gelegten Stükchen Holz heizen lassen. Dadurch wird der rechte Grad der Hize im Bakofen erhalten. Am besten ists, wenn der Ofen Hize genuz hat, ehe der Teig völlig zum Einschieben fertig ist. Frisches Brod legt man am Ersten Tage nicht gleich in einen Keller oder platt auf die Erde; es wird weit eher schimmlicht. Aufgerissenes Brod oder solche Brode, die zu nahe aneinander

stießen,

stießen, und von einander gerissen worden, muß man immer zuerst zum essen nehmen, weil sie leichter schimmlicht werden.

2. Brauen.

Bier ist ein gutes Getränke für den Landmann. Es nährt ihn, giebt ihm Kraft und verdirbt ihn nicht. Unsere Vorältern waren auch darum stärker und gesünder, weil sie statt des ungesunden Koffees und des schädlichen Branteweins, Bier tranken. Wer nun selbst in seinem Hause brauen will, der muß wissen, wie ers anzufangen hat, damit er statt des gewöhnlich schlechten Biers gutes, gesundes Bier bekomme, ohne größere Kosten. Gutes Malz ist eine Hauptsache. Es muß die Gerste zum Stießen in Keime gebracht werden, jedoch nicht zu lange ausgelaufen seyn. Es ist unnöthig, sie ein viertel Jahr liegen zu lassen. Man kann davon nehmen, so bald sie recht troken ist. Beim Schroten des Malzes muß man darauf achten, daß es nicht zu fein geschroten wird, weil das trübes Bier giebt. Auch müssen alle Gefäße zum Brauen immer recht rein gehalten, und wenn gebraut werden soll, nicht nur ausgescheuert, sondern auch Tags vorher mit Wasser angefüllt werden. Das geschrotene Malz wird des Abends gegen 10 bis 11 Uhr, wann etwa des Morgens um 4 Uhr zu brauen angefangen werden soll, in den auf den Feuerheerd dazu aufgestelleten Kessel geschüttet, und so viel Wasser darauf gegossen, daß es vollkommen einweichen kann, auch, um es überall naß zu machen, mit dem Rühreisen wohl durcheinander gerühret, dieses heißt die Mösch.

So bald das Holz unter dem Kessel anfängt zu brennen, wird die Mösch beständig mit dem Rühreisen gerühret, damit

sie

sie nicht anbrenne; hiermit fährt man so lange fort, bis sie sich oben durchbricht, oder vom Kochen so in die Höhe hebt, daß sie sich oben theilet. Alsdann wird alles, was im Kessel ist, herausgenommen und auf den Seg gethan, (der Seg ist ein rundes Bret, mit vielen kleinen und einem am Rande gemachten großen Loch, wodurch der Zapfen gestekt wird; dieses wird in das unten mit einem Zapfloch dazu gemachten Küben gelegt und mit Roggenstroh bedekt.) In diesem Sezküben bleibet die Mösch zwey Stunde zum Ausziehen; immittelst wird der Braukessel mit Wasser gefüllt, und dasselbe bis zum Sieden, nicht aber zum Kochen, weil es alsdann nicht so gut ausziehet, darin gelassen, dieses heißet das Lekwasser. Dann wird die Mösch vom Sezküben abgezapfet, und dieses Abgezapfete, der Werth genannt, in das Brauküben, das mit jenem einerley Größe hat, gethan. Nun wird das bis zum sieden gekommene Lekwasser, auf den vom Werth abgezapften Seg gegossen, und in dem dadurch leer gewordenen Braukessel ein Eimer voll vom Werth aus dem Brauküben und hierzu der Hopfe gethan, welcher damit ohngefähr eine viertel Stunde kocht. Alsdann wird der übrige Werth im Brauküben nachgegossen, und von dem im Sezküben befindlichen Lekwasser so viel hinzu gethan, daß der Kessel meist, aber nicht ganz voll wird, um nicht überzukochen. Nun kochet, was im Kessel ist, bei einem anhaltenden hellen Feuer wenigstens vier Stunden, und während denselben wird vom Sezküben nach und nach, so wie es in jenem einkocht, bei Eimervoll zugegossen, in der lezten Stunde aber darf kein Zuguß mehr geschehen, sondern, was auf dem Seg war, muß in drei Stunden abgebrauet seyn. Alsdann wird das um so weit fertige Bier in die beiden

Küben,

Küben, welche vorher mit Wasser wohl ausgespület werden müssen, abgeschlagen, und darin zum Abkühlen gleich vertheilet, weil sonst das Bier, wenn es in einem Küben zu hoch stehet, hierin sich leicht bricht oder sticht. Wenn nun in beiden Küben das Bier im Winter etwas unter Milchwarm, im Sommer bei warmen Tagen aber meist kalt geworden, so wird es gegeben, in die Bierstanne zum Gesten getragen, und wenn es ausgegohren hat, abgezapfet. Ein so gebrautes Bier, klärt sich in den Ersten 6 Stunden so auf, daß es getrunken werden kann, und wird längstens in zwey Tagen so durchsichtig, wie Wein. Wenn der Kessel, worin es gebrauet wird, etwa 18 Eimer hält; so wird zum Brauen ein gehäufter Roggenscheffel genommen. Indeß wird das Bier dadurch eben nicht sehr stark; man kann aber leicht etwas Malz zusezen, wenn man es stärker haben will. Manche halten zwar das lange Kochen des Biers nicht für nöthig, und meynen, die Menge des Malzes mache allein das Bier gut. Aber es ist gewiß gesünder, und macht nicht so viel Blähungen, wenn es lange gekocht hat, ob es gleich auf diese Art mehr Holz kostet. Auf Reinlichkeit und einen guten Handgrif kommt indeß das Meiste an; und es denke Niemand, daß er mit dem besten Malz und Hopfen ein gutes Bier zu Stande bringen werde, wenn nicht Alles reinlich gehalten wird.

3. Federvieh.

Den Zuchtgänsen muß man außer Hafer und Gerste das Afterkorn und das Spreu den Winter durch geben. Wenn sie Eyer legen, muß man ihnen besser Futter geben. Man legt einer Gans 11, 13 höchstens 15 Eyer unter. Das Nest

muß man nicht allzu tief machen, damit die Eyer nebeneinander liegen. Das Futter muß man ihnen nahe vor das Nest stellen, damit vom öftern Weggehen der Gans die Eyer nicht kalt werden. Am 28sten Tage kann man die Eyer in laulichtes Wasser legen. Die Eyer, die sich in dem stillstehenden warmen Wasser nicht bewegen, sind faul. Die ersten 24 Stunden muß man den Jungen kein Futter geben. Wenn es geschehen muß, so gebe man ihnen drei Tage hartgekochte Eyer mit gehakten Brennesseln oder Brodkrumen. Die jungen Gänse, die nur Gras fressen, werden leicht krank, des Abends muß man ihnen etwas Körnerfutter geben. Wenn sie den Durchfall aber doch bekommen, so muß man ihnen Kas mit Schrot versezt und mit Wasser angefeuchtet geben. Schluken sie Blutigel mit ein, so muß man ihnen zweimal die Woche Tobaksasche aufs Futter streuen. Zum Mästen ist Gerstenmalz oder Haber das beste. In das Wasser der Mästgänse muß man Sand thun. Alte Eyer der Enten muß man nicht zum Brüten unterlegen, auch nicht mehr als 13 bis 15; 28 Tage gehen zum Brüten hin. Ist es warm, so lasse man die jungen Enten gleich aufs Wasser. Ist es kalt, so muß man sie wie die Gänse futtern. Auf 10 bis 15 Hüner wird ein Hahn gerechnet. Einem Hun legt man 15 Eyer unter, wenn es gros ist; 21 Tage muß es brüten. Die Eyer von einem Hun, das ein Jahr alt ist, sind die besten. Alte Hüner sind aber zum Brüten besser. Sauerkohl ist ein Mittel gegen den Pips. Giebt man ihnen im Winter im Hause zu fressen, so muß man das Futter wärmen, sie legen mehr Eyer. Wer Ebereschenbeeren hat, gebe ihnen diese den Winter. Wenn sie sich mausern, ist dieß besonders gutes Futter für sie. Man quellt die Beeren

im

im Winter in laulichtem Wasser auf. Um die Eyer zu erhalten, muß man sie in Korn, Hekerling oder Asche legen, so daß keins das andere berührt. Die Septembereyer sind die besten zum Aufbewahren. Truthünern (Pudern) muß man nicht allzu viel Eyer unterlegen, 15 bis 18 ist am besten. 28 bis 30 Tage dauert die Brutzeit. Man nimmt die länglichten Eyer zum Brüten. Eine 2 jährige Truthenne ist am besten zum Brüten; 4 Jahre kann man sie zum Brühren brauchen. Die lezten 48 Stunden müssen die brühende Truthüner im Finstern stille sizen, sonst werden die aufgepikten Eyer zertreten. Es ist gut, ihnen, so bald sie aus dem Ey kommen, jedem ein Pfefferkorn zu geben, und die Füße bis an den Leib in Brantewein zu tauchen. Nach drei Tagen muß man ihnen einen Brey von Erbsen mit gehaktem Wermuth oder Brennesseln zum Futter geben. Nach 14 Tagen fressen sie schon Gras, wenn es warmes Wetter ist. Ist es kalt, regnichte Witterung, so muß man sie einsperren; Nässe und Kälte tödtet sie. Im Winter füttert man sie mit Rüben und Kartoffeln. Sie mit Korn zu futtern kostet zu viel. Ihre Krankheiten sind wie die der Hüner, und werden wie jene geheilt. Sind sie verstopft, giebt man ihnen zu Pulver geriebene Sennesblätter. Man knätet solche mit Mehl und Wasser, macht Pillen in der Größe einer Erbse daraus, und giebt ihnen jeden Tag ein Paar Stük.

4. Flachs.

So bald der Flachs eingefahren ist, muß zum Repen oder Rüffeln gethan werden; bleibt er liegen, so erhizt er sich und verdirbt. Läßt man den Flachs allzu lange in dem Wasser;

so schadet es. Bleibt er nicht lange genug; so bleibt der Bast zu fest am Stengel, und es schadet wieder. Lassen sich nach vier bis sechs Tagen die Stengel leicht brechen, und geht der Bast ab; dann ist er gut. Man nimmt, um das zu sehen, etwas Flachs aus der Wassergrube, und troknet ihn an der Sonne. Kann man es vermeiden; so legt man kein Flachs wieder in solches Wasser, in dem kurz vorher schon Anderer gelegen hat. Indeß geht es an den wenigsten Orten; man muß es also machen, wie man kann. In einer Gegend, wo das fließende Wasser, Salz, Stahl, oder Eisentheile hat, da ist es nicht gut für den Flachs. Weiches, stehendes Wasser ist das beste, weil es wärmer ist. Es ist gut, wenn man beim Breiten des Flachses nicht die Wurzeln, sondern die Spizen gegen die Seite kehrt, woher des Sommers die meisten Sturmwinde kommen; der Wind streicht dann leichter drüber her. Wenn der Flachs bei guter Witterung einige Tage gelegen hat, so muß er mit einer langen glatten Ruthe, in der Dike eines Besenstiels, gewendet werden. Ist er so weit troken geworden, daß der Stengel oder Halm bricht, und die Schefe sich etwas lösen; dann ist er troken genug zum einbringen. Wenn der Flachs gebrochen (gerakt) werden soll, so muß er in der Sonne zuvor getroknet werden, sonst gehen die Schefe nicht ab. Wegen Feuersgefahr darf aber kein Flachs im Bakofen getroknet werden; dieß ist von der Herrschaft verboten. Wenn er auf der groben Hechel gehechelt wird, so muß man ihn nicht allzu geschwind durch die Hechel ziehen. Soll der Flachs recht fein werden, so muß er noch einmal durch eine feine Hechel gezogen werden. Man hat wol in andern Gegenden fünferlei Hecheln, um den Flachs recht fein zu bekommen. Wer also dieß will;

der

der schaffe sich noch einige feinere an. Zum eigenen Gebrauch muß die Hausfrau dreierlei Sorten von Werk oder Heede machen lassen; grobes, mittlers und feineres. Von dem Flachs, der nur durch die grobe Hechel gezogen ist, wird zweierlei Werk oder Heede. Die gröbste Sorte wird zu Kuh- und Pferdestriken auch zu Balkenseilen verbraucht; die andere Sorte zu Säken. Von der Heede durch die feine Hechel, nimmt man die gröbste zu Hemden und Bettlaken für das Gesinde und arme Leute; die feine Heede zu allerlei Gebrauch. Die gelblichte Farbe des Flachses ist die beste; schwarzer oder grünlichter Flachs ist nicht so gut, die Leinwand wird nicht weiß. Aus dem Werk oder Heede die Scheben herauszubringen, muß sie recht ausgeschüttelt werden. Man muß sie ganz los in Bündel zusammen rollen. Damit die Mäuse nicht hinein kommen, thut man wol, die Bündel aufzuhängen. Flachs, der ein und mehrere Jahre alt ist, ist am besten. Man thut auch nicht wol, mit dem Verkaufen zu eilen, weil der Flachs nicht immer geräth. Eine ordentliche Hausfrau muß dafür sorgen, daß sie nach ihrem Vermögen Leinwand zu Hemden, Bettlaken ꝛc. vorräthig habe, auch darin mit gutem Beispiel ihren Töchtern und Mägden vorgehen. Das Garn muß weder zu lose noch zu sehr beim Spinnen gedreht oder drell werden. Auf Gleichheit des Fadens kommt bei der Leinwand viel an. Damit aber gut gesponnen werden kann, muß der Flachs gut gehechelt seyn. Um das Garn zusammen zu knüpfen, ist der Weberknoten der beste; ein anderer geht auf. Wer ihn nicht machen kann, muß ihn bei einem Weber machen lernen. Nicht nur muß das Garn bald von der Spule, man muß es auch, wenns gehaspelt ist, troknen, man hängt darum das Garn in die warme Stube.

Im Sommer troknet man es in der Sonne, auf dem Haspel. Wenn Jemand draußen spinnen läßt, so muß er sich das Garn Einzeln bringen, und es einige Tage liegen lassen, ehe man es wiegt. Ist eine Spinnerin nicht treu, so legt sie das Garn an feuchte Orte, damit sie ihr Gewicht herausbringt. Das ist aber sehr unrecht, wenn Arme die Reicheren so betrügen. Wenn man für Andere arbeitet, die einem bezalen, so können sie mit Recht gute Arbeit fodern. Eine gute Spinnerin, die den ganzen Tag spinnt, muß 2 große oder 3 kleine Stüke Garn spinnen; dann muß sie aber von Morgens 4 Uhr bis Abends 9. 10. Uhr spinnen. Wenn es extra fein seyn soll, so kann sie freilich nicht so viel spinnen. Je nachdem eine Haushaltung gros oder klein ist, kommt kein Vortheil bei einer Spinnerin heraus. Wo viel Gesinde ist, da kommt es auf eine Person mehr oder weniger nicht an; bei wenigem Gesinde aber bringt es Schaden. Wo in einem Hause die Leinwand selbst verwebt wird, da ist am meisten Vortheil.

Mit dem Aeschern macht man es so: Grobes Garn muß zuvor in kaltem Wasser mit gesiebter Büchenasche eingeäschert werden. Das feine Garn braucht dieses nicht. Beides, so wol feines als grobes Garn, thut man Stükweise, Eins nach dem Andern, in einen Kessel mit vollgefülletem kochenden Wasser, mit gesiebter Büchenasche vermischt, und streut zwischen jedes eingeworfene Stük etwas Asche. Mit der Länge der Kochzeit muß man es so genau nicht nehmen; das kommt auf das Feuer an, ob es stark oder nicht stark ist. Wenn das Garn weißer und gelinder geworden ist, dann hat es genug gekocht. Nun muß es ausgespült werden. Am besten hiezu ist fließendes Wasser. Das Troknen des Garns geschieht am be-

sten

sten auf Stangen, worauf man es hängt. Um es recht milde zu machen, so klopft und reibt man es tüchtig. Das Garn zur Frostzeit zu äschern, macht es zwar milde und zur Bleiche gut, allein es wird mürbe, und weniger dauerhaft. Der größte Gewinn von der Leinwand ist, wenn man im Hause selbst weben läßt. Es ist also gut, wenn man eine Magd hat, die das Weben gut versteht, und noch besser, wenn jede Mutter dafür sorgt, daß ihre Töchter das Weben lernen. Außer dem Vortheil, daß die Leinwand besser gemacht wird, gewinnt man, was durch Betrügereien mancher Weber verloren geht, weil unter den Augen der Hausfrau gearbeitet wird. Wenn Flächsengarn zum Aufzug und schönes Kleinwerkenesgarn oder auch Grobwerkengarn zum Einschlagen genommen wird; so giebt das gute Leinwand. Wenn es beim Weben so eingerichtet werden kann, daß die Hälfte Garn im Aufzug, und eben so viel im Einschlag ist, so bekömmt man gute Leinwand Das beste Garn nimmt man zum Aufzug, und das schlechtere zum Einschlag. Zweifärbichten Aufzug muß man stark schlichten: d. h. die Schlicht muß steif seyn. Gutes Garn braucht weniger Schlichte. Es ist nicht gut, so viel Schlichte auf einmal zu kochen; im Sommer wird er sauer, greift die Leinwand an, und verdirbt sie. Man muß nicht mehr Schlichte kochen, als auf eine Woche verbraucht wird.

Weiches Wasser ist zum Bleichen am besten. Hat man es aber nicht, so ist Regenwasser das beste. Ehe die Leinwand ausgelegt wird, muß die Schlichte recht heraus seyn, man läßt sie eine Nacht in kaltem Wasser stehen. Bei gutem Wetter fängt man im April zu bleichen an, aufs späteste zu Anfang des Mays.

Nach dem ersten Auslegen der Leinwand, das etwa acht Tage dauert, kommt sie zum Ersten mal in die Bäuche (Büke); dieß muß am Sonnabend geschehen, man läßt sie bis den Montag früh darinnen, nimmt sie heraus, und legt sie wieder auf die Bleiche. Dieß geschieht alle acht Tage, bis die Leinwand weiß genug ist. Kalk macht die Leinwand zwar weiß, allein man muß ihn nicht dazu gebrauchen, weil er der Leinwand schadet. Büchene Asche ist die beste zur Büke. Es ist gut, nicht allzu große Stüke auf die Bleiche zu legen; 18 bis 20 Ellen ist am besten. Der Wind kann keinen so großen Schaden thun, auch lassen sich kürzere Stüke in der Büke besser ausbreiten und einpaken. Es ist gut, wenn man die Leinwand des Nachts draußen lassen kann. Der Thau hilft zum schnellen Weißwerden. Die frühe Bleiche ist die beste, die Hausfrau muß sorgen, daß ihre Leinwand zur rechten Zeit fertig ist. Leinwand, die man das Jahr nicht bleichen will, muß man erst ausweichen in kaltem Wasser, damit die Schlicht sie nicht mürbe mache.

5. Kochen.

Eine Hauptelgenschaft einer guten Hausfrau ist, daß sie das Essen wohl zubereitet, daß sie reinlich und wolschmekend zu kochen weiß. Reinlichkeit ist durchaus zur Gesundheit nöthig. Unverzeihlich ist es darum, wenn die Hausfrau mit der Gesindekost, und überhaupt mit dem Essen schmuzig zu Werke geht. Raupen, Schneken, Gewürme und anderer Unrath am Gemüse kann nicht nur Ekel erweken, es schadet auch der Gesundheit. Man muß aus Gefäßen, die zum Kochen gebraucht werden, keine unreine Waschlappen, Windeln ꝛc. waschen.

schen. Auch ist es ein übler Gebrauch, daß das Gesinde oder die Kinder den Roz sich auf die Ermel, Schürze und Kleider wischen; die Hausmutter darf das nicht leiden. Sie muß selbst mit gutem Beispiel vorgehen. Ordnung und Reinlichkeit erspart mehr als mancher glaubt. Daß die Kinder sich oft waschen, ist gesund; Unreinlichkeit schadet immer. Alte und längst für gewisse Tage gebräuchliche Speisen müssen ohne Noth nicht abgeschaft werden. Will man es aber thun, so führe der Meyer an seinem Tisch für sich und die Seinigen die neue Kost ein. Sieht das Gesinde, daß die neue Kost dem Herrn und der Frau gut schmekt, so macht es wol auch einen Versuch. An das Murren des Gesindes, über eine oder die andere Speise, muß sich indeß die Hausfrau nicht kehren. Wenn die Kost gut zugerichtet, und hergebracht in der Gegend ist, so muß sie dem Gesinde nicht nachgeben. Thäte sie es, so schadet sie sich selbst und allen ihren Nachbarn. Mit Fluchen und Schelten wird sie indeß nichts ausrichten; sie bleibe ein für alle mal bei ihrer Einrichtung. — Speisen, die lange Zeit zur Zubereitung brauchen, müssen nicht am Tage gemacht werden, wo viel zu thun ist. Eyer, Milch, Spek sind geschwinde auf den Tisch gebracht. Grüner Kohl muß in der Erndte nicht gekocht werden. Wenn Regenwetter einfällt, kann es geschehen. Der Gebrauch, die Portionen dem Gesinde einzutheilen, ist gut. In großen Haushaltungen ist es gut, dem Gesinde das Brod zuzuwiegen. In kleineren, wo der Herr und die Frau mit essen, ists besser, das Gesinde so viel, als es mag, essen zu zu lassen. Wenn die übrige Kost gut ist, so wird im Durchschnitt weniger Brod darauf gehen, als beim Brodgewicht.

Das übrig gebliebene Essen darf dem Gesinde nicht überlassen werden. Wenn es nicht mehr zu einer Malzeit reicht, so muß die Hausfrau selbst dafür sorgen, daß es an wahre Arme gegeben wird. Wo der Herr und die Frau nicht mit dem Gesinde an einem Tisch essen, muß die Hausfrau doch jedesmal zusehen, ob Alles ordentlich zugeht; dafür sorgen, daß weder Zotenreißer, noch Zanksüchtige unter ihrem Gesinde seien. Zur guten Tischzucht gehört auch das Tischgebät. Wo der Hausherr mit dem Gesinde ißt, da verrichte er es selbst. Wo das nicht ist, da thue es der Hofmeister, und nicht der Schweinejunge. Es ist dem Hofmeister keine Schande, um Gedeihen der Speisen zu Gott zu bitten, und ihm nach gehaltener Malzeit dafür zu danken. Die hergebrachte Suppe muß beibehalten werden. Es ist nicht gut, wenn der Landmann Kaffee am Morgen trinkt, der Kaffee giebt keine Kraft, er macht vielmehr schwach.

Will die Hausfrau etwa eine Brodsuppe kochen, so muß sie das Brod nicht zum Brei verkochen lassen; man kann weit weniger essen, wenn dieß nicht geschieht, und dadurch viel ersparen. Frisches Brod muß in einer ordentlichen Haushaltung nicht gegessen werden. Es ist nicht gesund, und wird auch mehr gegessen, noch auch der Sparsamkeit gemäs. Man richte es immer so ein, daß noch drei, vier Tage nach dem Baken, vom alten Brod gegessen werden kann. Wo dem Gesinde an Sonntagen oder andern Tagen Bier gegeben wird, da bleibe man immer bei dem einmal eingeführten Maas. Kein Hausvater muß es zulassen, daß sich sein Gesinde betrinke. Das Erstemal warne man es, und wenn es öfters geschieht; so schike man es lieber gleich fort. — In der Erndte ist es nicht gut,

dem

dem Gesinde viel gesalzene Kost zu geben, sie bekommen Durst, und können sich leicht bei der Hize verderben. Wollen sich in manchen Jahren die Erbsen nicht weich kochen lassen; so nimmt man ein wenig Asche, bindet es in ein Läppchen, kocht es mit und nimmt es, ehe es gegessen wird, wieder heraus. Man muß diese hart zu kochende Erbsen den Abend vorher in Wasser einweichen, bei langsamem Feuer die Erbsen kochen, und sie früh Morgens bei das Feuer bringen. In Jahren, wo sich die Linsen nicht weich kochen lassen, muß man etwas Mehl dazu anrühren. Die Graupen werden mit kaltem Wasser beigesezt, und wenn sie halb eingekocht sind, wird Milch nachgegossen. — Wo frisches Rindfleisch gekocht wird an den Sonntagen, können die Graupen mit dem Fleisch zusammen gekocht werden.

Daß brauner Kohl erst einen Frost abwarten muß, ist bekannt. Isset man ihn früher, so ist er schädlich. Beim Kohlkochen muß immer so viel gekocht werden, daß einigemal zur Malzeit kann gewärmt werden. Sauerkohl wird mit kaltem Wasser beigesezt, das Fett aber gleich unten in den Topf gethan. Hammel- und Rindstalg sind nicht gut dazu zu gebrauchen. Schweineschmalz ist besser, und wenn Schinken gekocht werden, kann man das Fett oben abnehmen, und zum Sauerkohl brauchen. Kartoffeln werden gerne täglich gegessen; die Hausfrau thut also wol, dafür zu sorgen, daß sie deren genug hat. Leuten, die stark arbeiten sollen, muß man aber lieber Erbsen zu essen geben, sie sättigen mehr. In manchen Jahren sind die Kartoffeln inwendig röthlich gestreift. Dann sind sie sehr ungesund. Faulfieber und Ruhren können davon entstehen. Man muß solche Kartoffeln lieber dem Vieh geben. Wenn die Kartoffeln

nicht reif sind, muß man sie nicht essen. — Es ist sündlich, wenn die Hausfrau dem Gesinde ungesunde Kost giebt. Gebakene oder getroknete Pflaumen müssen mit warmem Wasser beigesezt, vorher aber recht gewaschen werden. Man läßt sie lange kochen, und thut kein Salz daran.

Sallat ist im Sommer eine gute Kost. Er wird verlesen, gewaschen, das Wasser ausgedrükt, und mit gutem Biereßig, Oel und etwas Salz, angemacht, oder auch eine Brühe von Plundermilch, gebratenem Spek und Mehl darüber gegossen.

Pökelrindfleisch muß eine Nacht vorher eingewässert werden, damit man die Brühe des gekochten Fleisches brauchen kann. Räucherrindfleisch wird nicht eingewässert; die Brühe kann nur, wenn sie fett ist, über dike Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, gegossen werden.

Wo in einem Hause Kupfern- oder Eiserngeschirr gebraucht wird, muß es sorgfältig ausgescheuert werden. Sezen sich Flekken in den Kessel an, so müssen sie sorgfältig abgewaschen werden. Ehe so ein Gefäs gebraucht wird, muß man es jedesmal mit einem Strohwisch leicht ausfegen, und mit Wasser auswaschen. Man darf in kupfernem, eisernem oder zinnenem Geschirr keine Speisen aufbewahren. Irrdenes Geschirr ist dazu besser. Den Tod kann man sich zuziehen, wenn man darinnen nachläßig ist. Essig muß man gar nicht in kupfernen Gefäßen stehen lassen. Noch muß die ordentliche Hausfrau darauf achten, daß sie die zu jeder Jahrszeit gehörige Speisen verbrauche, und nicht zu früh ihren Wintervorrath angreife. Es ist gut, wenn in einem Haushalt die tägliche Kost festgesezt wird. Die Hausfrau muß ihre Einrichtung nach den Jahrszeiten machen.

Zum

Zum Sauerkohl muß man den Kumst nicht zu lange im Haus liegen lassen, daß er welk wird. Je frischer, je besser. Um Martini ist die beste Zeit; darnach muß man sich also mit dem Ausmachen des Kumsts richten. Fällt früh Kälte ein, so ändert dieß die Sache. Das Gefäß, wozu man eine Tonne nimmt, muß reinlich gehalten werden. Diese Tonne muß von dem lezten Einmachen her auf der Stelle gereinigt seyn. Soll wieder Kohl eingemacht werden, so füllt man sie wieder mit Wasser und macht sie rein. Der geschnittene Kohl wird in seine Tonne gethan, wenn er vorher mit Salz vermengt worden. Man muß den Kohl mit einem hölzernen Stößer recht fest einstoßen und zusammen pressen. Zulezt legt man einen Dekel darauf, und beschwehrt ihn mit Steinen, damit die Brühe ganz über den Kohl herübertrete. Wasser muß man nicht hinzu gießen. Wenn der Kohl frisch ist, so bekommt er doch Brühe genug. Bei gelindem Wetter wird er bald sauer. Ist es kalt, so thut man wol, das Kohlfaß Anfangs in eine warme Stube zu stellen. Das Kohlfaß muß jedesmal, wenn es geöfnet worden, wieder feste zugedekt, und mit den Steinen beschwehrt werden, wenn sich der Sauerkohl halten soll. Springt ein Band an der Tonne ab, so muß man es gleich, so gut man kann, wieder befestigen. Läuft die Brühe ab, so verdirbt der Sauerkohl.

Stekrüben und andere Rüben halten sich am besten in Gruben im Garten, die man mit Erde bedekt. Die Stekrüben, wie die andern Rüben, werden aber vorher abgeköpft. Ist es sehr kalt, so dekt man den Hügel mit Stroh zu. Wenn man dies nicht thun will, so lege man sie im Keller in Sand.

6. Mehl.

Das Mehl, wenns aus der Mühle kommt, ist feuchte. Es muß darum bald aus den Säken geschüttet, und dünn auseinander auf ein Laken gelegt werden, sonst erhizt es sich und verdirbt. Auch zerdrükt man die Klumpen im Mehl, die auch von der Feuchtigkeit entstehen. Sind etwa auf dem Boden (Balken) oder der Kornkammer Würme; so kommen diese auch unter das Mehl. Um sie zu tödten, so muß man, wenn im Früling gebaken wird, nach und nach einen Theil Roggen auf dem Heerd in dem Bakofen ausdörren lassen. Von der Hize sterben die Würme und ihr Same. Man kann sie so los werden.

Wenn Erbsen ein Jahr alt sind, schmeken sie nicht mehr gut. Linsen halten sich länger, lassen sich aber auch nach einem Jahr nicht mehr so weich kochen. Bohnen halten sich einige Jahre.

7. Milch, Butter und Käse.

Die Hausfrau muß wol dafür sorgen, daß die Kühe jedesmal rein ausgemolken werden, wenn sie, wie auf großen Meyerhöfen der Fall ist, nicht selbst melkt. Das Aussehen der Milch muß allemal unter den Augen der Hausfrau geschehen. Sie muß wissen, wie viel Milch ihre Kühe geben, damit sie nicht durch die Mägde betrogen werden kann. In sehr regnichten, windichten, zu kalten oder heißen Tagen, hat das Vieh weniger Lust zum Fressen; giebt also weniger Milch. Nähe oder Entfernung der Weide verändert auch die Gleichheit des Maaßes. Zum Durchseihen der Milch nimmt man ein Stük Leinwand; es muß so groß seyn, daß es über das

Gefäße

Gefäß völlig reicht, wenn die Milch hineingeseihet wird. Man kann auch ein Sieb nehmen; woran unten die Leinwand fest gemacht ist. Es sey nun ein Seichtuch oder ein Sieb, so müssen beide, so oft sie gebraucht worden, recht rein mit Wasser ausgewaschen und getroknet werden, daß keine Säure darin entsteht. Die Milchgefäße bei und nach dem Melken müssen sehr rein gehalten werden. Geschieht das nicht; so wird die Milch weißfarbicht und klümpericht, läuft vor oder nach dem Ausseihen zusammen, sie will keine Sahne geben, oder die Sahne bekommt noch in dem Butterfaß röthlichte Streifen. Man sagt dann gemeiniglich, es sey Hexerei, aber es ist nichts als Unreinlichkeit. Man halte die Milchgefäße und Tücher rein, so bleibt die Hexerei gewis verbannt. In Sachsen wettete einmal ein Pächter mit dem andern, er wolle ihm alle seine Milch behexen, wenn er nur die Milchgefäße mitbringen dürfe. Der Andere war auch nicht auf die Nase gefallen; er sagte also, er wolle die Wette eingehen, wenn ihm jener erlaube, die Milchgefäße erst auskochen und ausscheuren zu lassen. „Ja; dann kann ich die Milch auch nicht behexen!" sagte Jener mit Lachen. Milchtöpfe von Steingut sind den irrdenen Näpfen vorzuziehen, weil sie dauerhafter und auch gesunder sind. Flache Milchgefäße sind besser als hohe, die Milchtubben; hölzerne flache Milchgefäße sind am dauerhaftesten, es sezt sich mehr Sahne an. Auch verliert zur Sommerzeit die Milch darin am geschwindesten ihre Wärme. Um sie rein zu erhalten, muß man sie mit kochendem Wasser ausbrühen und scheuern, mit einem Messer oder Stökchen Holz so wol inwendig als auswendig, aus allen Winkeln, den Bänden oder Reifen, die saure Milch heraus krazen, mit feinem Sande sie in

und

und auswendig scheuern, mit reinem Wasser ausspülen, sie Stük vor Stük mit kochendem Wasser noch einmal ausbrühen, noch einmal mit kaltem Wasser ausspülen, und nun an die Luft zum Austroknen hinstellen, damit kein Tropfen Wasser zurükbleibe. Die steinerne Gefäße müssen in einem Kessel, worin Heu mit Wasser gekocht wird, ausgekocht, mit reinem Wasser wol ausgespült, und zum Troknen in die freie Luft gestellt werden. Es kommt auch viel auf den Ort an, wo die Milch steht. Bei geringen Leuten, die nur eine Stube und keine Milchkammer haben, ist es fast unmöglich, daß es reine, wohlschmekende Butter geben kann. Wenigstens solten die Hausfrauen auch um der Milch willen, so oft wie möglich, Luft machen, und durchaus die Milchschaalen nicht offen stehen lassen, sondern sie mit einem Brett zudeken. Wer aber eine Milchkammer hat, der muß sorgen, daß sie im Sommer der kühlste, im Winter aber der wärmste Ort sey. Man muß auch alle faulende Luft so viel möglich aus den Milchkammern abhalten. Speisen, Sauerkraut, alter Käse ꝛc. dürfen nicht in die Milchkammer gethan werden. Ist es zu warm in der Milchkammer, so verliert man die Hälfte der Sahne. Ist es zu kalt, so geht gleichfals ein groser Theil der Sahne verloren, und die Butter bekommt von der diken Haut, die sich oben ansezt, einen bittern Geschmak. Man muß bei warmem Wetter des Nachts ein Fenster in der Milchkammer öfnen. Bei Tag und kühlem Wetter aber darf man das nicht thun, damit auch keine kleine Fliegen die Milch verunreinigen. Wenn die Milch die gehörige Sahne ausgesezt hat; so muß man wol acht geben, daß alle Sahne genau abgenommen werde, aber auch ja keine dike Milch (Plundermilch) mitkomme. Geschieht dieses, so wird die Butter

ter nicht gut schmeken, und sich nicht halten. Ein hölzerner Löffel ist daher nicht gut, man muß einen blechernen Löffel zum Abfahnen nehmen. Auch muß man die Sahne, die man gesammelt hat, nicht zu lange stehen lassen, ehe sie ausgebuttert wird, Davon bekommt die Butter einen sehr üblen Geschmak; es ist besser, wenigere und gute Butter zu buttern. Wo viele Kühe sind, kann man alle Tage buttern, wo deren aber wenige sind, ists Zeitverlust. Bei dem Abnehmen der Sahne kommts auf die Jahrszeit an. Zur Winterszeit kann man die abgenommene Sahne wol an die 5. 6. Tage, im Sommer aber nur 2. 3. Tage in der Kühle stehen lassen. Je früher die Sahne nach dem Abnehmen gebuttert wird, desto besser schmekt sie. Ein Butterfaß muß nicht mit Sahne überfüllt werden; das Stoßen wird zu beschwehrlich, und es giebt wol gar keine Butter. Halb voll ist das rechte Maas. Nicht nur muß man das Butterstoßen geschwind anfangen, sondern auch geschwind fortfahren. Bei ungleichem Stoßen verdirbt die Butter. Im Anfang hört man ein hohles, schwaches Geräusch; dieß wird lauter und stärker, je geschwinder die Stöße fortgehen. Und das ist das Zeichen, daß die Butter kommen wird. Sezt man nun das Stoßen gleich munter fort, so hat die Arbeit bald ein Ende. Hat sich die Butter geschieden, so darf nun nicht mehr mit harten Stößen fortgefahren, sondern nur mit dem Stößer in dem Butterfaß herumgefahren werden. Das Butterfaß muß nach jedem Gebrauch nicht nur gereinigt, sondern auch vor dem Gebrauch jedesmal ausgebrühet werden. Im Sommer muß dieß Ausbrühen mit heißem Wasser, wenigstens eine Stunde zuvor geschehen, und dann wird es mit kaltem Wasser ausgespült. An heißen Tagen muß man nicht um die Mit-

tagszeit buttern, sondern am Morgen früh, welches noch besser als des Abends ist. Der kühlste Ort des Hauses ist der beste. Man kann auch, wenn es allzu heiß ist, das Butterfaß bis zur Hälfte in kaltes Wasser stellen. Ist es gar zu heißes Wetter, so muß man auch nicht so geschwinde stoßen, sondern nur feste und gleiche Stöße thun. Bei kaltem Wetter muß man die Sahne, die man zum Buttern gesammelt hat, einige Stunden vorher, ehe sie in das Butterfaß kommt, an einen mäßigwarmen Ort in der Stube hinstellen. Das Butterfaß kann kurz vorher ausgebrüht werden, und die Sahne hinein kommen, wenns noch laulicht ist. In der Nähe des Ofens muß nur gebuttert werden, wenns sehr kalt ist; auch muß das Stoßen nun sehr geschwind geschehen. In warmes Wasser darf aber das Butterfaß nicht gestellt werden; dieß schadet dem Geschmak und der Güte der Butter. Auch muß man nicht warmes Wasser in das Butterfaß thun. Mit dem Auswaschen der Butter kann nicht rein genug zu Werk gegangen werden, um die Buttermilch herauszubringen, damit sich die Butter länger halte und gutschmekend bleibe. Das Gefäß, in der die Butter gewaschen wird, muß vorher recht rein gemacht, mit kaltem Wasser angefüllt, und nun die Butter hinein gethan werden. Mit den Händen muß man die Butter nicht durchknäten; ein hölzerner Löffel mit einem kurzen Stiel ist gut dazu. Die Butter wird, nach aufgegossenem frischen Wasser dünne auseinander, und wieder zusammen gearbeitet, um die Buttermilch ganz herauszubringen. Das Wasser gießt man öfters ab, und frisches darüber, bis zulezt das Wasser so klar und rein bleibt, als es anfangs war. Nun ist die Butter rein, hält sich länger und bekommt einen guten

Ge-

Geschmak. Wenn die Butter so rein ausgewaschen ist; dann muß man sie salzen. Butter, die gleich gegessen werden soll, muß man nicht scharf salzen. Die Butter aber, die lange dauren soll, muß recht stark gesalzen werden. Auch jezt bringt man sie mit einem hölzernen Löffel wieder dünne auseinander, bestreut sie überall gleich mit Salz, mengt sie wieder recht unter einander, damit sie durchweg einen Salzgeschmak bekomme. Auf ein Pfund Buttar nimmt man 1 bis anderthalb Loth Salz zur Eßbutter. Zur Dauerbutter 14, 15 Loth Salz auf 6 Pfund Butter. In anderen wärmeren Gegenden ist die Maybutter die beste zum Aufbewahren, weil sie fetter als die andere ist; in hiesigen Gegenden aber kann man zwar im Juny, ehe es gar zu warm ist, anfangen zu sammlen, aber die beste ist vom Ende August an, so lange als die Kühe grünes Futter bekommen. Töpfe von Steingut sind die besten zum Aufheben der Butter. Sie muß aber an einem kühlen Ort stehen, und in der Nähe darf kein übler Geruch seyn, sie bekommt davon einen üblen Geschmak. Wo man aber keinen besondern Keller für die Butter hat, da muß man die Pötte zudeken, und den Dekel genau mit Teig zukleben, damit keine Luft daran kommt. Dauerbutter, die gebraucht oder verkauft werden soll, muß stark gesalzen werden. Man läßt sie einen Tag, nachdem sie recht ausgewaschen und gesalzen worden, an einem kühlen Ort stehen, arbeitet sie noch einmal durch, damit die Streifen vergehen, läßt Salzwasser eine Hand hoch darauf stehen und drükt sie dann in einen Topf. Wo man nicht Zeit genug hat, es wie eben gesagt ist zu machen, so salze man die Butter gleich, nachdem sie rein gewaschen ist, bestreue den Topf, in den die Butter soll, unten mit Salz, drükt nun

die Butter hinein, und überstreut ihn, wenn er voll ist, noch einmal mit Salz; alsdann verwahrt man ihn, wie schon gesagt ist, gegen böse Luft. Man giebt gerne etwas mehr für gutschmekende Butter, und die Mühe wird also Niemand gereuen.

Wenn bei dem Käsemachen die zusammen gegangene saure Milch (Plundermilch) zu spröde geworden ist, so wird sie mit Bier durcheinander geknätet. Arme Leute können sich auch Käse von Kartoffeln machen. Die Kartoffeln werden, doch nicht zum Aufspringen, gekocht, geschält und zerrieben. Dann schüttet man die von der Wadike geschiedene Milch dazu. Zu 5 Pfund Kartoffeln nimmt man ein Pfund geschiedene Milch, (Hotte) Salz, Kümmel, und knätet alles zusammen. Man dekt den geknäteten Käse zu, läßt alles zwei, drei, vier Tage stehen, je nach dem es kalt oder warm ist. Nun muß alles noch einmal durchgeknätet werden; man macht die Käse, und läßt sie in gelinder Wärme troknen. Springen sie auf, so besprengt man sie mit Bier. Nach vierzehen Tagen kann man sie essen.

8. Obst.

Obst troknen ist eine nüzliche Sache, wo man viel Obst hat, oder wenn es in guten Obstjahren in geringem Preiß ist. Man kann im Winter kaum etwas Gesunderes essen; und mit einem Stük dürren Spek schmekt es auch gewis gut. Sommeräpfel oder Birnen können in der Sonne getroknet werden. Man muß sie in Schnitten zerschneiden. Damit sie aber bald troken werden, müssen die Schnitten nicht zu dik seyn. Nun reiht man die Schnitten mit einer Nähnadel in Fäden, bindet die beiden Enden zusammen, und hängt sie an einen luftigen

gen Ort. Man muß sie öfter wenden, damit sie die Sonne von beiden Seiten bescheine. Bei Regenwetter muß man sie aber nicht draußen hängen lassen. Die Schnitten müssen, ehe man sie aufbewahrt, so troken seyn, daß, wenn man sie zerdrükt, nichts Nasses heraus kommt. Damit sie recht troken werden, so muß man das Obst lieber in einen noch etwas warmen Bakofen thun, wenn das Brod heraus ist. Das Troknen des Obsts im Bakofen ist besser als jenes. Wenn man Obst im Bakofen troknet, so muß man es neben einander legen, und die Hize darf nicht allzu groß seyn, damit es nicht verbrennt. Wenn Brod gebaken ist, und man hat nicht allzu viel Obst, so, daß es etwas auseinander liegt; so ist die Hize des Bakofens noch stark genug, um das Obst zu troknen. Hat man aber viel Obst, so muß man in der Mitte des Bakofens, von den Wänden an, einen leeren Raum lassen, und mit etwas Reisig den Bakofen heizen. An der Thüre des Bakofens darf aber auch kein Obst liegen. Man muß hiebei acht geben, daß das Obst nicht anbrenne. Wenn man nachgefeuert hat, so muß das Obst umgewendet werden. Ist kein Brod im Bakofen gebaken worden; so muß kein so starkes Feuer in dem Bakofen gemacht werden wie zum Brodbaken, da ist nur mäßig Feuer nöthig. Der Ofen muß nie ausgekehrt werden. Unter die Horden, worauf etwa Pflaumen liegen, ists gut, wenn Asche darunter her ausgestreut wird, damit sie nicht aufplazen.

Wenn das Obst so getroknet worden ist, so darf man es aber nicht gleich verwahren, sondern man muß es auseinander legen in eine lustige Kammer, damit es recht austrokne; sonst wird es schimmlicht. Ist man vor dem Stehlen der Pflaumen sicher, so muß man sie hängen lassen. Pflaumen, die lange

an dem Baume hangen, troknen weit geschwinder. Fällt aber Regenwetter ein, so muß man mit dem Abschütteln der Pflaumen eilen. Das Abschütteln der Pflaumen ist weit besser, als das Abschlagen. Wenn faule Pflaumen unter denen sind, die man troknet, müssen sie ausgesucht und den Schweinen gegeben werden. Sind sie nur aufgesprungen, so braucht man diese Pflaumen zum Muß. Um das getroknete Obst zu verwahren, ist eine Tonne gut; nur keine, in welcher Salz gewesen ist. Ist das Obst recht troken, so muß man die Tonne zudeken. Auch in Säken kann man es verwahren, diese hängt man auf, damit die Mäuse nicht dran kommen. In den Keller oder an einen feuchten Ort muß man kein trokenes Obst thun.

9. Schlachten

In großen Haushaltungen werden nicht nur Schweine, sondern auch Kühe, Rinder geschlachtet; bei allem geschlachteten Fleisch kommt es aber darauf an, daß man es gut zu erhalten wisse. Man muß die Fleischstüke mit Salz stark bestreuen, und mit der Hand einreiben; auf den Boden der Tonne eine Lage Salz streuen; jede Lage Fleisch noch einmal mit Salz überstreuen, bis es alle ist; das Gefäß zudeken, und es mit großen Steinen beschwehren, um das Fleisch einzupressen. Wird das Fleisch nicht fest zugedekt, und der Dekel beschwehrt, so verdirbt es. Unten in der Fleischtonne muß ein Zapfen seyn. Diesen zieht man jeden Tag heraus, und die ausgeflossene Salzlake gießt man wieder auf. Wenn das Fleisch die Feuchtigkeit eingezogen hat, ist es nöthig, neue Salzlake darüber zu gießen, damit es nicht troken werde. Man kann wol etwas Salpeter unter das Salz thun, weil es ihm eine schöne

rothe Farbe giebt; jedoch nicht zu viel, das Fleisch wird sonst hart. Unter ein Pfund Salz nimmt man ein halb Loth Salpeter. Auf 100, 108 Pfund Fleisch nimmt man 4, 5 Pfund Salz und 2 Loth Salpeter. Das Salz muß aber vorher auf dem Ofen recht troken gemacht werden. Eben so macht mans mit dem Salpeter, der unter das Salz gemischt wird. Das Fleisch muß nicht zu früh nach dem Schlachten eingesalzen werden, sondern man läßt es recht kalt werden. Das allzu lange warten ist aber auch nicht gut. Das Räuchern des Rindfleisches ist auch gut, und eine gute Kost für den Landmann. Ochsenfleisch oder fettes Kuhfleisch ist dazu am besten, wenn das Vieh nicht zu alt ist. Das Räucherfleisch muß zuerst gesalzen und in eine Wanne gelegt werden. Wenn das Salz geschmolzen ist, so muß man das Fleisch mit dieser Salzlake öfter begießen. So läßt man das Fleisch einige Tage liegen. Je wärmer die Witterung, je eher muß es in den Rauch; dann aber muß auch mehr als einmal die Salzlake aufgegossen werden. Blätter von Eichbäumen, wenn sie noch feucht sind, muß man ansteken, der Rauch giebt dem Fleisch einen guten Geschmak, auch Blätter von andern Obstbäumen kann man dazu brauchen. Man muß es aber gleich in den ersten Tagen thun, da das Fleich in den Rauch gekommen ist. Wachholderbeeren gestraut, sind am besten, wenn man sie hat. Wie lange das Fleisch im Rauch hängen muß, das kann man wegen kälterer oder wärmerer Witterung nicht angeben. Es ist eine Hauptprobe, auf die man sehen muß, daß das Fleisch im Rauch etwas troken, durchaus aber nicht hart werden muß. Darum muß man das Fleisch öfter besehen. Auf viel oder wenigen Rauch kommt es freilich auch an. Wenn das Fleisch aus dem Rauch ist, so muß man es an der Luft troknen. In Sach-

sen verwahren die Bauern im Sommer ihr Fleisch wol in den Oefen, sorgen aber, daß er wol verwahrt wird, damit weder Razen noch Mäuse daran kommen. Alles Talg und Fett, welches aus den geschlachteten Thieren genommen wird, muß, wenn es kalt ist, zerschnitten und im Kessel ausgekocht werden. Je kleiner die Stüke zerschnitten sind, desto besser. Bei dem Auslassen muß man vorsichtig seyn, und keinen zu alten Kessel nehmen, der leicht umfallen kann, weil sonst leicht ein Unglük entstehen kann. Den Kessel muß man nur bis zur Hälfte füllen, und öfters das unterste Fett herauf rühren. Das Feuer muß nicht allzu stark seyn. Zum Feuern muß man der Sicherheit wegen keine Reiser brennen. Ist das Fett zur Hälfte ausgeschmolzen, so muß es abgeschöpft werden. Das Gefäß, in welches heißes Fett kommt, muß nicht auf Stein, sondern auf Holz gestellt werden, sonst springt das Gefäß, wenns von Stein ist.

Das war etwas ganz Weniges für eine künftige Hausfrau. Sie soll daraus nicht Alles lernen, was sie zu thun hat; es soll nur die Mädchens an Ordnung und Reinlichkeit erinnern, und sie ermuntern, auch ihre Geschäfte mit Vernunft und Nachdenken zu verrichten.

Achter

Achter Abschnitt.

Etwas von Deutschland und von andern Ländern überhaupt.

Von der Grafschaft Lippe.

1) Es ist wol keiner unter Euch, der nicht außer dem Dorf, worin er geboren ist und worin er sich aufhält, noch mehrere andere Dörfer gesehen haben sollte. Wenn Ihr beim Hüten des Viehes oder sonst einen Berg ersteigt; so könnt Ihr wenigstens von manchen eine weite Gegend mit vielen solchen Dörfern übersehen, und es da schon im Kleinen lernen, daß die Erde viel größer, als der Ort Eures Aufenthalts sey. Auch wisset Ihr, daß viele Leute hier aus dem Lande nach Holland und Friesland gehen, um den Sommer über dort zu arbeiten, und sich etwas für den Winter zu verdienen. Die Leute, die Linnen verkaufen, reisen noch viel weiter, und erzälen von vielen Ländern, wo sie gewesen sind. Die Größe des Landes wird nach Meilen gemessen. Ist nemlich ein Ort von dem andern so weit entfernt, daß man im gewöhnlichen

Gehen 2 Stunden braucht, um auf dem geradesten Wege dahin zu kommen; so sagt man, sie sind eine Meile von einander. Die Grafschaft Lippe, worin Ihr wohnt, ist sieben solcher Meilen lang und sechs breit. Darin sind ohngefähr 170 Bauerschaften und 6 Städte. Diese heißen: Detmold, Lemgo, Blomberg, Horn, Salzuflen und Lippstadt, welches aber auch den König von Preußen zum Herrn hat.; 6 Fleken, nemlich Barntrup, welches auch eine Stadt heißt, Lage, Varenholz, Bösingfeld, Schwalenberg und Alverdissen, worüber aber noch Streit mit dem Grafen von Bükeburg ist. Der Fürst, der Herr dieses Landes, der meist in der Stadt Detmold wohnt, hat im ganzen Lande herum eine Menge Güter, die man Meiereien nennt. Auch ist der größeste Theil der Waldungen mit dem darin befindlichen Wild sein Eigenthum. Viele Mühlen hat er hin und wieder im Lande zum Nuzen der Einwohner auf seine Kosten anlegen lassen. Die Fische in manchen Flüssen, Bächen und Teichen gehören ihm ebenfalls eigenthümlich zu. Und endlich hat Er viele Eigenbehörige, das heißt: Leute, denen seine Vorfahren ehemals von ihren Gütern gegen eine gewisse jährliche Abgabe und gewisse Dienste überlassen haben, wofür sie und ihre Familie diese Güter fast wie ihr Eigenthum benuzen dürfen. Dieß Alles bringt ihm jährlich ein ansehnliches Geld ein. Was Er zu seinem und seiner Familie Unterhalt, zum Bau und Verbesserung seiner Schlösser und Häuser braucht, wird von diesem Gelde genommen. Es bleibt aber noch jährlich eine beträchtliche Summe davon übrig, und diese wird zum Nuzen und Wohl der Unterthanen verwendet; auch werden davon Schulden bezalt, die von den Vorfahren gemacht worden sind; wie es jeder

gute

gute Hauswirth thun sollte. Der Fürst dieses Landes würde aber nicht im Stande seyn, allein ohne Hülfe, unter den 70,000 Menschen, die jezt ohngefehr in diesem Lande wohnen, Ordnung zu erhalten, ihre Prozesse zu schlichten u. d. gl. Er hat darum Diener angenommen, die ihm darinn behülflich seyn müssen. Die obersten Landesgerichte sind darum alle auch in Detmold, damit der Herr gleich von Allem Nachricht erhalten und über Alles die Meinung seiner Räthe hören könne. Es sind unter diesen obersten Landesgerichten jedem besondere Geschäfte angewiesen; damit jeder Unterthan gleich weiß, wohin er sich zu wenden habe, wenn er etwas vorzubringen hat. Die Regierung besorgt alle die Sachen, die die Wohlfart des ganzen Landes betreffen. Die meisten Supliken der Unterthanen kommen an diese, damit sie Bericht an den Herrn abstattet, ob es zum Wohl des Landes gereicht, wenn das geschieht, warum supplizirt wird, oder ob es nicht geschehen kann. Hat Jemand einen Prozeß oder Rechtsstreit vor die höheren Gerichte zu bringen; so kann er sich damit an die Kanzley oder an das Hofgericht wenden; denn diese beiden Gerichte besorgen diese Sachen. Das Konsistorium aber spricht Recht in allen solchen Sachen, die die Ehe betreffen. Alle Prediger, die Lutherischen in Lemgo und in Lippstadt ausgenommen, deren ohngefähr 40, und alle Küster und Schulmeister des Landes, deren ohngefähr 116 sind, stehen unter diesem Gericht. Durch das Konsistorium werden auch alle Verbesserungen in Kirchen- und Schulsachen in Vorschlag gebracht und ausgeführt, und es sieht darauf, daß die Kinder ordentlich unterrichtet, daß gute Prediger und Schullehrer angezogen, und durch sie Christenthum und andere gute Kenntnisse ausgebreitet

wer-

werden. Wenn grobe Verbrechen im Lande begangen werden, z. B. Mord, Ehebruch, Diebstahl u. d. gl., so untersucht diese das peinliche Gericht und spricht Recht darin. Ueber alle Einnahmen, so wol des Fürsten, die aus seinen Gütern kommen, als auch derer, die von den Eigenbehörigen bezalt werden, hat die Kammer die Aufsicht. Es würde aber den Unterthanen sehr beschwehrlich seyn, wenn sie immer nach Detmold gehen, und dort nur allein ihre Sachen besorgen lassen könnten. Die Einwohner der entfernten Gegenden des Landes müßten ganze Tage darüber versäumen, und ein Bauersmann, der es rechtschaffen mit seiner Wirthschaft meint, darf sich nicht lange von seinem Hofe entfernen. Zu diesem Ende ist das ganze Land in Aemter getheilt. In jedem Amte sind Diener des Fürsten angestellt, die für das Wohl der Unterthanen des Amts sorgen, ihre Streitigkeiten schlichten und ihre Abgaben erheben müssen. Leicht wird es nun einem Jeden, ohne vielen Zeitaufwand, seine Sachen einzubringen und sie entscheiden zu lassen. Damit indeß kein Beamter etwa die Unterthanen drüke oder zu hart strafe; so wird alle Jahre Gogericht gehalten, wo ein Regierungsrath, bald dieser bald jener, in die Aemter kommt, nach Allem fragt, und denen Strafe anfezt, die gegen die Geseze gesündigt haben. Für Geldstrafen an dem Gohgericht bei den Aemtern kann sich Jeder desto leichter in Acht nehmen, da er nun von Jugend auf in der Schule in den Landesverordnungen lernen kann, was er meiden muß, um nicht gestraft zu werden. Solcher Aemter giebt es im Lande 12. Sie heißen: Detmold, Oerlinghausen, Schöttmar, Barenholz, Brake, Barntrup, Blomberg, Schieder, Sternberg, Schwalenberg,

mit

mit Oldenburg und Stappelberg Horn und Lipperode. Von den Kontributionen, die die Unterthanen des Landes an diese Aemter bezahlen müssen, verwendet der Landesherr nicht einen Pfennig zu seinem Nuzen, sondern das Wenige, was der Landesherr davon bekommt, wird zur Besoldung der Räthe und Beamten, und also zum Wohl und Nuzen des ganzen Landes wieder angewendet. Die Kontribution kommt auch gar nicht einmal in die Kasse, worüber die Kammerräthe die Aufsicht haben, sondern es ist ein besonderer Mann dazu bestellt, der sie einnehmen und so ausgeben muß, wie es ihm befolen wird. Er heißt jezt: Landreceptor, oder Einnehmer der Gelder, die von dem Lande bezalt werden, und er legt seine Rechnung auch nicht der Kammer, sondern hauptsächlich den Deputirten oder Abgeordneten der Landstände ab. Die Adlichen im Lande nemlich, die Adliche Güter haben, sind von langen Zeiten her bestimmt worden, um für den Landmann zu sprechen, wenn die Abgaben bestimmt, oder sonst neue Einrichtungen und Verordnungen gemacht werden sollen. Dazu kommen noch die Burgemeister aus den Städten, die für die Bürger in den Städten reden. Diese Adlichen und Burgemeister heißen hier im Lande die Landstände. Alle Jahre beruft sie der Herr einmal nach Detmold zusammen, und das heißt man denn einen Landtag. Da wird nachgesehen, wie viel Abgaben zur Erhaltung des Landes nöthig sind, und über Manches berathschlagt, was zum Nuzen des Landes dient. Damit aber die vielen Leute nicht so oft zusammen kommen müssen; so sind Deputirte, so wol von den Adlichen als von den Städten gewält, die im Namen aller Landstände manche Geschäfte verrichten. Diesen Deputirten wird dann

auch

auch alle Jahre die Rechnung von der Landkasse abgelegt, damit sie sehen, wozu die Abgaben verwendet worden sind. Seht! das alles ist veranstaltet und angeordnet, damit es ehrlich und ordentlich im Lande zugehe. Ein jeder Unterthan kann sich darum recht freuen, ein solches Land sein Vaterland nennen zu können. Keines Eigenthum kann ihm ohne Urtel und Recht genommen, keine Abgabe kann ihm angelegt werden, ohne Bewilligung derer, die für ihn sprechen. Wer Fleiß anwenden will, kann sich auch in diesem Lande treu und redlich ernähren. Es sind wenig Gegenden, die ganz unfruchtbar wären. Blos die entfernteste Senne, wo gar kein Wasser sich findet, gehört dahin. Auch hier trägt aber die Heide-Blume zum guten Gedeihen der Bienen viel bei. Alle Arten von Getraide können mit Nuzen grösstentheils überall gebauet werden. Der Viehstand kann überall wegen der vielen Hütungen in gutem Stand seyn, und hat sich auch seit 30 Jahren ungemein vermehrt. An Bienen, wenn man einigermaßen Sorgfalt darauf verwendet, kann man viel Geld gewinnen. Der gröss:e Seegen des Landes aber ist der Flachs, wodurch viel baares Geld in dasselbe kommt, und noch mehr hineingebracht werden kann. Jeder Unterthan hat darum desto mehr alles zu vermeiden, was das Garn oder Linnen in üblen Ruf bringt. Hierin muß besonders jeder recht ehrlich seyn, weil er sonst sich selbst und so vielen seiner Mitunterthanen für immer im Verkauf ihrer Waaren schadet. Man muß erst in andern Gegenden gewesen seyn, und die Leute über den Mangel an Holz haben klagen hören, um in diesem Stük den Vorzug des Landes recht einzusehen. Ein nothwendiges Gewürz zu allen Speisen, das Salz, bringt auch das Land hervor.

In

In der Stadt Uflen ist eine solche Quelle; dort wird auch das Salz zubereitet. Zur Heilung mancher kränklichen Zufälle, besonders der Gicht, die hier im Lande so häufig ist, findet sich auch zu Meinberg eine Heilquelle. Zum Bau der Wohnungen braucht man Kalk, Leimen und Steine nicht weit herkommen zu lassen. Es finden sich diese Erdarten fast in der Nähe von den meisten Orten. Materialien zu gebrannten Steinen ebenfalls, die deshalb um einen billigen Preis zu bekommen sind; eben so die sogenannten steinernen und irdenen Töpfe, die an mehreren Orten des Landes verfertiget werden. Doch hat man die rechte Erdart zu den lezteren noch nicht gefunden, und sie werden auch noch nicht dauerhaft genug gebrannt. Auch Glas, das zu Fenstern in den Wohnungen und zum Gebrauch im Hause nicht gut entbehrt werden kann, wird im Lande zubereitet und ist sehr wohlfeil. Wolten mehrere Unterthanen, die darauf gelernt haben, die im Lande gewonnene Wolle selbst verarbeiten, und die Häute der vielen geschlachteten Thiere selbst zubereiten, wozu so oft durch die Obrigkeit aufgemuntert worden ist; so würde auch noch mehr gewonnen werden können. Aber jezt verarbeiten Leute in fremden Ländern die Wolle und die Häute aus dem Lande, und wir müssen von ihnen für baares Geld das Tuch und Leder wieder kaufen. In diesem glüklichen Zustand ist das Land aber nicht immer gewesen; es ist allmählich so geworden. Das muß für die jezt lebenden eine Aufforderung seyn, klüger zu werden, damit ihre Nachkommen es noch besser finden, als sie es gefunden haben. Um die Zeit nemlich, wie Christus geboren wurde, war in diesem Lande noch kein Halm Korn, kein Obstbaum u. d. gl. zu sehen. Das ganze Land machte vielmehr einen Wald aus. Die Ein-

wohner

wohner lebten von Eicheln, die jezt nur die Schweine fressen, und von dem Fleisch der wilden Thiere. Die Felle der wilden Thiere waren ihre Kleidung. In Löchern und Hölen der Erde wohnten sie. Jagen der wilden Thiere und Krieg führen, war ihre Einzige Beschäftigung. Ein fremdes Volk, die Römer, wollten sie zu Sklaven machen; sie sezten sich aber zur Wehre, und Tausende von jenen fielen in der Gegend, wo jezt die Pivitsheide ist. Ehrlichkeit, Treue und Keuschheit ist etwas recht Gutes, was man von unsern Vorfahren rühmen kann; aber von Gott und seinem Wort wußten sie nichts. Es waren blinde Helden und dienten ihren Gözen. Ohngefehr 500 Jahre nach Christi Geburt wagte es ein Mann, mit Namen Bonifacius, in diese Gegenden zu kommen, und die Lehre von Christus bekannt zu machen. Er fand aber noch wenig Gehör. 700 Jahr nach Christi Geburt brauchte ein berühmter Mann, Carl der Große, diese Religion zum Vorwand, die Einwohner dieser Gegenden unter sein Joch zu bringen. Auch ihm gelang dieß nicht; in der Gegend von Verlinghausen wurde eine große Niederlagt unter seinen Soldaten angerichtet. Indessen breitete sich doch das Christenthum in diesen Gegenden almählig immer mehr aus. Es war aber nicht das reine Christenthum, wie es Christus und seine Apostel gelehrt haben; sondern es war durch manche Zusäze und Menschendichtungen verfälschet. So blieb es auch bis 1520 Jahr nach Christi Geburt. Um diese Zeit trat zu Wittenberg in Sachsen ein gelehrter Pastor auf, der Martin Luther hies. Dieser sagt es gerade heraus: es sey nicht recht, daß man die Lehre Jesu so gewaltig verfälscht habe. Er gab auch viele Sachen an, die schlechterdings abgeändert werden mußten.

Well

Weil einige Leute aus diesem Lande in Wittenberg studirten, so kamen seine Meinungen auch bald hierher. Man bekam nun auch die Bibel selbst zu lesen, die man bis dahin noch nicht gelesen hatte, weil sie nicht ins Deutsche übersezt war. Je mehr man sie las, desto mehr fand man, daß Luther ganz recht habe. Man war darum bereit, auch von allen jenen Zusäzen und Menschenerdichtungen abzulassen, und auf diese würdigere Art Gott und Jesum zu verehren. Eben diese Einsichten bekam Ulrich Zwingli zu Zürich, und Johann Kalvin zu Genf, beide in der Schweiz. Sie waren bei Weitem in den meisten Stüken Luthers Meinung; nur in einigen Stüken dachten sie Anders, als er; dieß waren aber solche Dinge, ohne die das Christenthum recht gut bestehen kann. Das sah man aber nicht sogleich ein, darum trennten sich die, die Luthers Meinungen annahmen, von den andern, die mehr so wie Kalvin dachten; die Ersten heißen Lutheraner, die Andern aber Reformirte. Zu den lezten bekannten sich denn auch die meisten Bewohner dieses Landes. Von 1618 bis 1648 entstand zwischen den Anhängern dieser neuen Meinungen und den Anhängern der alten ein grausamer blutiger Krieg. Das lippische Land litt auch sehr viel dadurch. Aber mit Gut und Blut vertheidigten sie ihre Gewissensfreiheit, ein Gut, das sie nicht wieder entbehren wollten, da sie es einmal erlangt hatten. Wir wollen darum auch nie mit Gleichgültigkeit darauf hinblikken, was jene mit ihrem Leben erkauften.

2) Man begreift aber leicht, daß ein Land, das nur so gros ist, wie das Lippische, sich nicht allein vertheidigen kann gegen eine große Gewalt, die es bekriegen wollte. Es ist darum

um ein großes Glük, daß dieß Land in Deutschland liegt, und daß wir Deutsche sind. Dieß Deutschland, das 170 Meilen lang, und 150 Meilen breit ist, hat mehrere Fürsten und Herrn. Alle Fürsten und Herrn dieses großen deutschen Reiches haben sich vereinigt, für Einen Mann zu stehen, wenn eine fremde Macht ihnen etwas zu Leide thun will. Sie haben sich verbunden, dem Schwächern beizustehen, und den Mächtigen zu bestrafen, wenn er einem Schwachen Unrecht thun wolte. Dagegen haben auch die kleineren Herren versprochen, daß sie helfen wolten, das deutsche Reich zu vertheidigen, wenn man ihm Unrecht thun wolte. Es ist denn bestimmt, wie viel Soldaten jedes Land dazu hergeben muß. Auch wenn ein einzelner Mensch gequält und gedrükt würde, ohne Urtel und Recht, so soll er seine Klage anbringen und Recht erlangen können. Dazu sind zwei Gerichtshöfe im deutschen Reich, zu Wezlar und zu Wien, angelegt. Ehe aber Jemand sich daran wendet, muß er vorher wol untersuchen, ob ihm ohne Urtel und Recht Leides zugefüget, oder ob ihm auch wirklich Unrecht geschehen sey. Wege und Kosten hätte er ja sonst vergebens angewendet, und noch obendrein sich als einen schlechten Unterthan bewiesen. Dies ganze deutsche Reich hat Ein Oberhaupt, das den Titel Kaiser führt. Zu Wien in Oesterreich wohnt dieser Kaiser. Wenn Er aber stirbt; so ist nicht gesagt, daß gerade nur sein ältester Sohn wieder Kaiser wird. Es kann auch ein ganz Anderer gewält werden, und es ist schon oft geschehen. Jedesmal bei dem Sterbfall eines Kaisers kommen nemlich jezt 8, ehemals 9 der vornehmsten deutschen Fürsten zu Frankfurt am Mayn zusammen, und wählen einen neuen Kaiser. Diese Fürsten heißen darum Chur- oder Wahlfürsten. Damit

desto geschwinder jedem Einzelnen Hülfe wiederfahren kann, ist Deutschland in 10 Kreise eingetheilt. Diese heißen: Der Oesterreichische, der Bayersche, der Fränkische, der Obersächsische, der Niedersächsische, der Westphälische, der Niederrheinische, der Oberrheinische, der Schwäbische und der Burgundische Kreiß, der aber so gut wie getrennt von Deutschland ist. Zu dem Westphälischen Kreiß gehört unser Vaterland. Man kann uns darum auch Westphälinger nennen. In der Stadt Regensburg, die im Bayerschen Kreise liegt, haben alle Churfürsten, Fürsten und Grafen u. d. gl. des deutschen Reichs ihre Gesandten. Man berathschlaget dort miteinander über das Wohl des ganzen deutschen Reichs. Wenn ein Feind das deutsche Reich angreift; so wird es dort ausgemacht, ob man einen Krieg gegen ihn anfangen will oder nicht. Wird nach den mehresten Stimmen der Krieg für nothwendig gehalten und beschlossen; so muß jedes Land in dem ganzen deutschen Reiche Soldaten zum Kriege stellen. Je nachdem das Land groß oder klein ist; muß es mehr oder weniger Soldaten dazu hergeben. Giebt das Land die Mannschaft nicht selbst her, so muß es bei andern welche in Sold nehmen, also Geld dafür bezahlen. Man sieht leicht, daß dieß ganz billig ist, und gar nicht Anders seyn kann. Es ist eben, als wenn sich ein ganzes Dorf oder eine Bauerschaft miteinander vereinigt hätte, alle Einwohner wolten zusammen einen Damm machen, und unterhalten, damit das Wasser nicht die Aeker überschwemme. Wenn nun Ueberschwemmung droht; so müsten natürlich auch alle Einwohner der Bauerschaft arbeiten helfen, oder andere Leute für sich stellen. Es wäre wunderlich, wenn Einer sagen wolte:

ich helfe jezt nicht an dem Damm, weil er nicht da durchzubrechen droht, wo meine Aeker liegen. Ist der Damm einmal durchgebrochen; so kann er leicht alle Aeker überschwemmen. Und thäte er das auch nicht; so ist es doch billig, daß Einer dem Andern hilft, wenn er jezt gerade der Andern Hülfe bedarf, weil Jeder will, daß ihm der Andere auch helfe, wenn er Hülfe nöthig hat. Es ist ein Glük für Deutschland, daß es auch verschiedene Ströme hat. Auf diesen können die Waaren mit Schiffen leicht herbeigeschaft werden, die man nöthig hat. Und auf diesen kann auch das, was man im Lande übrig hat, desto leichter an andere Orte hingebracht werden; ohne den großen Nuzen zu rechnen, den man von den Fischen der Ströme hat. Mit wie vielen Kosten würde es verbunden und wie beschwerlich seyn, wenn man überall alles auf Wagen fortbringen müste! Man zählt der Hauptströme in Deutschland sechs: Die Donau, den Rhein, Mayn, die Elbe, die Oder und Weser. Dieser lezlere fließet nahe am Lippischen, an dem Amt Varenholz vorbei. Ihr wißt es zum Theil schon Alle selbst, welcher Vortheil dieser Strom dem hiesigen Lande bringt. Wie vieles Linnen wird nicht darauf von hier nach Bremen gebracht!

Im Oesterreichischen Kreise ist der Akerbau noch nicht sehr vortheilhaft eingerichtet. Es werden aber in den verschiedenen Gegenden alle Arten von Früchten gebauet: auch besonders viel Safran, Krapp, türkisches Korn, Wein und Tabak. Der verstorbene Kaiser Joseph war ein großer Bauernfreund. Er hob die Leibeigenschaft auf, wo es nur angieng, schafte die Frohndienste ab, und ließ die Bauern dafür ein gewisses Geld bezalen. An sich war das zwar gut; aber

ver-

vermutblich war noch nicht Geld genug in den Händen der Bauern; wenigstens war es den Meisten gar nicht recht. In der Gegend von der Donau giebt es sehr reiche Bauern, die in Kalesschen zu Markt fahren, treflich aufgefütterte Pferde und reinliche hübsche Wohnungen haben, und die man Landler nennt. Sie sind so klug, daß sie keinen Hoffart in Kleidern treiben; sondern sie tragen einen reinlichen, groben Wollenkittel, plumpe Schuhe ohne Schnallen und große runde Hüte. Die kaiserliche Residenzstadt Wien liegt an der Donau, und es wohnen darinne über 250 tausend Menschen.

Ueber dem Oesterreichischen Kreise liegt gegen Mitternacht Böhmen, welches als ein Churfürstenthum zu Deutschland gehört. Hier sind viele trefliche Industrieschulen angelegt, wo die Kinder in allerlei Arbeit unterrichtet werden, wie es auch schon hier im Lande an verschiedenen Orten z. E. in Varenholz, und in Hiddesen bei Detmold geschieht. In diesem Lande ist auch von einigen Herrschaften der Kleebau in großen Flor gebracht worden, so daß sie viele hundert Scheffel Saat Land dazu anwenden.

Aus Oesterreich gegen Abend zu, kommt man nach Bayern. Im Churfürstenthum Bayern sind die Höfe der meisten Bauern sehr unreinlich. Viele haben die Mistlachen gerade vor den Fenstern, und müssen auf Bretern über dieselben in das Haus gehen. Die Dächer sind mit großen Steinen belegt, damit der Wind die Schindeln nicht wegführt; welches doch oft geschieht. Auch reiche Bauern bleiben bei dieser schlechten Bauart, die sie einmal gewohnt sind. Fressen und Saufen können die Bayerschen Bauern meisterlich, und dabei geht es selten ohne Schlägerei ab. Die

Herrschaften sehen aber solchem Unfuge gern durch die Finger; weil sie die Brauerey haben und desto mehr Bier verkaufen, wenn es recht toll zugeht, welches freilich nicht geschehen solte. Das Bayersche Bier ist auch vortreflich, und die Leute befinden sich weit besser dabei, als in den Gegenden, wo kein Bier und viel Brantewein getrunken wird. Sonst sind die Bayern ehrliche offenherzige Leute, die nicht heucheln und schmeicheln.

Das Salzburgerland sieht reinlicher aus und ist besser angebauet: aber so bergigt, daß die Einwohner die Hälfte ihres Jahrbrodes in Bayern kaufen müssen. Man sieht angebauete Berge, die so steil sind, daß der Pflug von Menschen gezogen und der Dünger in Körben auf dem Rücken hinaufgetragen werden muß. Die Viehzucht ist ansehnlich. Es giebt Bauern, welche 60 bis 80 Stük Rindvieh haben. Die hohen Berge, die man da Alpen oder Almen nennt, geben vortrefliches Futter, und es ist für Menschen und Vieh eine rechte Lust, wenn die Heerden im Frühjahr dahin ziehen. Sobald man die Gloken, die dem Vieh angehänget werden, zurecht macht, und es hört den Schall davon; so vergißt es vor Freuden und Sehnsucht nach den schönen Bergen einige Tage lang das Futter, und die Hirten und Melker hoffen eben so ungeduldig auf die Abreise. Der Bauer puzt dann die schönsten Kühe mit Blumenkränzen und Pfauenfedern, und hängt ihnen große wolklingende Gloken an breiten gestikten Riemen um den Hals. Der Hirt geht voraus; ihm folgt die allerschönste Kuh, und hinter dieser traben die andern alle einzeln in einer langen Reihe hin. Hinterdrein folgt der Melker, und auf diesen ein Heer von Schafen, Ziegen und Schweinen, die von jungen, muntern Knaben in

Ord-

Ordnung gehalten werden. Diese Heerden machen etliche Wochen in den Vor-Alpen Halt, bis der Schnee von den höhern Weidegängen weg-thauet. Alsdann ziehen sie bis in den Herbst in den Gebirgen herum. Die Vor-Alpen werden unterdessen auf Jakobi gemähet, und dienen dem Vieh zur Weide, wenn es von den Alpen zurükkommt. Der Salzburger Bauer kleidet sich vom Kopf bis zum Fuß in selbst gemachtes Zeug, und trägt keinen Groschen für Kleidungsstüke in die Stadt. Jede Haushaltung hat ihren Weberstuhl, worauf sie aus selbst gesponnener Wolle eine Art grobes, graues Tuch weben, worein sich Vater, Mutter und Kinder kleiden. Sie machen auch alles selbst, sogar die Schuhe; und doch sieht ihre Kleidung reinlich und schön aus. Was sie aber an den Kleidern ersparen, das wenden sie an Essen und Trinken, wie man denn überhaupt findet, daß die Leute in bergichten Gegenden, die eine gesunde Lage haben, sehr stark essen können. Sonst sind die Salzburger offenherzige, ehrliche und lustige Leute, die man lieb haben muß. Viele tragen noch lange Bärte, und die in abgelegenen Gebirgsgegenden nennen alle Leute du, auch ihren Fürsten, und meynen es recht redlich dabei.

Mitten zwischen dem Erzstift Salzburg liegt die gefürstete Probstey Berchtesgaden, ein bergichtes Ländchen mit schönen Thälern dazwischen. Die Viehzucht wird da getrieben, wie im Salzburgischen, und die Frauen und Mädchen, welche die Butter und Käse verfertigen, heißt man Sennerinnen. Die Bauern, welche nicht in Dörfern beisammen, sondern meistens einzeln auf ihren schönen Gütern wohnen, haben eigene große Weideplätze auf den Alpen

und eine Hütte dabei, welche die Sennehütte heißt. Daselbst wird das Vieh täglich zweimal gemolken, und die Milch von der Sennerinn zu Butter und Käse bereitet. Den Feld- und Wiesenbau, auch die Wässerung der Wiesen, treiben die Berchtesgader fleißig und geschikt. Wenn sie pflügen, gehen Weiber und Kinder hinter dem Pfluge her, und zerschlagen die aufgeworfenen Erdklöse mit umgekehrten Haken. Die aufgelokerte Erde wird alsdann so geebnet, daß man keine Furche sieht. Hernach wird der Aker gleich besäet und geegt. In den Abendstunden und im Winter verdienen diese fleißigen Leute viel Geld durch allerhand Schnizwerk, als Schachteln, Büchsen, Crucifixe, Heiligenbilder und Spielzeug aller Art, welches sie aus Knochen und Holz verfertigen, und welches von Hausirern aufgekauft und in der halben Welt herumgebracht wird.

Aus dem Bayerschen Kreise gegen Mitternacht kommt man nach Franken. Ueberhaupt ist Franken ein gesegnetes Land an allen Arten von Getreide, Baumfrüchten und Wein; aber vor allen thut es sich durch die Rindviehzucht hervor. Man braucht mehr Ochsen als Pferde zum Akerbau, und man striegelt die Ochsen und hält sie so reinlich wie Pferde, wobei sie wol gedeihen. Jährlich werden für viele hundert tausend Thaler Mastochsen nach Strasburg und Paris verkauft. Die Wiesen zu wässern, verstehen die Franken recht gut. Sie bauen viel Dinkel oder Spelt, welcher schöner Mehl giebt, als der Waizen; auch vielen und guten Hopfen, Tabak und allerhand Sämereien. Der Kleebau wird in manchen Gegenden mit Vortheil betrieben. In der Baumzucht suchen sie ihres gleichen. Man sieht ganze Feldfluren,

die

die mit den schönsten Obstbäumen besezt sind, wie Gärten, und im Bambergischen und Wirzburgischen bringt der Handel mit jungen Stämmen, der bis nach Böhmen, Hamburg, Berlin und Danzig geht, viel Geld ins Land. Bei Veitshochheim am Mayn liegt ein Dorf, welches jährlich für 6000 Gulden Kirschen verkauft. Ein Berg bei diesem Dorfe war noch vor 15 Jahren so wüste, daß man einen Aker an demselben um einen Gulden verkaufte, auch umsonst wegschenkte; und durch die Anpflanzung von Kirschbäumen ist der Werth davon so hoch gestiegen, daß man den Aker jezt um 136 Gulden verkauft.

Unten rechter Hand an Franken stößt Obersachsen. Die Bauern in Obersachsen sind so verschieden, als die Gegenden und die Herrschaften. In manchen Gegenden ist die Kunst, das Feld zu bauen, sehr hoch getrieben; in andern herrscht der alte Schlendrian mit seinen schädlichen Meinungen und Gewohnheiten. Da sieht man stundenlange Triften, die fast nichts als dürres Moos hervorbringen, auf welchen Kühe herumschleichen, wie die sieben magern Kühe des Königs Pharao, die den Dünger verzetteln und hungriger nach Hause kommen, als sie hinausgegangen sind. Man findet Gegenden, wo die Bauern das Stroh im Ofen verbrennen, und doch über Mangel an Dünger klagen. Die Landesherrn sähen gerne, daß die schädlichen gemeinen Triften und Weidegänge unter die Einwohner der Dörfer vertheilt, zu Aekern oder Wiesen gemacht, Futterkräuter darauf gebaut, und ihre Bauern dadurch wolhabender werden mögten; aber an vielen Orten wollen die Bauern nicht. Die meisten Fürsten und Herren in Obersachsen theilen auch jährliche Preise und

Belohnungen an die Bauern aus, die sich durch Fleiß und Geschicklichkeit hervorthun, wie es auch hier im Lande geschieht. Manche vertheilen sogar nach und nach ihre großen Kammergüter in kleine Bauergüter, damit desto mehr Bauernhaushaltungen in ihren Ländern seyn sollen, wie es auch in der Grafschaft Lippe schon an vielen Orten geschehen ist. Es werden auch in keinem Lande von der Welt so viel und so gute Bücher von der Landwirthschaft gemacht, als in Obersachsen. Es giebt Gegenden, wo die Bauersleute neben ihrem Feldbau mit Spinnen, Weben, Striken und dergleichen ein schönes Geld verdienen. Z. E. die Einwohner mancher Dörfer im Gothaischen spinnen so fleißig Flachs, daß sie jährlich die Steuern, die sie zu bezahlen haben, damit verdienen, wie es auch unter uns so viele tausend Familien thun. Die wolhabendsten Hausväter machen sich da eine Ehre daraus, mit Weib und Kind hinter dem Spinnerad zu sizen. Dagegen giebt es auch viele Dörfer, wo die Leute faul und deswegen sehr arm sind.

Im Erzgebirge in Churfachsen ist es eine Lust, das Bergwerkswesen zu sehen, und das Leben der vielen Menschen, welche da ihr Stükchen Brod tief unten in der Erde bei einem kleinen Lämpchen mit großer Lebensgefahr erwerben, oder in den Silber- Kupfer- und Eisenhütten vor den glühenden Ofen, da sie vor Hize kaum das Hemd am Leibe behalten können. Bei allen Churfächsischen Bergwerken und Schmelzhütten sind auf 8400 Arbeiter angestellt, 15000 Weiber und Mädchen sind im Erzgebürge mit Spizenklöppeln beschäftiget, essen die ganze Woche durch fast nichts anders, als Kartoffeln und Salz und Brod, und sind doch vergnügt dabei. In der Gegend von Meißen haben viele fleißige Bauern eigne kleine Kalköfen,

öfen, die sie selbst bauen. Darinne brennen sie jährlich eine große Menge Kalk, und streuen ihn mit großem Vortheil auf ihre Felder, als eine Art von Dünger.

Bei der Churmaynzischen Stadt Erfurt in Thüringen ist eine Gegend, welche die drey Brunnen, oder der treue Brunnen genannt wird. Diese bestehet, etwa eine halbe Stunde im Umfange, aus lauter Gemüß- und Obstgärten, und hat etliche vortrefliche Quellen, welche in etwa 3 Ellen breiten und 2 Fuß tiefen Gräben durch die Gärten geleitet und mit Brunnenkresse, die an andern Orten wild wächset, ordentlich bepflanzt werden. Man isset diese Brunnenkresse roh als Salat oder gekocht als Gemüße, und es wird viel Geld daraus gelöst.

Im Brandenburgischen ist fast jeder Bauer Soldat gewesen, oder ist es noch. Aber es wird keiner Witwe ihr Sohn zum Soldaten weggenommen, und sobald einer ein Bauergut antritt, ist er frey vom Dienst. Auch sind die Bauersbursche vom ganzen Jahre nur 6 Wochen beim Regiment. Die übrige Zeit verrichten sie ihre Feldarbeit, wie andere. Der Soldatenstand ist also nicht so schlimm, als man auswärts glaubt; vielmehr dient er dazu, daß die Leute sich etwas versuchen und gewizigt werden; und jeder Unterthan ist ja verbunden, sein Vaterland zu vertheidigen, welches er nicht gut kann, wenn er nicht das Soldatenwesen etwas geübt hat. In manchen Brandenburgischen Dörfern sind, wie auch in der Grafschaft Lippe, die Gemeinheiten schon aufgehoben, und Jeder kann sein Feld nuzen, wies ihm beliebt. Durch die Prämien, welche der König jährlich austheilt, werden nach und nach alle Arten von Gewächsen eingeführt, als Krapp,

Waid, wovon das Erste eine rothe und das Andere eine blaue Farbe giebt und dergl. Es werden immer mehr Anpflanzungen gemacht, besonders von Maulbeerbäumen zur Seidenzucht, auch wird sonst die Landwirthschaft immer mehr verbessert. In Pommern fangen manche Herrschaften auch an, Klee und Tabak in der Brache zu bauen, lassen nicht mehr alle Aecker gleich tief pflügen, düngen mit Hornspänen, Asche, Gips und andern Sachen, und suchen überhaupt die nüzlichen Erfindungen anderer Gegenden in der Landwirthschaft auch zu benuzen. Aber die Bauern bleiben noch meistens beim Alten, haben zu viele und zu schlechte Pferde, pflügen leichten und schweren Boden überein, und die erste Furche zu flach, und sorgen nicht dafür, viel und guten Dünger zu bekommen.

Im Meklenburgischen und auch zum Theil im Holsteinischen theilt man die Ländereien nicht in drei Felder, wie in Obersachsen, sondern die zu einem Gute gehörigen Felder, welche alle beisammen liegen, sind in sieben, eilf oder vierzehn Schläge abgetheilt. Jeder Schlag ist mit Gräben und Zäunen eingefaßt, und heißt eine Koppel; daher man die ganze Einrichtung die Koppelwirthschaft nennt. Sind nun z. E. 11 Schläge, so wird ein Schlag 5 Jahr nacheinander mit verschiedenen Getraidearten bestellt. Alsdenn wird er ein Jahr liegen gelassen, und hernach 5 Jahre als Weide fürs Vieh genuzt. Darauf bricht man das Land wieder um zum Getraidebau, und da heißt es Neubruch. So verfährt man mit jedem Schlage, und richtet es so ein, daß alle Jahr ein anderer Schlag Neubruch wird. So reines Korn, ohne Unkraut, wird in wenig Gegenden gebauet, als im Meklenburgischen.

In

In den Seestäten Rostok, Hamburg und Bremen, ist es eine rechte Lust, das Schifswesen zu sehen. Da liegen oft der großen schwimmenden Häuser so viel bei einander, daß es aussieht, wie die schönsten Dörfer mitten im Wasser.

Das Holsteinische und Bremische, auch zum Theil das Lüneburgische, besteht theils aus Marschländern oder Marschen, welches sehr fette, ebene und tief liegende Landstriche an der Eyder, Elbe, Weser, Oste und andern großen Flüssen sind, die durch kostbare Dämme, welche man hier Deiche nennt, gegen die Ueberschwemmung geschüzt werden müssen. Diese Marschländer sind wie ein Garten mit Obstbäumen bepflanzt, und haben den schönsten Getraide- und Gemüßbau, zeugen auch vortreflichen Hanf und Flachs. Die Ländereien, welche höher liegen, und meistens troken und sandigt, aber zum Theil doch ziemlich fruchtbar sind, nennt man Geest oder Geestland, und nuzt sie zum Getraidebau. Obstbäume würden da auch gut anschlagen, wenn man solche pflanzte. Ein großer Theil der Geestländer ist aber blos mit Haidekraut bewachsen; besonders im Lüneburgischen, und wird zur Bienenzucht und zur Schaafzucht benuzt. Die kleine Art Schaafe, die man da hält, heißen Haidschnuken. Es giebt auch, besonders im Bremischen, große Streken Moorland. Dieses ist eine nasse, schwammigte, vermoderte Sumpf- und Wurzelerde, welche für sich ganz unfruchtbar ist, und sie bedekt an manchen Orten das darunter liegende Geest- oder Marschland auf 30 Fuß hoch. Man sticht aber diese Schlammerde allmälig heraus, schneidet sie in länglichte viereligte Stüke, und troknet sie an der Luft. Dies ist der Torf, den man

auch hier auf der Plvitsheide und an mehreren Orten hat, und es werden davon jährlich viele tausend Fuder, statt des Holzes, zur Feuerung verbraucht. Der davon befreite Boden wird hernach angebaut, und durch Kunst, Fleiß und Geduld in Aker- und Gartenland verwandelt. Die Landesherrschaft läßt zur Abführung des Wassers, wo es nöthig ist, Kanäle graben, und während der Regierung des jezigen Königs Georgs des Dritten, sind schon auf vierzigtausend Morgen solches Moorland an neue Anbauer ausgegeben und in tragbaren Stand gesezt worden. Im Bremischen gehen viele Bauersmänner zur See, als Matrosen, und verdienen da den Sommer über ein schönes Stük Geld. Wenn nun ihre Weiber und Kinder in der Abwesenheit der Männer ordentlich wirthschaften, so geht es gut. Aber an manchen Orten haben sie sich an das Koffee- und Branteweinstrinken gewöhnt, und da kann freilich der Mann nicht so viel verdienen, als zu Haus verzehrt wird.

Der Feldbau ist in allen Hannöverischen Landen sehr verschieden; an manchen Orten klug und woleingerichtet, an andern nicht. Die Wiesenwässerung verstehen die Bauern hier und da recht gut. Im Lüneburgischen ist eine gewisse Gegend, wo viele Bauern ihrem Könige das Holz aus dem Walde stehlen, und meynen einfältiger Weise, dieses sey kein Diebstal; indem sie es nicht stehlen, sondern Holz holen nennen. Sie thun es aber bei Nacht, welches schon anzeigt, daß es eine unehrliche That ist, und dadurch kommen sie und ihr Vieh in solche Unordnung, daß sie mehr Schaden in ihren Haushaltungen davon haben, als das gestohlne Holz werth ist. Außerdem wacht auch manchem noch

auf

auf dem Sterbebette das Gewissen auf, und quält ihn wegen dieser Untreue an seinem Landesherrn.

Eine der merkwürdigsten Gegenden von Niedersachsen ist der Harzwald; besonders wegen seiner einträglichen Bergwerke. Sie liefern Silber, Kupfer, Eisen und Bley, alles in Menge, und auch etwas Gold. Die Zahl der Harzberge reicht an 2000, und an ihnen herum liegen 40 Städte und Fleken, und nähren sich auf 50 tausend Menschen. Die höchste Spize ist der berühmte Bloksberg oder Broken, welcher über die um ihn herumliegenden Berge, wie der Vater über seine Kinder, hinaus ragt. Auf dessen Rüken wächst fast nichts als Moos und kurzes Gesträuch, und es liegen allenthalben große Felsenklumpen auf demselben umhergestreut. Ein solcher Klumpen Felsen, welcher ganz ordentlich aufeinander liegt, wie eine Tafel, heißt der Hexenaltar. Einen andern nennt man die Teufelskanzel, und einen den Taufstein; und einen runden von Steinen freien Plaz, den Hexentanzplaz. Der Brunnen, der fast auf der höchsten Höhe entspringt, heißt die Zauberquelle. Diese Namen sowol, als der Glaube, daß die Hexen hier jährlich eine Zusammenkunft mit dem Teufel halten sollen, ist daher entstanden. Vor tausend Jahren und drüber, ehe das Christenthum in Sachsen eingeführt war, wurde auf diesem Berge am 1sten May ein heidnisches Gözenfest von den Weibern und Mägden gefeiert, wobei keine Mannsleute seyn durften. Als nun Kaiser Karl der Große die Sachsen nöthigte, den christlichen Glauben anzunehmen, blieben die Weiber auf dieses Fest noch lange so erpicht, daß sie es heimlich und des Nachts feyerten. Die Geistlichen sagten daher den Leuten: es wäre ein Teufelsfest,

felsfest, wo der Böse in der Gestalt eines schwarzen Bokes leibhaftig erschiene und mit den Weibern allerlei Unfug triebe, die sich ihm verschreiben müßten, und ewig verdammt würden. Weil sich nun die Weiber heimlich dahin schlichen, daß es niemand merkte: so sagte man, sie ritten auf Besen und Ofengabeln durch die Luft dahin. Dieser Glaube gieng hernach von Mund zu Mund weiter, und erhielt sich auch, seitdem jenes Fest nicht mehr gefeiert wurde, aus folgender Ursache. Der Broken ist sehr hoch; seine Spize ist oft mit Nebel bedekt, und der Wind hauset so erschreklich auf ihm herum, daß in der Höhe kein Baum aufkommen kann. In den alten einfältigen Zeiten glaubte man nun, der böse Feind errege die Stürme und Gewitter, und man blieb daher bei der alten Meinung, daß er auf diesem Berge, wo es so viel stürmt, sein Residenzschloß habe. Ferner dient auch die Spize dieses Berges der ganzen Gegend zu einem Wetterglase. Wenn sich des Abends ein Nebel darauf zeigt; so giebt es den andern Tag gewis Regen. Dieser Umstand ist auch mit Ursache, daß einfältige Leute das Mährchen von den Hexen noch jezt für wahr halten, und meynen, der Teufel oder die Hexen machten das Wetter.

An Niedersachsen gränzt gegen Abend Westphalen. An dem Humling, einem hohen Gebirge im Niederstift Münster, wo Stunden lange Haiden sind, halten die Bauern mit ihren Nachbarn, den Ostfriesländern, eine ordentliche Bienenfreundschaft und Nachbarschaft. Im Ostfriesischen wird nemlich viel Rübesaamen und Raps gebauet. Die Bewohner des Humlings fahren daher ihre Bienenstöke im Frühjahr dahin, wenn sie zu Hause keine Nahrung haben. Ist nun die Blüte des Rübesaamens zu Ende, so

fänge

fängt in den Mooren der Buchwaizen an zu blühen. Da holen sie ihre Bienen wieder nach Hause, und die Ostfriesländer schiken die ihrigen mit herüber zu Gaste auf die Buchwaizenblüthe. Das ist gar schön, wenn Menschen und ganze Dörfer so freundnachbarlich gegen einander sind. Dabei hat gemeiniglich Jeder seinen Vortheil. Mancher Imker, so nennt man die Bienenzieher, verdient mit seinen Bienen jährlich auf 300 Thaler. In wenig Gegenden der Welt werden wol so viel Strümpfe gestrikt, als im Amte Kloppenburg und Meppen am Humling. Da ist kein Mensch, der nicht vom 5ten Jahre an alle Tage strikt bis an den Tod, wie es auch hier im Amte Schwaler.. rg geschieht. Sobald Feyer-Abend ist, sizen Herr und Frau und Mann und Magd und Kind beim Feuerheerd, oder im Schatten, mit dem Strikzeug in der Hand. Der Knecht strikt unterweges hinter dem Mistwagen, und so die Magd und alle Hausgenossen, wenn sie aufs Feld oder über Land gehen. Im Winter versammlen sich 20, 30 Striker in einer Stube um eine Thranlampe herum, und striken bis um Mitternacht. Sie striken 60 Paar Kinderstrümpfe, wenn der Kaufmann die Wolle dazu giebt, um einen Thaler, und spinnen auch die Wolle dazu. Die Strümpfe werden Wagenweise nach Holland gefahren, und meistens von den Matrosen auf den Schiffen gebraucht. Hier giebt es auch Hollandsgängerinnen; das sind Weibsleute, die alle Frühjahre nach Holland ziehen, nicht blos zur Heuerndte, sondern auch zum Weben. Das Zeug zu Kleidern weben hier die Bauern alle selbst aus eigener Wolle, und färben es in Moorwasser dunkelbraun.

Der Niederrheinische Kreiß ist eine vom Rheinstrome durchwässerte schöne und fruchtbare Gegend, dort leben viele Bauersleute mehr vom Weinbau, als vom Akerbau. Sie trinken auch den Wein fast so häufig, als man in Ober- und Niedersachsen Bier trinkt. Aber gemeiniglich kommt nur so saurer Wein an sie, daß die Biertrinker nicht mit ihnen tauschen würden. Sonst ist der Weinbauer in vielen Stüken schlimmer daran, als der Akerbauer. Die Arbeit im Weinberge oder Winger, wie man hier spricht, geht um Lichtmessen an, und dauert das ganze Jahr hindurch, erfordert auch eben so viele Klugheit und Ueberlegung, als der Akerbau, wenn sie Nuzen bringen soll. Und weil dabei öfter Mißjahre vorfallen; so gewinnen blos die reichen Besizer, die den Wein lange liegen lassen können. Der Mittelmann muß in schlechten Jahren dieselben Kosten daran wenden, wie in guten; muß also borgen, damit er leben kann. Kommt nun ein guter Herbst, so muß er gleich verkaufen und gewinnt wenig dabei. Die Tagelöhner stehen sich aber in Weinländern gut, weil alle Arbeiten beim Weinbau, ein Jahr wie das andere, geschehen müssen, wenn auch keine Traube an den Stöken ist.

Im Oberrheinischen Kreise liegt ein Theil der Pfalz, das ist ein Land wie ein Paradies. Da sieht man alle Arten von Klee und andern Futterkräutern. Ganze Dorfschaften futtern ihr Vieh im Stalle, und lassen keine Handbreit Land zur Trift liegen. An vielen Orten weiß man nichts von der Brache, und die Aeker tragen ein Jahr so reichlich, als das andere. Flachs und Hanf wächst ausnehmend schön; desgleichen Tabak, auch Krapp, oder Färberröthe, für welche ein schöner Thaler Geld ins Land kommt. So große und

schöne

schöne welsche Nußbäume und Kastanienbäume giebts nirgends, wie in der Pfalz, wo sie Reihenweise an den Landstraßen stehen. Zu Deßenheim an der Bergstraße giebt es Angorische Ziegen, von welchen das sogenannte Kameelgarn herkommt, und welche aus der asiatischen Türkey über 400 Meilen weit herstammen. In der Nähe von Frankfurt am Mayn ist Land zu Gartenland benuzt, wovon der Morgen, oder etwa 2 Scheffelsaat, oft zu tausend Gulden verkauft wird. Wenn ein Mann zwei Morgen solches Landes hat; so kann er sich mit seiner Familie davon ernähren. Aber dafür sind die Leute auch das ganze Jahr beschäftigt, das Land zu bessern oder zu nuzen.

Im Fuldaischen bauen die Einwohner den Boden desto fleißiger, weil er etwas mager ist. Weiber und Männer, Alt und Jung, gehen niemals müßig; sondern spinnen, wenn sie nichts anders zu thun haben. In wenig Ländern hat man sich so sehr bemüht, nüzliche Lehren und Nachrichten durch die Kalender und andere Schriften unter die Bauersleute zu bringen, und schädliche falsche Meinungen abzuschaffen. Im Hessenkasselischen, am Diemelstrom, sind die Leute arbeitsam und fleißig, aber noch nicht so erfahren und klug, ihr Land zu benuzen, wie die Franken und Pfälzer. Sie bemühen sich nicht genug, den Viehstand durch vermehrte Futterung zu verbessern, um mehr Dünger zu bekommen. Ein abscheulicher Misbrauch ist es da, daß auch die ärmsten Bauersleute alle Tage ein warmes, ungesundes Geschlampe von Kaffee mit Cichorien vermischt trinken, und eine Art von Kartoffelkuchen dazu essen, welche sehr schlecht zubereitet sind; da sie weit besser thäten, wenn sie das Kaffeegeld an Fleisch wen-

deten, und des Morgens warmes oder kaltes Bier zum Frühstük nähmen; sollte es auch nur Brodbier seyn. Die fürstliche hessische Gesellschaft des Akerbaues und der Künste, pflegt jährlich gewisse Preise an fleißige und kluge Bauern auszutheilen, die sich durch den Kleebau, durch Anpflanzungen, Bienenzucht und dergl. hervor thun, und solche Leute werden alsdenn auch in den Zeitungen andern zum Exempel gerühmt, welches im Hessendarmstädtischen, so wie auch hier in der Grafschaft Lippe geschiehet. Im Naßau-Usingischen wird der Bauernstand so werth geachtet, daß der Fürst im Jahr 1780 eine Summe von 30 tausend Gulden zur Stiftung einer Schule für Schulmeister verwendet hat, wie denn auch der verstorbene lippische Landesherr jährlich an tausend Thaler dazu ausgesezt hat, die auch noch jezt darauf verwendet werden. Im Fürstenthum Nassau Siegen, welches dem Prinzen von Oranien und Erbstatthalter von Holland gehört, liegt das Dorf Helberhausen. Daselbst fiengen vor 100 Jahren etliche junge Bauersburschen an, zum Zeitvertreibe beim Viehhüten aus trokenem Ahornholze Eßlöffel zu schnizen. Nach und nach lernten sie diese so fein machen, daß sich Liebhaber dazu fanden, die sie kauften. Die Löffel kamen in die Welt hinein, und gefielen den Leuten immer mehr, so daß die Zahl der Löffelmacher allmälig bis auf 80 gestiegen ist. Diese machen aus einer Karre Holz, die einen Gulden kostet, 2000 Löffel, das Stük für einen Pfennig, und im Ganzen geben sie das hundert für 16 Mariengroschen. Sie bringen also aus einem Gulden Holz sechszehen Gulden heraus. Ein Arbeiter macht täglich ein Schok Löffel und drüber, verdient also fast einen halben

Gul-

Gulden. Jährlich machen sie tausend mal tausend, oder eine Million Löffel, und ziehen dafür 8000 Gulden fremdes Geld ins Land.

Was man in Ober- und Niedersachsen und anderwärts von den Schwaben zu sagen pflegt: daß sie erst im 40sten Jahre klug werden, ist eine abscheuliche Lüge. Die Schwaben sind ein ehrliches und gutherziges Volk, und nicht dümmer als andere. Es giebt unter ihnen auch eben so viel gelehrte, kluge und geschickte Leute, als anderwärts. In der Landwirthschaft übertreffen sogar manche schwäbische Gegenden viele Ober- und Niedersächsische; und die meisten Dörfer in Niederschwaben sehen gegen viele Ober- und Niedersächsische Dörfer wie Städte aus, und die Bauernhäuser, wie Paläste gegen Hütten. Die Verbesserung der Feldwirthschaft durch den Kleebau ist fast in ganz Schwaben schon im Gange. Die Schwaben sind auch geschickt in vielen künstlichen Arbeiten; wie denn auf dem Schwarzwalde jährlich für mehr als 50 tausend Thaler hölzerne Uhren von Bauern verfertiget werden *). Hat ja doch ein Pastor in Schwaben eine Maschine erfunden, wie eine Uhr, an der sich Sonne, Mond

*) Diese Nachrichten sind größtentheils aus dem Noth und Hülfsbüchlein, das viele unter den Landleuten schon kennen. Jeder Bürger und Landmann sollte sich aber das Buch anschaffen, weil es Anweisung giebt, wie man sich in allen Fällen, die nur vorkommen, verhalten soll. Es ist nie ein so gutes Buch für Landleute geschrieben worden. Dabei kostet es nur 6 Mariengroschen, obgleich über 40 Bilder darinnen sind.

und Sterne von selbst bewegen, wie am Himmel. Der muß doch wol Verstand gehabt haben, ob er gleich ein Schwabe war!

Deutschland, so groß es ist, macht aber doch nicht die ganze Erde aus. Ihr könnt Euch davon schon von so manchen in Euren Dörfern erzälen lassen, die mit Linnen in entfernte Länder zum Verkauf gewesen sind. Sie können Euch erzälen, wie man ganz andere Sprachen reden hört, wenn man in andere Länder kommt; wie man auch ganz verschiedene Sitten und Gewohnheiten von den Einwohnern siehet. Sie können Euch erzälen, wie auch in der Landesregierung manches anders ist, wie hier. Das Land, welches Deutschland am nächsten liegt, nach der Gegend hin, wo die Sonne untergeht, und das Euch mit am bekanntesten ist, heißt die Niederlande, oder Holland. Es ist nur 60 Meilen lang, und 45 Meilen breit; aber auf diesem Raum wohnen 2 Millionen und fünf mal hundert tausend Menschen, die größtentheils sehr wolhabend sind, und andern Völkern noch so viel vorschießen können, daß sie jährlich 25 Millionen Gulden Interesse von ihnen ziehen. Das Alles haben sich die Holländer durch ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit erworben, obgleich das Land nicht sehr fruchtbar, sondern an einigen Orten sumpfig und morastig, an andern aber sandig und dürre ist. Der Einzige Reichthum des Landes besteht in der Viehzucht, und besonders Rindviehzucht, daher auch holländische Butter und holländischer Käse so sehr geliebt wird. Es giebt wol kein Volk, das so reinlich wäre, als die Holländer. Dadurch und durch ihre Mäßigkeit erhalten sie sich auch gesund. Es reisen jährlich so viele hundert hier aus dem Lande dorthin, um Arbeiten bei den

dor-

dortigen Einwohnern zu bekommen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß mancher Thaler Geld von dorther mit zurükgebracht wird. Aber Mancher bringt auch einen siechen, kränklichen Leib von dorther mit zurük. Das kommt daher, weil das Land so niedrig liegt, und dort eine feuchte, ungesunde Luft ist. Durch breite hohe Dämme wird das Meer nur abgehalten, daß es nicht über das Land sich ergießt. Bräche ein solcher Damm einmal ganz durch, so müßten die Einwohner einer ganzen Provinz ertrinken. Die Einwohner dieses Landes, die dort hinkommen, werden größtentheils zum Wiesenmähen gebraucht. Aus Sparsamkeit, um kein Quartier zu bezalen, bleiben sie wol des Nachts auch auf den feuchten Wiesen liegen. Sie spüren zwar nicht gleich etwas Uebles davon, aber wenn sie zurük nach Haus gekommen sind, schwellen ihnen wol die Füße; und wenn sie dies nicht achten, und doch wieder hinreisen, auch wieder auf den feuchten Wiesen schlafen; so bekommen sie die Wassersucht, woran darum so viele Menschen hier im Lande sterben. Die Ziegelbrennerarbeiten in Ostfriesland, das noch zum Westphälischen Kreis gehört, wohin auch so viele Einwohner sich hinbegeben, sind der Gesundheit so nachtheilig nicht. Jeder thäte indessen recht wol, wenn er sich vorher genau erkundigte, was er zur Erhaltung seiner Gesundheit thun müsse, wenn er in fremde Länder reisete. Noch besser aber ist es, wenn er nur das Gute nachahmt, was er in fremden Ländern sieht, von den Holländern also Reinlichkeit und Mäßigkeit lernt, aber nicht die üblen Sitten und Gewohnheiten annimmt, die er dort findet. Von Holland, aus nach Mitternacht hin liegt ein Land mitten im Wasser, man nennt es darum eine Insel. Die Einwohner desselben

sind auch äußerst fleißige und daher reiche Leute. Man nennt es England und Schottland. Beide Länder zusammen sind etwa 140 Meilen lang und 60 Meilen breit; England allein aber ist etwa den vierten Theil so gros, als Deutschland. In England wohnen 8 Millionen, und in Schottland Eine Million und dreimal hundert tausend Menschen. England bringt hauptschächlich schöne Pferde, die besten Schafe, und auch recht gutes Rindvieh hervor, darum auch die englische Wolle und englischer Käse sehr geschäzt wird. Zinn und Steinkolen werden in England gegraben, und leztere sind ganz nöthig, weil man dort wenig Holz hat. So ersezt Gott jedem Lande seinen Mangel auf eine andere Art. Der Akerbau ist in England treflich im Stande, und das kommt hauptsächlich daher, weil dort sehr viele Futterkräuter gebauet werden, der Landmann also viel Vieh hält, und gut düngen kann. Ein Landwirth hat dort alle seine Grundstüke beisammen, wie es auch an den meisten Orten hier im Lande, und für den Landbau sehr gut ist. Er schließt sie mit Gräben und Wällen, oder mit lebendigen Zäunen ein, und nun kann er sie wie einen Garten nuzen, also darauf bauen, was er will; Küchengewächse, Handelspflanzen u. s. w., ohne daß er von übelgesinnten Nachbarn oder von Beschädigung zahmer und wilder Thiere etwas zu fürchten hat. Selbst gegen kalte Winde, und überhaupt gegen Frost und Hize sind sie dadurch besser gedekt, als in offenen Feldern. Hiezu kommt noch, daß er das Holz von den lebendigen Zäunen jährlich nuzen kann; denn ein etwas beträchtliches Akergut ist gewöhnlich in zwölf große Viereke abgetheilt, und jedes Vierek mit einer besondern Befriedigung versehen. Alle zwölf Jahre wird eine von diesen

Be-

Befriedigungen umgehauen, und er hat also in jedem Jahr genugsame Winterfeuerung. Die besondere Eintheilung des Gutes ist diese: Die Hälfte, auch wol zweidrittel desselben werden zum Anbau der Futterkräuter, oder zur Anlegung künstlicher Wiesen bestimmt. Das ist der wahre Vortheil in der englischen Landwirthschaft; denn nun kann mehr Vieh gehalten, also besser gedüngt werden; und die Engländer haben es dadurch so weit gebracht, daß man auf solchen Aekern den schönsten Waizen bauen kann, die man sonst für unfruchtbar hielt. Das Uebrige bleibt Akerfeld. Brache findet niemals statt. Alle 3 bis 6 Jahre wird mit Getraide und Futterbau abgewechselt, so daß ein Aker 3 bis 6 Jahr Fruchtfeld, und nachher eben so lange eine Wiese ist. Dreijährige Wiesen besäet man mit Luzerne und Esparsette. Das Akerfeld trägt wechselsweise Winter- und Sommergetraide, Rüben, Hülsenfrüchte und dergleichen. Ueberhaupt säet man selten über drei Jahre hintereinander Getraide, sondern man wechselt mit solchen Früchten, und säet auch wol Klee darunter. Alle dergleichen Felder werden jährlich oder doch im dritten Jahre gedüngt, vorm Winter gestürzt, tüchtig geakert, und im lezten Jahre, da sie Getraide tragen, säet man Klee unter das Getraide. — Im ersten Jahre nach dem Umbrechen bauet man meistens Hülsenfrüchte oder Kartoffeln, Rüben, Tobak, Mohn u. s. w. Die künstlichen Wiesen düngt man alle drei Jahre, mäht sie ab zu grünem oder dürrem Futter, und läßt auch zuweilen abwechselnd das Vieh darinn weiden, welches in diesen Umzäunungen keinen Hirten braucht. Doch zieht man die Stallfütterung der Weide vor, und hält so viel Vieh, daß alles auf dem Gute wachsende Futter jauchl verzehrt wird. Schaafe

und Schweine futtert man mit Klee. Zum Zugvieh werden vorzüglich Ochsen und starke Stuten genommen. Durch diese Art das Land zu bauen, haben es die Engländer so weit gebracht, daß alle ordentliche Landleute recht reichlich leben können, ob sie gleich weit mehr Abgaben, als in den hiesigen Gegenden bezalen müssen. In Schottland wird viel Blei aus der Erde gegraben, und an der Küste oder am Ufer des Meers wird eine unzälbare Menge Fische, besonders Heringe, gefangen. England und Schottland zusammen heißen Grosbrittanien. Gleich neben diesen Inseln liegt noch eine andere, welche Irrland heißt, und mit zu jenen gehört. Sie ist 60 Meilen lang und ohngefähr 45 breit, und es wohnen etwa 2 Millionen und fünf mal hundert tausend Menschen darauf. Sie hat treffliche Weiden, und ihr Hauptreichthum besteht in der Viehzucht. Darum wird auch die Menge Butter, eingesalzenes Fleisch und Häute außer dem Lande verkauft, wofür sich die Einwohner wieder andere nöthige Sachen kaufen, wie die Lipper für ihr Linnen, das sie verkaufen. Ueber alle drei Inseln ist der König von England Herr, dem auch die benachbarten Hannöverschen Lande gehören. Weiter gegen Morgen von diesen Inseln und an der Seite, uns Deutschen aber nach Mitternacht zu, liegt das Königreich Dännemark und Norwegen, das zusammen gehört, und von Einem Könige regiert wird. Beide Länder sind größer als halb Deutschland, es wohnen aber in Dännemark nur Eine Million und hundert fünf und zwanzig tausend Menschen, in Norwegen hingegen, das doch 250 Meilen lang, und von 5 bis 60 Meilen breit ist, gar nur sieben hundert fünf und zwanzig tausend Menschen.

Akerbau und Viehzucht ernährt die Bewohner von Dännemark; es bringt sehr schöne und dauerhafte Pferde, und schwehre fette Ochsen hervor. Die Bewohner von Norwegen ernähren sich von dem Verkauf ihres überflüßigen Holzes, von Kupfer- und Eisenbergwerken, und von der Fischerei. An manchen Orten müssen sie sich aber auch elend behelfen, und sie baken sich aus der innern Rinde der Fichtenbäume Brod, haben es also lange nicht so gut, als wir. Zu Norwegen gehört noch eine Insel, die Island heißt, und durch ihre feuerspeienden Berge und ihre warmen Quellen merkwürdig ist. Der Hekla und alle übrigen Berge von dieser Art sind das ganze Jahr durch mit Schnee bedekt. Eine der warmen Quellen heißt der Gayser, und sprüzt mit großem Krachen alle Tage Einigemal siedend heißes Wasser 60 bis 70 Klafter hoch in die Luft, in so großer Menge, daß es rund umher in warmen Bächen fließt. Nicht weit von diesem Reiche liegt ein anderes, das Schweden heißt, und über 200 Meilen lang, und 160 Meilen breit, also um den zehenten Theil größer als Deutschland ist. Es wohnen etwa 2 Millionen und neunhundert tausend Menschen darinnen, die sich zum Theil vom Akerbau und der Viehzucht, größtentheils aber vom Holzverkauf, von Eisen- und Kupferbergwerken und von der Fischerei ernähren. In einem Theile dieses Landes, der Lappland heißt, ist Brod von zerstoßener Fichtenrinde ganz gewöhnlich, und die Leute leben doch zufrieden, bezalen auch ihre Abgaben gerne. An Schweden nach Morgen hin gränzt ein ungeheuer großes Reich, das Rußland heißt, und von einem Kaiser, jezt aber von einer Kaiserin regiert wird. Es liegt nicht blos in unserm Welttheile, in Europa,

sondern es erstrekt sich durch ganz Asien durch, bis nach Amerika hin. Er ist mehr als 5 mal größer wie Deutschland, fast noch Einmal so gros als ganz Europa, und nimmt den 10ten Theil alles Landes auf dem Erdboden ein. Allein ganze ungeheure Streken von mehr als 100 Meilen liegen oft unbewohnt und wüste, und es wird nur von 24 Millionen Menschen bewohnt. Man kann leicht denken, daß ein so großes Land Alles hervorbringt; das Merkwürdigste für uns aber ist der Leinsaamen, der aus Riga, der Hauptstadt von Liefland, das zu diesem Reiche gehört, zu uns gebracht wird. Es ist indeß jezt bekannt, daß er an sich gar nicht besser als unser hiesiger Leinsaamen ist, sondern daß ihn die Liefländer recht reif werden lassen, und ihn dann 6 bis 7 Jahre hinlegen. Dadurch bekommt er die Güte. — Wenn Jemand in jener Gegend anfängt, Flachs zu bauen, so kauft er zur Aussaat recht guten Saamen, der rein, braunroth, glänzend, glatt und lang ist, auch leicht durch die Finger läuft, wenn man eine Handvoll nimmt. Diesen Saamen säet er das Erste Jahr, und sucht von dem eingeerndteten den besten zur Saat aus. Von diesem nimmt er aber nur die Hälfte, und läßt die andere Hälfte ruhen. So fährt er 3 bis 4 Jahre fort, und legt immer die Hälfte des Saamens zurük. Nach diesen 3, 4 Jahren fängt er mit dem Saamen an, der im ersten Jahre genommen worden, theilt ihn abermals in zwei Theile, und läßt die Eine noch 3, 4 Jahre liegen. So kommt man dort zu 6, 7 jährigem Saamen, der dann die Güte des Rigaischen Saamens erhalten hat. Rußland gegen Morgen liegt die Türkei, deren Herr der Grossultan oder Oberkönig ist, aber noch viele Länder in Asien und in Afrika besizt. Diese Länder

mit-

mitgerechnet, ist das Türkische Reich mehr als viermal so gros wie Deutschland, und es wohnen wol 49 Millionen Menschen darinnen. Wir bekommen aus diesem Reiche die meiste Baumwolle, von der so viele Kattune und Zeuge verfertigt werden. Egypten, von dem in der Bibel so viel erzält wird, und Palästina, oder das Land Kanaan, wo die Juden so lange wohnten, gehören jezt dem Grosultan. Auf dem Plaz, wo ehemals Jerusalem gestanden hat, steht noch jezt ein kleines Städtgen, in dem viele Juden wohnen; aber an dem Ort, wo ehemals der Tempel gestanden hat, steht jezt die größte Türkische Kirche. Deutschland gegen Morgen liegt Polen, ein Königreich, das 150 Meilen lang und 140 Meilen breit, also nur um den sechsten Theil kleiner wie Deutschland, und so gros wie Frankreich ist, und von 8 Millionen und fünfmaal hundert tausend Menschen bewohnt wird. Es bringt sehr viel Korn hervor, und in manchen theuren Jahren ist Roggen von daher zu uns gebracht worden, auch ist die Viehzucht treflich. Und es nähren sich viele tausend Menschen von der Bienenzucht, von der sich auch in unseren Gegenden viele nähren könnten, wenn sie rechten Fleiß darauf wendeten. Das Königreich Ungarn, das etwa 90 bis 100 Meilen lang, und höchstens 70 Meilen breit ist, und von 3 Millionen und hundert und siebenzig tausend Manschen bewohnt wird, ist ein sehr fruchtbares Land, trägt besonders viel Waizen und Hafer, auch wächset an manchen Orten das Gras über Manns hoch. Die Ungarn mißbrauchen aber oft diesen Ueberfluß, und leben unmäßig, wovon sie denn krank werden. Ein bösartiges Fieber, das dort sehr gewöhnlich ist, nennt man die Ungarische Krankheit.

Die armen Leute in Schweden und Norwegen sind weit gesünder, weil sie mäßiger leben. Italien mit den an demselben liegenden Inseln, liegt uns Deutschen nach Mittag hin. Es ist mit den Inseln, die das Land umgeben, nicht einmal halb so gros, als Deutschland, wird aber wegen seiner großen Fruchtbarkeit von 16 Millionen, zwei hundert und funfzig tausend Menschen bewohnt. Doch ist Ein Theil dieses Landes, nemlich Savoyen, so unfruchtbar und arm, wie wenige bewohnte Länder in der Welt. Blos durch Fleiß und Geschiklichkeit der Einwohner, bewahren sie sich vor Hungersnoth. Die Kinder gehen schon im 8, 9 Jahre in fremde Länder, wandern mit Gukkasten und Murmelthieren herum, sind Schornsteinfeger, Schuhpuzer ꝛc.; und gehen in ihr Land zurük, wenn sie sich etwas erworben haben. Es giebt zwei Berge in diesem Lande, die Feuer ausspeien, und oft große Verwüstungen anrichten. Erdbeben sind in der Nähe dieses Berges etwas ganz gewöhnliches. Bisweilen sind diese aber so heftig, daß ganze Gegenden davon verschüttet werden, wie noch im Jahr 1783 geschah. Auch liegt in diesem Lande die Stadt Rom, an deren christliche Einwohner einst Paulus einen Brief schrieb, den wir noch in unserer Bibel haben; hier wohnt das Oberhaupt der ganzen katholischen Christenheit, den man Pabst nennt. Zwischen Italien und Deutschland liegt die Schweiz, die etwa den zwölften Theil so gros als Deutschland ist, und in der 2 Millionen Menschen wohnen. Sie hat besonders gute Viehzucht, und die Schweizerkäse sind überall berühmt. Ihre Einwohner sind glüklich, weil sie friedlich, treu und fleißig sind. So steht es aber jezt nicht in Frankreich, das uns Deutschen gegen Abend liegt.

Lange

Lange waren die Landleute hart gedrükt worden; und sie mußten so viele Abgaben geben, daß in vielen Dörfern oft kein Mensch mehr ein Paar Schuhe anzuziehen hatte, und daß sie manchmal Brod von Hanfsaamen essen mußten, das sehr schädlich ist. Endlich wurden sie aufgewiegelt, sie solten das nicht länger mehr mit ansehen; sie widersezten sich ihrer Obrigkeit, und es wurden viele tausend Menschen dabei ermordet. Freilich wurde nun ihr König abgesezt, und jede Gegend schikt einen Mann in die Hauptstadt zu der Volksversammlung, der für sie sprechen muß. Diese Volksversammlung hat zu befehlen, wie sonst der König. Aber jezt will in dieser Versammlung Jeder regieren; es giebt darüber lauter Streit und Zank. Oft ist in manchen Gegenden Niemand am Tage seines Lebens sicher. Wir wollen Gott danken, daß wir in einem Lande leben, wo Keiner so gedrükt wird, und daß wir in Deutschland wohnen, wo sich Jeder bei den Reichsgerichten beschweren kann, wenn ihm Unrecht geschehen sollte. So haben wir auch kein solches Unglük zu befürchten, wie jezt Eins in Frankreich ist. An Frankreich gränzt von einer Seite das Königreich Spanien, das über 130 Meilen lang, und etwa 120 Meilen breit, also ohngefähr den vierten Theil kleiner als Deutschland ist. Es leben etwa 10 Millionen und fünf hundert tausend Menschen darinnen. Die Schaafzucht ist dort in dem besten Zustand, und liefert die feinste Wolle, die man hat; auch hat das Land einen Ueberfluß an dem besten Obst, und besonders an Baumöl, das aus der Frucht des Oelbaums ausgepreßt wird, und womit die Spanier ihre Speisen statt der Butter schmelzen. Es wird viel Leinwand aus Deutschland, und auch aus Bielefeld in dies Land verkauft. Die

Eins

Einwohner könnten weit reicher seyn, wenn sie fleißiger wären. Dicht an Spanien gegen Abend gränzt das Königreich Portugall, das etwa 75 Meilen lang und 30 Meilen breit, also ohngefähr den siebenten Theil so gros als Deutschland ist. Es wohnen, wie man rechnet, 2 Millionen drei hundert und sechzig tausend Menschen darinnen. Das Land bringt viel Wein, Obst und besonders Baumöl, auch könnte die Schaafzucht recht gut seyn aber die Einwohner sind auch zu träge, um ihre guten Weiden recht zu benuzen. Im Jahr 1755 betraf die Hauptstadt dieses Landes, Lisbon oder Lissabon, das Unglük, daß sie durch ein schrekliches Erdbeben fast ganz in einen Steinhaufen verwandelt wurde. Sie ist aber doch jezt wieder aufgebauet. Alle diese genannten Königreiche und Länder machen einen Welttheil, Europa, aus. Dieser ist zwar der kleinste, hat aber nach seiner Größe doch die meisten und geschikteten Menschen. Außer diesem giebt es noch 4 Welttheile. Europa gegen Morgen liegt Asien, das 1300 Meilen lang und fast eben so breit ist. Ein Land, wie Deutschland, könnte 58 mal darinne stehen. In diesem Welttheile liegt das Land Kanaan, worin die Juden einst wohnten, von welchen uns auch in der Bibel so viel erzält wird; auch das rothe Meer, oder der arabische Meerbusen ist hier, durch den die Israeliten giengen. An dem äußersten Ende dieses Welttheils liegt Ostindien, von dem manchmal geredet wird, und woher wir viel Kaffee, Zuker und Gewürze bekommen. Der Welttheil Afrika, der Europa gegen Mittag liegt, ist 1000 Meilen lang und 900 breit; 44 Länder, so groß wie Deutschland, hätten also in Afrika Plaz; dazu gehört das Königreich Egypten, wovon ihr in der Bibel noch so viel leset. Wegen

erschrek-

erschrecklicher Sonnenhize und vielem Sand können manche Gegenden dieses Welttheils gar nicht bewohnt werden. Auch halten viele wilde Thiere, Löwen, Tiger u. d. gl sich darin auf. In diesem Welttheile wohnen auch die sogenannten Negern oder schwarze Mohren, von denen mehr als hunderttausend jährlich an die Engländer, Holländer und andere Christliche Völker wie das Vieh verkauft, auf Schiffe, fast so dicht wie Heringe, aufeinander gepakt und dahin gebracht werden, wo der Zuker und Kaffee gebaut wird. Dort müssen sie bei der schlechtesten Nahrung wie das Vieh arbeiten, und bei dem geringsten Fehler werden sie ganz unmenschlich gepeitschet, oft auch getödtet. Anfangs waren diese unglükliche Menschen Kriegsgefangene: aber, weil die Leute in Afrika gerne von den Waaren der Englischen und Holländischen Kaufleute haben mochten; so verkaufen jezt Fürsten ihre Unterthanen, ja sogar Eltern ihre Kinder. Doch, es ist zu hoffen, daß dieser unchristliche, unmenschliche Handel bald ganz aufhören wird. Es sind jezt erst 300 Jahre verflossen, seit man weiß, daß es auser diesen 3 Welttheilen auch noch anderes von Menschen bewohntes und bebautes Land gäbe. Vor dieser Zeit glaubte man, es wäre schon alles bewohnte Land der Erde bekannt. Christoph Colom oder Columbus hieß der kluge, in der Schiffkunst erfahrne Mann, der es zuerst mit Gewisheit behauptete, es müsse noch mehreres Land geben. Er wurde von vielen verspottet und ausgelacht; aber er blieb steif und fest dabei, es müsse über dem großen Meer noch ein Land seyn, weil vorzüglich der Wind, der von Abend her über das Meer komme, so sey, als wenn er vom Lande komme. Endlich glükte es ihm doch, daß ihm ein Schif anvertraut wurde. Mit diesem

und mit vielen Seesoldaten reisete er ab; lange segelte er in dem weiten Meer herum, und entdekte kein Land. Der Vorrath vom Essen war verzehrt; es trat eine Hungersnoth auf dem Schiffe ein. Zu trinken hatten sie auch nichts mehr; denn Seewasser kann man wegen des Salzes nicht trinken. Er war einigemal in Gefahr, von seinen eigenen Leuten ermordet zu werden. Indeß siegte seine Entschlossenheit jedesmal. Er bestimmte von einer Zeit zur andern nur Tage, die sie noch warten wollten. Ehe die zulezt bestimmten Tage verflossen waren, kamen sie würklich an Land. Man nennt dies Land jezt Amerika, weil der Mann, der zunächst nach Columbus dorthin reisete, Amerikus Vesputius hies; man sollte es aber eigentlich Columbia nennen. Nun wurden bald mehrere Schiffe aus Spanien und Portugall dahin geschikt: aber die Spanier und Portugiesen giengen anfangs grausam mit den Einwohnern um; behandelten sie nicht, als wenn sie Menschen, sondern als wenn es Thiere wären; da sie doch hin und wieder mit großer Freundlichkeit von ihnen empfangen wurden. Es haben sich seit der Zeit viele aus Europa dorthin begeben und sich angebaut, und die alten Landeseinwohner haben sich größtentheils in die großen Wälder des Landes geflüchtet. Amerika kennen wir jezt noch nicht ganz; aber so weit man es kennt, ist es mehr als 60 mal so gros wie Deutschland. Aus Amerika haben wir die Kartoffeln und den Tabak bekommen, auch ist sehr viel Silber und Gold schon aus Amerika nach Europa gebracht worden, und noch viele andere Waaren, Kaffee, Zuker u. d. gl. kommen von dorther zu uns. Seit jenen Zeiten ist die Begierde noch immer geblieben, mehrere Länder zu entdeken. Die Engländer haben es sich beson-

ders

ders viel kosten lassen. Vor ohngefähr 20 Jahren glükte es auch einem Mann, Namens Cook, noch viel unbekannte Länder zu entdeken. Diese machen den fünften Welttheil aus, der Australien oder Südländer heißt. Wir wissen von diesem Lande und dessen Einwohnern noch nicht viel mehr, als uns dieser erste Entdeker davon erzält hat. Er beschreibt die Einwohner einiger Gegenden als gutgeartete freundschaftliche Menschen. Hingegen in andern Gegenden soll es auch recht wilde Unmenschen geben, die nur Gefallen an Krieg und Blutvergießen haben, und die Menschen auffressen, die sie gefangen bekommen. Nun diese Länder entdekt sind, wird man aber wol keine große Länder mehr entdeken, aber desto mehr wird der Mensch zu entdeken haben, wenn er einmal den unzälbaren Sternen näher kömmt, von denen Jeder größer als unsere Erde ist, die ja wol auch nicht leer sind, sondern ihre Bewohner haben. Schon jezt, wenn man an einem heitern Abend die vielen schönen Sterne sieht, denkt man wol an das, was Jesus sagt: „In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen;" und dann werden wir uns ja wol noch mehr darüber freuen, und sagen: Herr wie sind deine Werke so gros und viel!

Neunter Abschnitt.

Etwas vom Kalender.

Fast in jeder Familie schaft man sich auf Neujahr einen Kalender an, wovon also auch Jedem etwas zu wissen nötig ist. Ihr wißt Alle, daß er dazu dienen soll, die Tage eines jeden Monats durchs ganze Jahr mit beygefügten Wochentagen zu bezeichnen, und die Festtage durchs ganze Jahr an ihren bestimmten Tagen anzugeben. Zugleich bestimmt er die vornehmsten Veränderungen vorher, die sich an der Sonne und am Monde zutragen sollen. Ehemals enthielt dieser Kalender sehr viel Thörichtes, das mit Recht seit ein Paar Jahren aus dem Kalender dieses Landes völlig weggelassen worden ist. Thöricht war es nemlich, durch Zeichen zu bemerken, an welchem Tage gut Säen, gut Holzfällen, gut Haarabschneiden, gut Aderlassen, gut Purgieren u. d. gl. sey. Ihr begreift leicht, daß es schlechterdings unmöglich ist, dieß angeben zu wollen. Die meisten unter Euch fanden es auch recht vernünftig, daß dies weggelassen würde. Nur Wenige sehnten sich

nach

nach einem Kalender, worin sie noch jene Possen fänden. Ist ja aber ein solches Tagewählen schon dem jüdischen Volk 3 B. Mos. 19, 26. und 5 B. Mos. 18, 10. ausdrüklich verboten worden. Eben so thöricht war es, bei jedem Monat bestimmen zu wollen, wie der Knabe oder das Mädchen gesinnt seyn, und wie es ihm gehen würde, welches in dem Monat gebohren worden. Wenn Ihr noch solche Kalender habt; so sehet auch nur einmal nach dem Geburtsmonat eines Eurer Bekannten, dessen Schiksale und Gesinnungen Ihr wißt, und Ihr werdet bald finden, wie schlecht die Prophezeihung zutrift. Die Gesinnungen und Schiksale des Menschen hängen viel von seiner Erziehung, von seinem Fleiß in der Jugend, aber gar nicht von den Monaten ab, worin Er geboren worden. Es ist dies darum auch mit Recht ganz aus dem Kalender weggelassen. Eben so wenig dürfet Ihr Euch auf die Bestimmung der Witterung verlassen, die Ihr bei jeder Woche angegeben findet. Dieß ist blos noch aus Nachsicht gegen die Schwachheit Einiger stehen geblieben, die aus Unwissenheit sich einbilden, daß diejenigen, die den Lauf der Gestirne berechnen, auch die Witterung vorausbestimmen könnten. Kein Sternkundiger hat sich je dessen gerühmt. Wenn Ihr recht darauf achten wollt; so werdet Ihr auch bald finden, wie oft es in einem Einzigen Jahre fehlt. Wenn es aber oft eintrift, was bei einer Woche steht, so komms dieß gar nicht davon her, daß man es vorher gesehen, daß es solch Wetter geben müsse; sondern es ist ganz unbestimmt eine Witterung angegeben worden, wie sie in der Jahrszeit gewöhnlich wol zu seyn pflegt. Z. B. Im Januar heißt es: der neue Mond bringt Frost und Schnee. Etwas Aehnliches steht den ganzen Januar hindurch. Nun trift es sich

in diesem Monat ja wol leicht, daß es an einem Tage friert oder Schneewetter ist. Oder im Junius und Julius heißt es eben so unbestimmt: warmes Wetter, trokenes Wetter, Sonnenschein, Gewitterluft. In diesen Monaten trift es sich nun eben so leicht, daß es Tage giebt, die solche Witterung haben, als im Kalender angegeben worden. Ihr möchtet freilich beim Säen, oder in der Heu- und Kornerndte vorher wissen, welche Witterung es am folgenden Tage gebe. Dies könnt Ihr aber besser als aus dem Kalender erfahren, wenn Ihr einen Laubfrosch in ein grosses Glas Wasser sezt, worin oben ein Kreuzholz ist. Bleibt das Wetter am folgenden Tage gut, so sizt der Laubfrosch auf diesem Kreuzholz. Will es aber schlimm Wetter werden, so begiebt er sich unten ins Glas. Oder noch besser erfahrt Ihr es, wenn Ihr Euch einen Barometer, ein sogenanntes Wetterglas, anschaft, wie schon so viele hier im Lande gethan haben. Steigt das Quekfilber in die Röhre, so wird es gut Wetter; fällt es, so wird es schlechtes Wetter. Nur kann man sich nicht darauf verlassen, wenn der Wind aus Nordwesten bläset; denn alsdann giebt es eher schlechtes Wetter, wenn das Quekfilber steigt, und gutes Wetter, wenn es fällt. Durch die schwerere oder leichtere Luft wird dies Steigen und Fallen des Quekfilbers hervorgebracht. Man muß darum den Barometer auch dahin hängen, wo leicht die äußere Luft auf ihn wirken kann, etwa ans Fenster *). Die Zeichen, die Ihr hinter jedem Tage angemerkt findet, z. B. das Bild eines

*) Von Meyer Cord in Heidelbeck im Amt Vorenholz hat man bis jezt ums einen billigen Preis einen Barometer bekommen können.

eines Löwen, einer Jungfrau, einer Wage, eines Skorpion, Schüz u. d. gl. wollen auch gar nichts sagen. Der Kalender verlöre nichts an seinem wahren Wehrt, wenn sie auch alle wegblieben. Ihr findet dagegen hinten im Kalender bei dem Prognosticon oder bei der Beschreibung der Witterung sämmtlicher vier Jahrszeiten angegeben: die Sonne tritt in den Widder, in den Krebs, in die Wage u. d. gl. Solcher Zeichen hat man zwölf, wie Ihr sie auf eben diesem Blatt des Kalenders benennt und abgezeichnet findet. Jeder Monat hat sein eigenes Zeichen. Dies kommt daher: Wer täglich auf den Stand der Sonne am Himmel Acht giebt, wird gewahr, daß sie täglich sowol beim Aufgang und Niedergang als auch im Mittag einen andern Punkt am Himmel berührt; bis sie in Einem Jahr wieder an denselben Ort beim Aufgang, Untergang und am Mittag kommt, wo sie vor Einem Jahr gewesen. Die Bahn, die sie in Einem Jahr macht, wird die Sonnenbahn genannt. Diesen Kreis hat man schon vor Alters in 12 Theile eingetheilt; und diese führen den Namen jener himmlischen Zeichen. Diese Zeichen haben die Alten mit den Namen verschiedener Thiere u. d. gl. belegt, womit man sich zu der Zeit am meisten beschäftigte, da die Sonne in einem dieser Zeichen stand. Wenn man sich in seinem Dorf bemerkt hat, welchen Stand die Sonne im Frühling, Sommer, Herbst und Winter beim Auf- und Untergang und am Mittag hat; so kommt es auf alle diese Namen nicht an. Man sagt dann: die Sonne geht hinter jenem Berge auf, und hinter jener Eiche unter. So versteht man es gleich. Weil die Erde Einmal so geschwind wie das Anderemal um die Sonne geht, und weil man genau den Punkt weiß, wo sie in einer gewissen Jahrszeit auf- oder un-

tergehen wird; so kann man auch genau den Sonnenaufgang und Untergang berechnen, wie man es bei jeder Woche im Kalender findet.

Der Hauptzweck des Kalenders, worüber er Euch mit untrüglicher Wahrheit unterrichtet, ist die Eintheilung der Zeit. Der Aufgang der Sonne bis wieder zu demselben macht vom Jahr die Abtheilung eines Tages. Zu den kleinen Abschnitten eines Tages in Stunden und Minuten bediente man sich Anfangs eines Gefäßes voll Wassers oder Sandes, das in einer bestimmten Zeit ausfloß; bis man endlich zu den künstlichen Erfindungen von größern und kleinern Uhren kam. Das Jahr enthält nun 365 Tage 5 Stunden und 49 Minuten. Weil in jedem Jahr 5 Stunden 49 Minuten übrig bleiben; so macht dies nach 4 Jahren wieder einen vollen Tag weniger 44 Minuten. Das Jahr, in welchem ein solcher Tag mitgezählt wird, nennt man ein Schaltjahr. Ein solches Jahr hat also 366 Tage. Man kann sich nicht leicht irren, wenn ein Schaltjahr seyn muß. So bald nemlich die Zahl eines Jahrs, durch 4 dividirt, sich aufhebt, ist es ein Schaltjahr. Bleibt eine Zahl übrig; so zeigt diese an, wie lange Zeit es schon hin sey, daß wir ein Schaltjahr gehabt haben. Z. B.

4 — 1792 | 448
1 | 448

Hier bleibt die Zahl 1 übrig. Im Jahr 1792 hatten wir also ein Schaltjahr gehabt. Die wenigen Minuten, die alle 4 Jahr zu viel genommen sind, werden gesammlet, bis sie einen ganzen Tag betragen. Dann wird der Schalttag in einem Schaltjahr ausgelassen, welches etwa alle 130 Jahr geschieht. Der Mond mit seinen Veränderungen hat zuerst die Veranlassung zu der Abtheilung des Jahrs in Monate gegeben. In 28 Ta-

gen

gen dreht sich dieser dunkle Himmelskörper um unsere Erde. Wir haben also im Jahr 13 Monatswechsel. Indes hat man nur 12 Monate angenommen, denen größtentheils noch die lateinischen Namen beygelegt werden. Der Mond hat für sich kein Licht, sondern bekommt solches von der Sonne. Mit unserer Erde bewegt er sich um die Sonne, daher man ihn auch den Begleiter der Erde zu nennen pflegt. Er ist 50 mal kleiner als unsere Erde. Weil er aber nur 50 tausend Meilen von uns entfernt ist, so kommt er uns so gros vor. Kehrt er uns die dunkle Seite zu, so nennen wir es den Neumond. Erblicken wir die Hälfte der erleuchteten Seite zur rechten Hand; so ist es das erste Viertel und zunehmender Mond. Erscheint uns die ganze erleuchtete Seite, so ist es Vollmond. Sehen wir aber die linke Seite nur halb erleuchtet, so ist es das letzte Viertel und abnehmender Mond. Weil der Lauf des Mondes ganz regelmäßig ist; so kann auch Aufgang und Untergang, Abnehmen und Zunehmen desselben ganz richtig angegeben werden; wie das auch im Kalender genau geschehen ist. Eben da, wo dieß angegeben worden, findet Ihr auch bisweilen bemerkt, daß eine Mondfinsternis oder Sonnenfinsternis in der und der Stunde ihren Anfang nehmen, und in der und der Stunde aufhören werde.. Auch das könnt Ihr als untrüglich wahr annehmen. Wegen des ganz regelmäßigen Laufs der Erde mit dem Mond um die Sonne und des Monds um die Erde kann man dies so genau berechnen. Steht der Mond, wenn wir Neumond haben, vor der Sonne, so können die Bewohner der Erde, die gegen über sind, die Sonne so weit nicht sehen, als der Mond vorsteht. Das heißt eine Sonnenfinsternis. Man hange z. B. eine erleuchtete Kugel

irgendwo auf. In einiger Entfernung davon im Dunklen. Steht man nun gerade hinter der dunklen Kugel, so ist die erleuchtete uns nicht sichtbar. Steht man auf der Seite; so ist nur ein Theil der erleuchteten Kugel verfinstert. Auf die Art kann man sich eine Sonnenfinsternis vorstellen. An einem Ort der Erde sieht man die Sonne ganz, an einem andern nur zum Theil, an andern Orten gar nicht verfinstert, wenn der Mond zwischen die Sonne und Erde tritt. Das lezte nennt man eine unsichtbare Sonnenfinsternis. Kommt hingegen unsere Erde, beim Umlauf mit dem Mond um die Sonne, zwischen die Sonne und den Mond zu stehen; so haben wir eine Mondfinsternis. Total heißt sie, wenn die ganze Mondscheibe von unserer Erde verdunkelt ist; partial wenn nur ein Theil der Mondscheibe verdunkelt erscheint.

Die Benennungen der Tage sind theils als Festtage zu bemerken, theils muß man sie behalten, weil man im Hauswesen gewöhnlich nach diesen Tagen rechnet. Die Feste sind entweder unwandelbare oder wandelbare Feste. Die unwandelbaren Feste sind Weinachten, welches immer auf den 25 December fällt, und Neujahrsfest, das am 1 Januar gefeiert wird. Zu den wandelbaren Festen gehört Ostern, Himmelfarthsfest und Pfingsten. Bisweilen kommt Ostern früh, bisweilen spät. Es ist einmal angenommen, daß Ostern am ersten Sonntag im Vollmond nach der Tag- und Nachtgleiche im Früling gefeiert wird. Trift es sich nun, daß bald nach Tag- und Nachtsgleiche Vollmond ist; so haben wir Ostern früh. Nach dem Osterfest richtet sich auch Himmelfahrtsfest und Pfingsten. Ersteres ist nemlich 40 Tage, lezteres 7 Wochen nach Ostern. Von den in der Haushaltung merkwürdigen

Tagen

Tagen hört Ihr so oft den Petri Tag nennen, dieser fälle auf den 22 Febr. Bis dahin muß man mit der Hälfte der Winterfutterung, und mit der Hälfte seines Brodkorns auskommen. Am 4 April ist Ambrosius, wo das Raufutter gesäet werden muß. Maytag den 1 May, ist wegen des Auftreibens des Viehes auf Weiden und wegen der Gerstsaat merkwürdig. Um Vitus Tag, den 15 Jun. wird der späte Lein gesäet. Auf Jakobus Tag, den 25 Jullus, fängt gemeiniglich in unserer Gegend die Erndte an. Egidius, den 1 Sep ember, fängt gemeiniglich die Jagd an. Auf Martini, den 10 November müssen alle Pächte entrichtet werden. Man hat diesen Tagen die Namen zum Andenken berühmter Männer oder Frauen gegeben. Sie könnten allenfalls auch im Kalender ganz mangeln oder an ihrer Stelle andere stehen. Ein großer Aberglaube ist es aber, wenn man gar glaubt, ein Tag sey glüklich oder unglüklich, weil er diesen oder jenen Namen führt. Man versuche es nur an solchen Tagen, die man für unglüklich hält, zu säen und zu pflanzen, und man wird gewis keinen Schaden davon haben, wenn die Witterung anders zu jenen Geschäften günstig war. Schaden aber bringt es oft, wenn man bei jenem Aberglauben beharrt. Es kann gerade an solchem Tage eine günstige Witterung seyn, die in den folgenden Tagen gar nicht so wieder kommt. Hat man nun aus Aberglauben einen solchen Tag versäumt, so muß man mit schlechten Früchten für das Jahr vorlieb nehmen. Man hört auch sehr oft die Benennung zwischen alten und neuen Maytag, Jakobus u. d. gl. Dieß kommt von dem vorhin gebrauchten, nicht so richtig eingerichteten, so genannten Jullanischen Kalender her, der sich auch noch im Kalender mit findet. Nach diesem alten Ka-

lender

lender ist der Tag immer 12 Tage später. In eine andere Benennung, die die Landleute häufig brauchen, weiß sich Mancher so bald nicht zu finden. Man sagt nemlich in der 7 8. 9. 10. u. s. w. Woche. Man zält alsdann von Jakobi bis Maytag rükwärts. Vom 1 May bis 7 ist also die 12 Woche. Man pflegt z. B. zu sagen in der 7 Woche sey es schon Zeit zum späten Leinsäen. Zält man nun von Jakobi 7 Wochen zurük, so ist es die Woche vom 6 bis 13ten Junius. Die Märkte, die hier in der Nachbarschaft gehalten werden, sind auch angeführt, damit Ihr wisset, wo Ihr am bequemsten ankaufen und verkaufen könnet. Um Euch vor Betrug zu sichern, ist hinten im Kalender auch die Erklärung von Münze, Maaß, Zahl und Gewicht gegeben. Die Regierung sorgt zugleich dafür, daß die noch ledig bleibenden Seiten des Kalenders mit nüzlichen Bemerkungen angefüllt werden, die zur Erweiterung Eurer Erkenntnis und zum guten Fortkommen im Haushalt nüzlich werden können. Den besten Dank für diese Sorgfalt der Landesregierung bringt Ihr dadurch, wenn Ihr diese Bemerkungen durch fleißiges Lesen Euch zu eigen machet, und sie, wo Ihr könnt, in Ausübung bringet.

Register

Register.

Wer in diesem Buche etwas finden will, der suche nur in diesem Register nach dem A. B. C. das auf, was er will. Dabei steht die Seite, wo er in dem Buche etwas davon finden wird.

A.

Aas, sein Geruch schädlich S. 14.
Aberglauben, mit Raupen 50. mit Insekten 53. mit dem Kalender 356.
Ablattiren der Obstbäume 247.
Abtreiben der Bienen 270.
Aderlassen, Vorsicht dabei 90.
Aehren, taube, woher sie entstehen 34.
Afrika 352.
Akern, der Felder 169.
Ameisen, ihre Aemsigkeit 56. an Obstbäumen, Mittel dawider 259.
Amerika, wann es entdekt? 353.
Ansteckende Krankheiten, Vorsichtsregeln dabei 102.
April, Gartengeschäfte darin 217.
Arzenei, von Gott verordnet 100.
Asien 352.
Athem bringt manche schädliche Theile aus dem Körper weg 14. Einathmen schädlicher Luft 14.
Auge, dessen Bau 75. der Insekten 51. Augenentzündung, was dabei zu thun? 104.
August, Gartengeschäfte darin 219.
Ausdünstung, der Menschen 66. verdirbt die Luft 14.

B.

Baden, sehr gesund 88.
Bandwurm, Beschreibung davon 60.
Barometer, dessen Nuzen 358.
Bäume, vom Verpflanzen derselben 29.
Baumschule, Anlegung derselben 241.

Baumwachs, wie zu verfertigen? 259.
Bayern 325.
Bedekung der Thiere 40.
Berge, ihr Nuzen 27.
Regailung der Felder 165.
Bete zu pflanzen 221.
Berchtesgaden, eine Probstey 327.
Biber 41.
Bienen, Vorsichtigkeit beim Ankauf 261. Lage des Bienenstandes 262. Beschaffenheit der Körbe 264. vom Schwärmen 265. vom Abtreiben 270. Vorsicht beim Wegbringen in die Genne 273. welche man tödten muß 274. vom Futtern 275. wie sie im Winter zu bewahren 275. vom Beschneiden 276. der Bienenwolf, wie da zu helfen 276 ihre Krankheiten 276. ihre Feinde 279. sie vor Dieben zu sichren 279.
Bimssteine 28.
Bier, wie es geschwind zu machen 81.
Blattern der Kinder, wie zu behandeln 104-112. Einimpfung derselben 110.
Blattläuse 18. ihre Vermehrung 52. an Obstbäumen, Mittel dawider 259.
Blätter der Pflanzen, ihr Nuzen 30.
Bliz, wie er entsteht? 19.
Bleichen, s. Leinwand.
Bloksberg oder Broken, woher der vorgebliche Hexentanz 335
Blume oder Blüten der Pflanze 32. Blumenstaub 33. Blumenpolypen 59.
Blumenkohl 223.
Blindschleiche 48.
Blut im Menschen, dessen Umlauf 71. auf stillstehendem Wasser, woher! 53. Blutregen, was er ist? 17.
Blutfluß, wie sich dabei zu verhalten? 112.
Bluthusten, was dabei zu thun? 113.
Blutbrechen, Verhaltungsregeln dabei 114.
Blutigel, Beschreibung und Nuzen 60.
Bohnen, große, zu pflanzen 222.
Böhmen 325.
Brandschaden, wie zu heilen? 115.
Bräune, wie sich dabei zu verhalten? 114.
Brand der Bäume zu heilen 252.
Brantewein, schrekliche Folgen des unmäßigen Gebrauchs 83.
Brauen (vom) 287.
Brandenburg 331.
Bremse, schadet dem Vieh 57.
Brechmittel, Vorsicht dabei 99.
Brodbaken (vom) 283.
Bruchschaden, was dabei zu thun? 116.
Brunnen, ihr Wasser ist oft ungesund, wie gesundes darin zu erhalten 24.
Brusthöhle der Menschen, wozu? 71.
Buttern (vom) 305.
Butter, lange gut zu erhalten 307.
Burre zu pflanzen. 232.

C.

Carotten zu säen 223.
Churfürsten, warum sie so heißen? 322.
Christenthum, seit welcher Zeit die Lipper damit bekannt sind? 320.
Colikschmerzen, wie sich dabei zu verhalten? 117.

D.

Darmgicht, wie sich dabei zu verhalten? 118.
Dännemark 346.
Deutschlands Größe 322. Eintheilung 323. Oberhaupt und Gerichtshöfe 322. Hauptflüsse 324.
Dezember, Gartengeschäfte darin 220.

Dill zu säen 223.
Disteln, s. Saudisteln 207.
Dohlen, ihr Nuzen 45.
Donner, Entstehung derselben 19.
Donnerkeile giebt es nicht 21.
Drachen, fliegende 22. der damit getriebene Aberglaube 23.
Drohnen der Bienen 54.
Düngen der Felder 165. der Gärten 203. der Wiesen 183.
Düngesalz 169.
Dünste, woher sie kommen? 16. wässerige 16. elektrische 19. ölichte und schwefelichte 21.
Dumpf, woher? 77.
Durchfall, Durchlauf, Verhaltungsregeln dabei 119.

E.

Eggen der Felder 175.
Egypten 352.
Eidechse, ihr Nuzen 47.
Eingeweidewürmer 60.
Eigenbehörige, woher entstanden? 314.
Einkünfte unsers Fürsten 314.
Eisengeschirr, Vorsicht beim Gebrauch derselben 300.
Elektrische Dünste in der Luft 19.
Engbrüstigkeit, woher die entsteht 77.
Engerlinge in Gärten zu vertilgen 213.
Endivien zu säen 224.
Enten aufzuziehen 290.
England, wie hier der Akerbau getrieben wird? 344.
Epheu, dessen Beschaffenheit 30.
Erde, ihre Gestalt 26. Größe 27.
Erde, verschiedene Arten derselben 148. Verbesserung derselben 155. mit Mergel 157. Erde, als Verbesserungsmittel der schweren Aeker 161.
Erfrorene Menschen, wie zu behandeln? 139.
Erhängte, Erstikte und Ertrunkene zu behandeln 141.
Erdflöhe zu vertilgen 213.
Erbsen zu pflanzen 224. harte, sie leicht weich zu kochen 299.
Ernährung des Menschen 68.
Espareette 187.
Essig, Nuzen desselben bei Arbeiten an sumpfigten Orten 15.
Europa, Zahl der Einwohner 36. 351.
Eyer der Vögel 44. der Fische 46. der Insekten 49. lange aufzubewahren 291.

F.

Farbe der Menschen, woher ihre Verschiedenheit? 65.
Fäulnis, ob Thiere daraus entstehen können? 49.
Faulen (das) der Bäume zu heilen 253.
Faulbrut der Bienen, wie zu helfen? 297.
Federn, warum Vögel alle Jahr neue bekommen? 43.
Februarius, Gartengeschäfte darin 216.
Feld, gute Bestellung desselben 169. Verbesserung mit Sand 163. mit Erde 161. mit Mergel 157. Begailung desselben 165.
Feldsalat zu säen 232.
Fenchel zu säen 225.
Fenster, Oefnung derselben in Krankenstuben 14.
Feuerkäfer 58.
Festtage, ihre Eintheilung 362.
Fische, warum mit Schuppen versehen? 40. ihre Einrichtung 46.
Flachs, Bearbeitung desselben 291.
Fleisch, von dessen Einsalzen 310. Räuchern 31.
Fliegen, spanische, ihr Nuzen 58.
Flöhe 49.
Flüsse, woher sie ihr Wasser erhalten und wo es bleibt? 26.
Franken 328.
Frankreich 351.
Frost, Vorsicht dabei 120.
Frösche, ihr Nuzen 17. 47.
Fruchtknoten an Pflanzen, ihre Absicht 33.

G.

G.

Galle im Menschen, ihr Nutzen 69.
Gänse aufzuziehen 289.
Garn einzuäschern 294.
Gartenbau 196. Anlegung eines Gartens 198. Verbesserung dessen Erdreichs 199 Umgraben 199. 201. Düngen 203. Unkraut darin wegzuschaffen 205. Ungeziefer zu vertilgen 211. Gartenhake 207.
Gehirn, dessen Beschreibung 67.
Gelenke im Menschen, woher sie oft steif werden? 64.
Geruch der Menschen 75. unangenehmer, ist Zeichen der verdorbenen Luft 14.
Gesundheit, wie zu erhalten? 75.
Gesundbrunnen, Vorsicht sie zu gebrauchen 25. 26.
Geschluckte Sachen, s. Schlund.
Getränke, wann sehr schädlich? 77.
Gewitter warum oft mit Wind begleitet? 16. mit Regen? 19. ihr Nutzen 19. Vorsicht bei denselben 20.
Gewitterstangen oder Ableiter 20.
Gichter der Kinder, woher sie gewöhnlich entstehen? 121
Gift, Kennzeichen der Vergiftung und Mittel dawider 124. der Schlangen 48.
Gips, als Düngungsmittel der Felder 169.
Gogericht, warum es gehalten wird? 316.
Gurken, Kennzeichen des guten Saamens 225.

H.

Haare am Menschen, ihr Nutze 65.
Haferwurzel, wann gesäet? 226.
Hagel 18.
Halsentzündung, Halsweh, s. Bräune 114.
Hals, wenn etwas darin stekken geblieben, wie zu helfen? 122.
Harzwald 335.
Haut am Menschen, ihr Nutzen 65. 66.
Heringe, ihre Fruchtbarkeit 47.
Herz des Menschen 71.
Hirschkäfer, seine Verwandlung 50
Hofgericht, dessen Geschäfte 315.
Holland 342.
Honig in Blumen 35. Honigthau 17. wie die Schmetterlinge ihn aus den Blumen saugen? 51. wie auszupressen? 280.
Hunde, Mittel wider das Tollwerden und Kennzeichen der Tollheit 135.
Hundsbiß, toller, Verhaltungsregeln dabei 134.
Hunger, woher der entsteht? 69.
Hüner aufzuziehen 290.

J.

Januarius, Gartengeschäfte darin 216
Insekten nützen den Pflanzen 34. warum sie so genannt werden? 49 ihre Verwandlung 49. Vermehrung 52.
Johanniswürmchen 58.
Johannislauch, dessen Pflanzzeit 226.
Junius, Gartengeschäfte darin 218.
Irrwisch, was es ist? 22.
Irrland 346.
Island 347.
Italien 350.
Jungfernschwarm schadet den Bienen 266.

K.

Kaiser, der Deutsche, unser Oberhaupt 322.
Kaffee, woher wir ihn erhalten 352. 354.
Kalender, dessen Einrichtung 356. ist kein Wetterprophet 357. die Bedeutung der Zeichen

chen bei jedem Tage 358. Monatszeichen 359. Eintheilung der Zeit 360. Benennungen der Tage 363.
Kälte, sehr strenge, Vorsicht dabei 120. wirkt auf die menschliche Haut 66.
Kälber, welche man zum Anzug wählen muß, und wie aufzuziehen? 191.
Käse zu machen 308. wann ungesund? 80.
Kanaan 352.
Kammer unsers Landes, ihr Geschäfte 316.
Kanzley, ihr Geschäfte 315.
Kartoffeln, noch nicht lange bekannt 33. 354. sie zu pflanzen 226. einige Arten sind ungesund 299. Käse davon zu machen 308.
Kehle, unrechte, s. Luftröhre.
Keller, wie man sich bei lang verschlossenen zu verhalten? 15.
Kinder, durch zu viel Essen ungesund 80. Kinderblattern, wie zu behandeln? 104.
Kirche, Begräbnisse darin schädlich 15.
Kirchhöfe in Städten und Dörfern schädlich 15.
Kiehmen, warum Fische damit versehen sind? 46.
Kleinlauch zu pflanzen 236.
Knochen des Menschen 64.
Knospen der Bäume 30.
Körper des Menschen, Bau desselben 63.
Kohl oder Kumst zu säen 227. brauner 229.
Kohlrabi zu säen 229. unter der Erde 236.
Kochen (vom) 296.
Kohlendampf schädlich 14.
Kohlen, brennende, in Zimmern schädlich 15. 76.
Kolibri 44.
Kornwurm, der schwarze, seine Vermehrung 53.
Konsistorium, dessen Geschäft 315.
Kontribution, bekommt nicht der Landesherr 317.
Körbel zu säen 227.
Krankheit, Verhaltung darin 98.
Krankenstuben von bösen Dünsten zu reinigen 14.
Krämpfe, woher sie entstehen? 67.
Krebs der Bäume zu heilen 253.
Krokodill 48.
Kresse zu säen 229.
Kröten, ihr Nuzen 47.
Kropf der Vögel 42.
Kühe, wie man gute erhalten kann? 193.
Kupferngeschirr, Vorsicht beim Gebrauch dabei 300.
Küster und Schulmeister, die Zahl derselben in unserm Lande 315.

L.

Landtag, warum der gehalten wird? 317.
Lasten, schwere, zu tragen, Vorsicht dabei 86.
Laub, dessen Nuzen an den Pflanzen 30.
Laubfrosch, ein Wetterwiker 358.
Lappland 347.
Lavendel, Zeit der Verpflanzung 230.
Leichen, ihr Dunst schädlich 14.
Leinsaamen, warum der Rigaische so gut? 173. 328.
Leinwand darf nicht lange in der Schlichte liegen 295. zu bleichen 295.
Leviathan 48.
Liebstökel, ein Kraut wider Schlangenbiß 48.
Liefland 348.
Lippe (die Grafschaft) Beschreibung 313. Anzahl der Einwohner 315. Landesprodukte 318. Beschaffenheit derselben vor Christi Geburt 319. wenn das Christenthum darin eingeführt wurde? 320.
Luft, ihre Verschiedenheit, und woher? 14. Ihr Einfluß auf die Gesundheit 14. Ursachen

und Kennzeichen der verdorbenen Luft 14. 76.
Luftröhre, wenn etwas hineingekommen, wie zu helfen? 124.
Lunge des Menschen 71. 73. warum haben Fische keine? 46.
Luthers (D.) Verdienst 320.
Lutheraner, warum so genannt? 321.

M.

Magen, nähere Beschreibung 69.
Mäuse, in Gärten zu vertilgen 214.
Masern der Kinder, wie zu behandeln? 127.
Maulwurfs Nuzen 59. Mittel dawider 214. sie von Obstbäumen zu entfernen 259.
Mausern der Vögel 43.
May, Gartengeschäft darin 218.
Majoran, dessen Säezeit 230.
Mayrüben zu säen 230.
Meerwasser 26.
Mehl vor dem Verderben zu sichern 302.
Mehlthau, Mehldrek 18.
Meienberger Wasser, Vorsicht beim Gebrauch desselben 26.
Meyereien, welche Güter so genannt werden? 314.
Meklenburg 332.
Melisse zu säen und umzulegen 230.
Mellenkohl zu säen 230.
Mensch als Geschöpf betrachtet 61. Anzahl auf der Erde 62. von seinem Körper 63. seine Ernährung 68. Menschenhandel, wo? 353.
Mergel, Kennzeichen seiner Güte 157.
Merrettig, seine Fortpflanzung 230.
Merz, Gartengeschäfte darin 217.
Milben, ihre Entstehung 49.
Milch will große Reinlichkeit 302. Milchgefäße 303. Milchkammer 304.
Miserere, s. Darmgicht.
Mist 165. darf nicht lange auf Feldern liegen 171. Mistgruben anzulegen 167.
Müken haben viele Augen 51.
Mond, dessen Entfernung von unserer Erde 361.
Mondsfinsternis, ihre Entstehung 361.
Muscheln auf Bergen, wie sie dahin gekommen? 27.
Muskeln am thierischen Körper, ihr Nuzen 67.

N.

Nahrung der Thiere, warum so verschieden? 39. 43.
— der Pflanzen 29. des Menschen 78.
Nasenbluten, zu starkes, wie zu stopfen? 113.
Nattern 48.
Naturkenntnis, Nuzen 13.
Nebel, wenn der entsteht 16.
Negern, wo sie wohnen? 353.
Nerven des Menschen, ihr Nuzen 66.
Niederrhein 338.
Niedersachsen 332.
Nordlicht, was es ist und bedeutet? 21.
Norwegen 346.
November, Gartengeschäft darin 220.

O.

Obst zu troknen 308.
Obstbau 240. Obstkerne, wann und wie zu pflanzen? 246.
Obstbäume, Verpflanzung derselben 248. Entfernung von einander 251. Beschneiden derselben 251. Ihre Krankheiten und deren Heilung 252. Thiere die ihnen schaden 258. verschiedene Arten ihrer Veredlung 244.
Oberrhein 338.
Obersachsen 329.
Ochsen, ihr Nuzen beim Akerbau 189.

Oktober, Gartengeschäfte darin 220.
Oesterreich 324.
Ohnmachten, Verhaltungsregeln dabei 128.
Ohr, dessen Einrichtung 75.
Okuliren der Obstbäume 246.

P.

Palstinaken zu säen 231.
Peinliche Gericht, dessen Geschäft 316.
Petersilie und Petersilienwurzeln 231.
Pfalz, ein herrliches Land 338.
Pferde, Kennzeichen ihrer Brauchbarkeit zum Akerbau 189. von Bremsen geplagt 57.
Pflanzen, woher sie entstehen? 28. ihre verschiedene Bedekung 29. ihre Befruchtung 33.
Pflügen der Felder 169.
Pips der Hüner, Mittel dagegen 290.
Pirmonter Wasser, Vorsicht beim Gebrauch desselben 25. 26.
Pohlen 349.
Polypen 59.
Portugall 352.
Portulak zu säen 232.
Porre zu säen 231.
Propfen der Obstbäume 244.
Prediger, wie viel in unserm Lande? 315.
Puls des Menschen 73. 74.
Puppe von der Raupe 50.

Q.

Quakfalber muß man nicht brauchen 91.
Quadratmeile, Erklärung davon 27.
Queken in Gärten zu vertilgen 206.
Quetschungen, wie zu behandeln? 129.

R.

Radies oder Rettig zu säen 232.
Rapünzel zu säen 232.
Raubvögel, warum krumme Schnabel? 42.
Raupen in Gärten zu vertilgen 212. an Obstbäumen 258. damit getriebener Aberglaube 50.
Raute zu vermehren 233.
Reformirte, warum sie sich so nennen? 321.
Regen zur Zeit der Blüte den Pflanzen schädlich 34. was er ist 16.
Regenbogen 18.
Regenwasser zum Trinken schädlich 24.
Regenwurm, dessen Beschreibung 59.
Regensburg, weshalb berühmt? 323.
Regierung unsers Landes, ihr Geschäft 315.
Reichsgerichte in Deutschland, ihre Absicht 322.
Reif, wie der entsteht? 18.
Reinlichkeit, nothwendig 88. beim Kochen 296.
Reissen im Leibe s. Colik.
Riga hat viel Leinsaamen 348.
Rinde des Baums, dessen Nuzen 29. wider das Aufbersten derselben 254.
Rindvieh, wie zu behandeln? 212.
Rindfleisch zu räuchern 311.
Rose, Rothlauf, was dabei zu thun? 130.
Rüben, Herbstrüben zu säen 233. aufzubewahren 301.
Runkelrüben zu säen 233.
Ruhr, wie zu behandeln? 130. der Bienen, woher sie entsteht? 278.
Rußland 347.

S.

Saamen haben alle Pflanzen 35. Einrichtung desselben 36.
Saatkorn, welches dazu genommen werden muß? 173.

Saftröhren der Pflanzen, ihr Nuzen 28.
Sahne, alte giebt schlechte Butter 305.
Salat oder Lattich zu säen 233.
Salbey zu säen und umzulegen 234.
Säen (vom) der Felder 173.
Salz im Schnee 18. Düngungsmittel 169. sehr gesund dem Rindvieh 193.
Salamander 48.
Salzburg hat gute Viehzucht 326.
Sand, als Verbesserungsmittel der schweren Felder 163.
Sandfelder zu verbessern 164.
Sanddisteln, wie aus Gärten zu vertilgen? 207.
Sauerampfer umzulegen 234.
Sauerkohl einzumachen 301.
Schaafzucht 193.
Schaafe, woher das Drehen? 57. Schaafbremse, ihr Schaden 57. Schaafmager als Düngungsmittel 168.
Schaltjahr, woher es entsteht? 360.
Scharlotten zu pflanzen 235.
Schlangen, ihr Nuzen 48.
Schlafstellen, Vorsicht bei der Wahl derselben 86.
Schlafen auf dem Felde schädlich 87.
Schlachten (vom) 310.
Schlag, Schlagfluß, was hier zu thun? 132.
Schlund, wenn was darin steken geblieben, wie zu helfen? 122.
Schmetterlinge, ihr Bau 51. verursachen den Blutregen 17.
Schmeisfliegen, wie sie entstehen? 49.
Schmerzen, heftige, wie zu vermindern? 133.
Schnäbel der Vögel, ihre Verschiedenheit 42.
Schnee, wie der entsteht? 18. Schneewasser wäscht am reinsten 18.
Schneken werden gegessen 48. Beschreibung derselben 60. wie in Gärten zu vertilgen? 212.
Schnittkohl zu säen 235.
Schnittlauch umzulegen 235.
Schöpfung, in ihr ist nichts umsonst 45.
Schottland 346.
Schuppen, warum Fische damit versehen? 46.
Schürken, s. Krämpfe.
Schwaben 341.
Schwalben 45.
Schweden 347.
Schweiz 350.
Schweinezucht (von der) 194.
Schwärmen der Bienen 265.
Schwefeldünste ungesund 14. Schwefelregen 17.
Schwamm, woher? 59.
Schwimmvögel, ihr Bau 43.
Seewasser, dessen Beschaffenheit 26.
Sellerie zu säen 234.
Senf zu säen 235.
September, Gartengeschäft darin 219.
Sonnenfinsternis, woher sie entsteht? 361.
Spinne, ihr Bau 57.
Spanische Fliegen, ihr Nuzen 58.
Speichel, dessen Nuzen 48.
Spanien 351.
Spinat zu säen 236.
Speisen, ihr Einfluß auf die Gesundheit des Menschen 78.
Sperlinge, ihr Nuzen 45.
Stacheln der Insekten, wozu? 52.
Staubläuse, woher? 53.
Stekräben zu säen 236. aufzubewahren 301.
Sternschnupfen, was es ist? 22.
Strauß 44.
Stuben, wann ungesund! 15. 76. Stubenfliegen, ihr Bau 51.
Stikfluß, wie zu behandeln? 134.
Sümpfe, wie man sich verhalten soll, wenn man darin arbeitet 15. ihr Einfluß auf die Gesundheit des Menschen 15. 77.

T.

Tagewählen ist Aberglauben 357.
Teicherde, als Düngungsmittel 163.
Teufelsbanner sind Betrüger 94.
Thau auf Blätter und Pflanzen 17. dessen Nuzen 31.
Thiere, Gottesweisheit an ihnen sichtbar 38. Ihre Vermehrung, Bedekung und Vertheidigungsmittel 40. ihre Kunsttriebe 41. keins überflüßig 45. die im Wasser und auf dem Lande leben können 47.
Timian zu säen 236.
Tischgebät 298.
Tobakrauchen, wann schädlich? 68.
Todscheinende Menschen, was dabei zu thun? 139. 143. 145.
Todtenuhr, was ist es? 53.
Tollwerden der Hunde, s. Hunde.
Truthüner aufzuziehen 291.
Türkey 348.

U.

Uhren, hölzerne, wo sie gemacht werden? 341.
Ungarn 349.
Ungeziefer in Gärten zu vertilgen 211.

V.

Vergiftung, s. Gift.
Verblutungen, wie sich dabei zu verhalten? 112.
Verkälten (sich) 66.
Vertheidigungsmittel der Thiere 40.
Verwandlung der Insekten 49.
Vieh muß gesundes Wasser haben 24.
Viehzucht, ihr Verhältnis zum Akerbau 187.
Vitsbohnen zu pflanzen 237.
Vögel, ihr Bau 41. ihre Nahrung 43. ihre Nester 44. ihre Wanderung 44.

W.

Wachs, woher es die Bienen erhalten? 53. es auszupressen 281.
Wallfisch, warum mit Spek bedekt? 40.
Wanderung der Vögel 44.
Wasser, zum Trinken, dessen Beschaffenheit 23. welches ungesund 23. hartes, wie weich zu machen? 24. unreines zu verbessern 24.
Wasserscheue, s. Hundsbiß.
Wasserpolypen 59.
Weinbergsschneke 60.
Wespen, Bau ihrer Zellen 55.
Wetterglas, s. Barometer. An einem Blutigel 60.
Westphalen 336.
Weisellosigkeit der Bienen 276.
Wezlar, weshalb berühmt? 322.
Wien, weshalb berühmt? 322.
Wiesen, Vermehrung derselben 175. ihre Verbesserung 176. 187. Bewässerung 178. von schwerer Erdart, wie fruchtbar zu machen? 179. von leichter Erdart 180. sumpfige zu verbessern 181. Düngungen derselben 183.
Wind, wie er entsteht? 15. sein Nuzen 16. dem Pflanzen gut 31.
Wirsing zu säen 238.
Winterkumst zu säen 228.
Wildlinge zu Obstbäumen, Kennzeichen ihrer Brauchbarkeit 243.
Witterung, warum im Kalender angegeben? 357.

Wolken, wie sie entstehen? 16. Wolkenbruch 16.
Wunde zu heilen 137. stark blutende zu stillen 113.
Wunderdokters muß man nicht brauchen 91.
Würmer, was für Thiere darunter verstanden werden? 58.
Wurzeln an den Pflanzen, ihr Nuzen 29. zu säen 238.
Wurm am Finger zu heilen 138.

Z.

Zähne, Vorsicht zur Erhaltung 68. 89. der Schlangen haben Gift 48.
Zauberer sind Betrüger 94.
Zinngeschirre, Vorsicht beim Gebrauch derselben 300.
Zipollen zu säen 238.
Zuluft in Krankenstuben schädlich 14.
Zunge des Menschen 75. der Schmetterlinge ist zusammengerollt 51.
Zuker, woher wir ihn erhalten? 352.
Zukerwurzeln zu säen 239.

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ewald, Johann Ludwig,

Hand- und Hausbuch für Bürger und Landleute welches lehret, wie sie Alles um sich her kennen lernen, sich gesund erhalten, sich in Krankheit helfen, wie sie ihr Land auf die vortheilhafteste Art bauen, ihre Gärten bestellen, sich gutes Obst ziehen, Bienen mit Nutzen halten und wie Hausfrauen ihre

Lemgo [u.a.] 1793

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.240
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301424-6